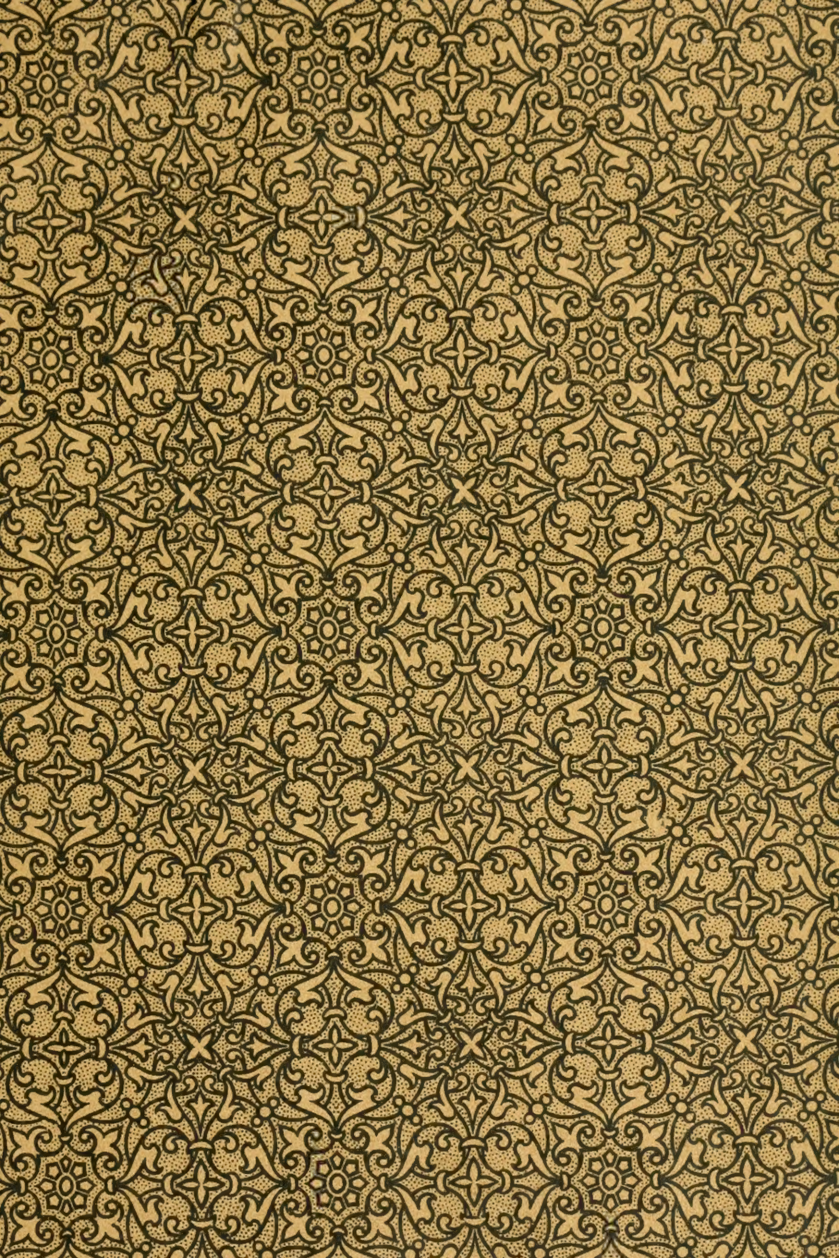
Jahrbuch der Grillparzer-Gesellschaft.

Zwölfter Jahrgang.



Wien,
Verlag von Carl Konegen.





Jahrbuch

der

Grillparzer-Gesellschaft.

Jahrbuch

der

Grillparzer-Gesellschaft.

Herausgegeben

von

Karl Glossy.

Zwölfter Jahrgang.



Wien.

Verlag von Carl Konegen.

1902.

Gesellschafts-Buchdruckerei Brüder Hollinek, Wien, III., Erdbergstraße 3.

Inhalt.

Nikolaus Lenau.

(Kanzone zu seinem 100. Geburtstage.)

Am Tore Walhalls, wo die Geister wohnen,
Glanzsel'ge nun, die heiß gesucht die Lohen
Ewigen Lichts, leidüber siegend drangen
Und jetzt, erfüllter Sehnsucht, mit gelassen-frohen,
Klarstillen Blicken vor der Weitschau thronen,
Wo alles aufquillt, das sie ahnend sangen,
Lehnt mit verfall'nen Wangen,
Im Nebelgrau, vom schweren Anstieg rastend,
Ein Müder, noch des Eintritts nicht gedenkend,
Erdwärts die Blicke senkend,
Woher er kam, lang geistblind, nur mehr tastend,
Sich letzten Weges zu den ew'gen Wonnen
Herhorchend nur am Rauschen ihrer Bronnen.

Der Erde Angsttraum noch in dunklen Augen,
Starrt er ins Schwelen, das nach aufwärts züngelt,
Bleichzungig, spitz — indes es tief in Talen
Dumpf ruht, die Schöpfung wie ein Wurm umringelt
Und Tag und Nacht dort auspreßt Tränenlaugen,
In alle Herzen Feuer faucht und Qualen.
Da weckt ein Blinken, Strahlen
Und ein Erklingen seines Saitenspieles
Den Träumer auf: Hehr aus den Nebeln schreiten,
Die blitzend abwärts gleiten,
Sieht er ein Weib, und schauernden Gefühles
Kennt er die Lebensgöttin, sieht die Augen,
Die groß, doch sternlos, bis ins Mark ihm saugen.

„Ha, bist du's wieder?“ — Ihm versagt die Stimme,
Und wie zur Abwehr hebt er nur die Geige.
Sie stehen Aug' in Aug', einander bindend,
Starr er, sie dann, als ob sie bang sich neige,
Bis er zurückweicht, wie befreit vom Grimme,
Sie aber säumt, wie nicht vorüberfindend.
Nun in die Saiten mündend
Bricht los sein Leidsturm, eines Herzens Klage,
Als wogt' ein Meer auf alles je Gelitt'nen!
Unsagbar schwer durchstritt'nen,
Glücklosen Lebens vorwurfsvolle Frage
Schreit auf an ihr: „Was hast du mich geschaffen,
Nur um mich folternd durch das Sein zu raffen?“

„Gebor'n berauschten Muts, dich mehr zu lieben
Als deine andern, klügelnden Gebilde,
Die nur von Furcht und Not an dich gebunden,
Entzückt vom Anschein deiner tiefen Milde,
Zu deinen Rätseln zaub'risch hingetrieben,
Hab' ich verlangend, betend dich umwunden;
Doch ewig-unempfunden,
Vergebens blüht die Liebe dir entgegen —
Unsel'ge, der versagt ist, am Erbarmen.
Die Seele zu erwarmen,
Tod, Leid allein nur folgen deinen Wegen . . .“
. . . Sein Lied klang aus, so wie nach Sturmesgrollen
Nur weiche Perlen mehr ans Ufer rollen.

Der Göttin Auge füllen Tränen,
Und ihre eig'ne Brust erfaßt ein Sehnen,
Der Zukunft Streiter für des Lebens Werke
Gestählt zu schaffen, voll gefeiter Stärke!

Wien, 1902. Hermann Hango.

Wie Grillparzer über Lenau dachte.

Von

Alfred Freiherrn v. Berger.

I.

Grillparzers Kritik der Gedichte Lenaus.

Nach allem Anscheine haben die zwei größten österreichischen Dichter der vormärzlichen Periode des neunzehnten Jahrhunderts, der Lyriker Lenau und der Dramatiker Grillparzer, sich weder persönlich, noch künstlerisch für einander zu erwärmen vermocht.

Nach Mitteilungen L. A. Frankls soll Lenau von Grillparzers Bedeutung keine hohe Meinung gehegt haben, was Lenau auch dadurch an den Tag gelegt hat, daß er sich weigerte, an einer von der „Konkordia" zu Ehren Grillparzers veranstalteten Geburtstagsfeier teilzunehmen. Frankl hat einige kritische Äußerungen Lenaus über Grillparzers bekanntes Gedicht „Abschied von Wien" aufbewahrt, die sachlich zwar nichts Erhebliches besagen, aber doch keinen Zweifel darüber lassen, daß der Dichter der „Sappho" Lenau nicht sympathisch war. Die Gründe dieser Abneigung Lenaus ausführlich zu erörtern, wäre müßig. Lenau war seiner politischen Gesinnung nach ein radikal Malkontenter, während Grillparzer, so tief er unter dem geistigen Drucke litt, doch mit jeder Faser seines Herzens konservativ und schwarzgelb war. Auch hatte Lenau ohne Zweifel im stillen zuweilen den ehrgeizigen Traum, seine Erfolge als Lyriker mit dem dramatisch-tragischen Lorbeer zu krönen; vielleicht hatte er sogar das Gefühl, daß die tragische Empfindung in seiner

Brust kräftiger und tiefer pulsiere als in Grillparzer. Trotzdem hat er, der, wie Goethes Tasso, alles „tief in sich selbst fühlte", keine Tragödie zu schaffen vermocht. Dies mag das unbewußte Motiv seiner Verachtung des Theaters gewesen sein, und vielleicht auch seiner Geringschätzung des bedeutendsten dramatischen Dichters Österreichs. Es wäre auch nicht zu wundern, wenn der feinfühlige und empfindliche Dichter gespürt hätte, daß auch Grillparzer für ihn nicht die unbedingte Bewunderung empfand, welche Lenau in seinen Wiener und Stuttgarter Zirkeln zu genießen gewohnt war. Schließlich waren beide Dichter echte Österreicher, und ein Österreicher läßt den anderen immer nur dann gelten, wenn er gar nicht mehr anders kann.

Grillparzer hat zweimal Gedanken über Lenau ausgesprochen. Zuerst 1839 in Prosa, in einer kurzen Kritik der Gedichte Lenaus, die in der Gesamtausgabe unter der Rubrik „Studien zur deutschen Literatur" abgedruckt ist, dann 1850 in einem Gedichte „Am Grabe Lenaus", welches offenbar unter dem frischen Eindrucke der Todesnachricht geschrieben ist; in Grillparzers Gedichten steht es in der Abteilung „Poesie und Poeten". Eine von Frankl reproduzierte mündliche Äußerung Grillparzers, als er Lenau in einem Kreise von Wiener Literaten seinen „Faust" vorlesen hörte, „Lenau sei ein deutscher Dante", scheint mir, aus dem Zusammenhang gerissen, wie sie uns überliefert ist, zu vieldeutig, um erkennen zu lassen, was Grillparzer damit sagen wollte.

Die Kritik in Prosa lautet folgendermaßen: „Lenaus Gedichte haben wunderliche Eigenschaften. Ein unleugbares poetisches Talent, das manchmal sogar ans Bedeutende streift. Der Vers gut gebaut, obwohl er sich selten bis zum Rhythmus erhebt. Der *Verlauf* der Empfindung oft untadelhaft, nur daß selten ein *Ganzes* der Empfindung daraus wird; denn wenn es nun darauf ankommt, die einzelnen Strahlen in einen Brennpunkt zu sammeln, schnappt das Ganze falsch

ab, und irgendein Fernherbeigeholtes oder Wunderliches stempelt, was wir bis dahin für gedacht und empfunden gehalten hatten, zur hohlen Grübelei. Der Ausdruck findet fast immer ein schickliches, selten aber das prägnante Wort. Dabei herrscht eine unselige Schwermut vor, d. h. eine solche, die sich nicht durch das Gedicht kopfaufwärts befreien, sondern kopfabwärts tiefer hineinarbeiten will. Das alles verbreitet einen Qualm über diese Gedichte, der mir wenigstens, bei aller Anerkennung, höchst widerlich ist."

Ein Teil dieser Kritik ist so klar, daß jede Erläuterung des Sinnes überflüssig ist und nur die Frage nach der Gerechtigkeit übrig bleibt.

Nur die Lenaus Vers betreffende Bemerkung erheischt einige Worte, da sie uns einen von Grillparzer behaupteten Mangel des Lenauschen Verses nur dunkel empfinden läßt, ohne ihn ganz klar zu bezeichnen. Nach Grillparzers Meinung genügt Lenaus Vers, obwohl gut gebaut, den feinsten und letzten metrischen Anforderungen doch nicht ganz. Diese höchsten Anforderungen faßt Grillparzer unter dem Ausdrucke „Rhythmus" zusammen.

Jemand schreibe die Gefühle und Gedanken, die er in einer bestimmten Situation gehabt hat, in Prosa nieder, in gewählten Worten und Bildern, in klaren, durchsichtigen Satzperioden. Er entdecke, daß diese Aufzeichnung der Stoff zu einem lyrischen Gedichte ist, und beschließe, ein solches daraus zu machen. Zu diesem Zwecke bringt er seinen kleinen prosaischen Aufsatz in Verse, und zwar entscheidet er sich für fünf vierzeilige Strophen, bestehend aus fünffüßigen Jamben mit männlichen Ausgängen und umschließenden Reimen (a b b a). Das „in Verse bringen" besteht darin, daß der Verfasser an dem Prosatexte in Wortwahl, Wortstellung und Satzbau diejenigen Abänderungen vornimmt, durch welche er zu einer langen Reihe von hundert Jamben wird. Nach je zwanzig Jamben folgt ein tieferer, das Ende einer Strophe markierender Satzeinschnitt; innerhalb dieser

zwanzig Jamben haben die zweite Silbe des fünften und des zwanzigsten sowie des zehnten und des fünfzehnten Jambus je den identischen Vokal und eventuell identische Schlußkonsonanten. Ich nehme an, daß der nunmehr zum Poeten gewordene Prosaiker, um dem von ihm gewählten metrischen Schema zu genügen, was Sinn und Klarheit und syntaktische Korrektheit der Prosavorlage angeht, kein wesentliches Opfer zu bringen genötigt war und den Inhalt aus der Prosa in die metrische Form übergoß, ohne etwas zu verschütten. Diese metrische Form sei tadellos: der metrische Kritiker, die Verse nachmessend und die Silben abwägend, muß einräumen, daß es fünf vollkommene Strophen nach dem angegebenen Vers- und Reimschema sind. Es sind „gut gebaute" Verse. Auch verrät kein Wort und keine Wendung den prosaischen Ursprung. Nun liest ein wirklicher Dichter das Ding und erklärt die behördlich geeichten Verse für abscheulich. Ja, was fehlt ihnen denn? — „Der Rhythmus!" — Was heißt das, Rhythmus? — Ich will versuchen, es zu sagen.

Fünf korrekte Jamben sind noch nicht ein schöner fünffüßiger Jambus, vier fünffüßige gereimte jambische Zeilen sind noch nicht eine schöne vierzeilige jambische Strophe, und fünf jambische Strophen sind noch nicht ein metrisch vollendetes fünfstrophiges Gedicht. Die Einheit des Gedankens, welche die fünf Strophen inhaltlich zu einem Ganzen bindet, macht sie noch nicht zu einer metrischen Einheit, zu einem formalen Ganzen. Ein auch metrisch vollkommenes Gedicht aber ist eine metrische Einheit, ein formales Ganzes. Jene, der bloß abmessenden und abwägenden Metrik unfaßbaren, Eigenschaften der Versfüße, Verse und Strophen, durch welche sich die Versfüße zu schönen Versen, die Verse zu schönen Strophen, die Strophen zur metrischen Einheit eines Gedichtes verbinden, sind dasjenige, was Grillparzer in seiner kurzen Lenaukritik den Rhythmus genannt hat.

Der Vollpoet zieht nicht den gegebenen Gedanken- und Sprachstoff einfach auf Strophen ab, wie der dilettantische

Metriker, sondern ihm schwebt ein mit dem Inhalte des Gedichtes zugleich geborener metrischer Umriß oder rhythmischer Gesamtverlauf des ganzen Gedichtes von Anfang an vor, den er, ohne Worte, das Alphabet herunterskandierend und deklamierend, auszudrücken vermöchte, und welchen er erst, das Gedicht ausarbeitend, im Materiale der Sprache verkörpert. Wenn ihm dies gelungen ist, so wird sich zeigen, daß seine Verse und Strophen nicht nur dem metrischen Schema genügen, sondern, daß sie darüber hinaus noch mannigfaltige, sehr abwechslungsreiche rhythmische Bewegungen innerhalb der Verse und Strophen aufweisen, welche, die Monotonie benehmend, durch die Strophen hindurchströmen und sich erst mit dem Schlußworte des Gedichtes zur rhythmischen Einheit abschließen. Die Durchführung dieser Rhythmik kann immerhin die geometrische Regelmäßigkeit der Verse hin und wieder ein klein wenig aus der Ordnung bringen, wie der durch die Bäume hindurch wehende Sturm die Umrisse verändert, die sie in der Windstille haben.

Die Kunstmittel, durch welche diese höheren rhythmischen Qualitäten hervorgebracht werden, ließen sich nur in einer ausführlichen Rhythmik darlegen, welche den zweiten, ergänzenden und abschließenden Teil der Metrik bildet. Sie beruhen alle auf der Verwertung von Lautgehalt und -charakter, Klangfarbe, Redegeschwindigkeit, Stärke und Stellung der logischen und der Gefühlsakzente, Stellung der Satzeinschnitte im Verse u. dgl. Das eigentliche Feld der rhythmischen Künste ist der dramatische Vers, dessen Theorie, soviel ich weiß, noch nicht geschrieben ist. Denn in der dramatischen Verssprache ist mit dem Wegfalle der Strophe ein Hindernis der freien Entfaltung des Rhythmus entfernt.

Im allgemeinen gleicht an und für sich kein einzelner Vers eines bestimmten metrischen Schemas dem anderen, wie kein Ahornblatt dem anderen kongruent ist, obwohl alle wie Ahornblätter aussehen. Bei einem von einem Meister der

Rhythmik geschaffenen metrischen Gebilde aber sind diese feinen Unterschiede, welche den Versen und Strophen den Ausdruck verleihen, nicht, wie beim Dilettanten, großenteils durch Zufall entstanden, sondern durch die rhythmische Empfindung gesucht und getroffen.

Das soeben Dargelegte hatte Grillparzer, wie jeder wirkliche Poet, sehr deutlich im Gefühle, so gut als Lenau. Trotzdem urteilte Grillparzer, daß Lenau zwar den metrischen Regeln genüge, daß aber seine rhythmische Kunst wenig entwickelt sei.

Nach vieljährigem Studium des Lenauschen Verses, der Laien durch seine metrische Exaktheit verblüfft und besticht, muß ich dem Urteile Grillparzers, dem als Dramatiker die Geheimnisse der Rhythmik geläufig waren, zustimmen.

Manche Gedichte Lenaus, wie „Die drei Zigeuner", sind freilich auch rhythmisch von genialer Vortrefflichkeit. Bei vielen aber habe ich das Gefühl, daß ihm eine ausdrucksvolle rhythmische Konturlinie des Ganzen, deren ich vorhin gedachte, nicht von vornherein bestimmend vorschwebte, sondern daß er in ihnen, sich dem Beispiele annähernd, an welches ich diese Betrachtungen geknüpft habe, eigentlich — Prosa schrieb, eine Prosa, die er nur eigensinnig einem vorgefaßten metrischen Vers- und Strophenschema peinlich genau zu entsprechen zwang. Namentlich die monotonen Strophen des auch in metrischer Beziehung künstlich gemachten „Savonarola" erwecken mir dieses Gefühl. Das hat auch Grillparzer empfunden und in seiner knappen Kritik ausgesprochen.

Damit hängt eng zusammen der zweite von Grillparzer gegen Lenaus Gedichte erhobene Vorwurf, daß, wenn auch der *Verlauf* der Empfindung oft untadelhaft sei, doch nur selten ein *Ganzes* der Empfindung daraus werde. Die rhythmische Durchbildung ist es ja vor allem, welche die Gedichtteile für unser Gefühl zum Ganzen einigt, sie nötigt den Dichter, die „einzelnen Strahlen in einen Brennpunkt"

zu sammeln und bewahrt ihn davor, in Nebengedanken abzuspringen. Dies kommt bei Lenau sehr oft vor; man spürt es sogleich beim lauten Vorlesen, welches überhaupt viele verborgene Mängel an den Tag bringt. Ich erwähne nur von den vier Gedichten „Der einsame Trinker" das dritte, dessen drei Schlußstrophen ein Beispiel jenes „falschen Abschnappens" sind, welches Grillparzer meinte. Etwas Ähnliches begegnet Lenau in „Das Roß und der Reiter".

Ungerecht finde ich den Lenaus Schwermut betreffenden Vorwurf. Auch ließe sich über die von Grillparzer angedeutete Begründung desselben manches sagen. Mir wenigstens will es scheinen, daß man es auch den schwermütigen Gedichten Grillparzers nicht anmerkt, daß er sich durch sie von seiner Schwermut kopfaufwärts befreien wollte. Er wollte nur „sagen, was er leidet".

II.

Grillparzers Gedicht „Am Grabe Lenaus († 22. August 1850)".

„So bist du hingegangen, armer Mann,
Und bist im wüsten Irrenhaus erblichen,
Gehörend so im Ende denn auch an
Der Zeit, der du in deinem Lauf geglichen.

Bestimmt, ein blühend grüner Ast zu sein
An deines Vaterlandes Künstlerbaume,
Fandst du's zu eng in dem beengten Raume,
Und selbst als Baum zu gelten, lud's dich ein.

Also entrückt der vaterländ'schen Erde,
Verpflanztest du, was so versprechend schien,
Hin, wo im Treibhaus am geheizten Herde
Und unter Glas sie bleiche Pflanzen zieh'n.

Der Triebe Keim blieb deiner Heimat eigen,
Nur Laub und Holz, es ward mit dir versetzt,
Ein wenig gohr der Saft noch in den Zweigen,
Dann starb er ab und du mit ihm zuletzt.

Daß du ein Ehrenmann, hat dich getötet,
Daß du kein Tor, war deines Wahnsinns Grund;
Wem Selbsterkenntnis noch die Stirne rötet,
Der straft sich Lügen selbst mit eig'nem Mund.

Vom Lob getragen und vom Ruhm beschienen,
Fandst du dich selbst zu arm für solchen Wert,
Und ehrlich, soviel Beifall zu verdienen,
Hast später Bildung du dich zugekehrt.

Mit österreich'scher alter Treue,
Um auszufüllen, was dir noch zu weit,
Nahmst du die Torenweisheit, alt und neue,
Rasch auf in deines Ruhmes schwellend Kleid.

Und weil dem Liebchen gerne nah der Buhle,
Der Wind am stärksten da, woher er weht,
Begabst du dich in Schwabens Dichterschule,
Wo fern ein Meister seinen Schülern steht.

Dort in der alten Heimat alter Sparren,
Zum Märchen schon gewordenen von je,
Dem Vaterlande der Genies und Narren,
Weil fix, als beiden eigen, die Idee, —

Warst du von einem Männerkreis umgeben,
Die grauweis, wie einst König Mithridat,
An Gift gewöhnt sich all ihr ganzes Leben,
So daß sie nun verdauen jeden Grad.

Du aber mit den unentweihten Kräften,
Der sein du wolltest, was für jene Scherz,
Du trankst dir Tod in jenen Taumelsäften,
Was für den Kopf bestimmt, es traf dein Herz.

Da trat, was du gefloh'n in allen Tagen,
Die Wirklichkeit dich an, von Inhalt schwer,
Halb selbst sich Überheben, halb Verzagen,
Stand still die Uhr, der Zeiger wies nicht mehr.

Und so sei dir ein Lebewohl gesprochen,
Ob That und Wollen sich gleich noch so weit;
Was dich zerbrach, hat Staaten schon zerbrochen:
Dich hob, dich trug und dich verdarb die Zeit."

Unzweifelhaft ist in diesen wuchtigen Strophen etwas von dem großen rhythmischen Zuge und Schwunge, den Grillparzer an Lenau vermißte. Daß die zweite Strophe statt der gekreuzten Reime umschließende hat und in der siebenten ein einsamer vierfüßiger Jambus sich zwischen die Fünffüßler drängt, thut dem ebensowenig Eintrag, als das offenbar Prosaische mancher Wendungen und Übergänge. Der Nachruf ist wie das Urteil eines Totengerichts und ist gehalten im Geiste der Gesinnung und des inneren Verhältnisses, welches im „Bruderzwist im Hause Habsburg" Kaiser Rudolf II. zu seinem Bastard Don Cäsar, dem „wüsten Sohne der Zeit", hat.

Aus den Grundgedanken des Gedichtes greife ich zunächst den heraus, in welchem Grillparzer einen gewissen Parallelismus zwischen Lenaus geistigem Entwicklungsgange und dem Verlaufe der damaligen Zeitgeschichte behauptet. Lenaus Wahnsinn sollte in diesem nur angedeuteten Gleichnisse wohl das Analogon zur Revolution von 1848 bilden. Mir scheint dieser Vergleich mehr rhetorisch wirksam als wahr; denn Lenaus Entwicklung entsprang weit mehr aus einer eigentümlichen, zu den Schicksalen, die er erlitt, prädestinierten Persönlichkeit, als aus den Einwirkungen des Zeitalters. Der Zusammenhang zwischen dem Zeitgeiste und einer bestimmten Gehirnerkrankung wird immer schwer nachzuweisen sein und hat mehr Einleuchtendes für die Poesie, als für die nüchterne wissenschaftliche Betrachtung.

In einigen Wendungen (namentlich zweite und vierte Strophe) betont Grillparzer das echt österreichische Wesen Lenaus. Diesem Wesen mit seiner Ehrlichkeit und Treue (sechste und siebente Strophe) schreibt er es zu, daß Lenau das Bedürfniß empfand, dem Lobe und Ruhme, welche ihm über Wert und Verdienst gezollt wurden, durch seine Leistungen zu entsprechen, welche er daher durch allerlei Mittel künstlich zu steigern bemüht war. Schon in der zweiten Strophe sagt Grillparzer, daß Lenau nur das Zeug

in sich hatte, ein Ast, freilich ein blühend grüner, am Künstlerbaume seiner Heimat zu sein, daß er aber selbst ein ganzer Baum sein wollte. Ich lege dieses Gleichnis so aus: Lenau war nichts als ein bedeutender Lyriker, wenn auch seine Gedichte nicht einmal das ganze Gebiet der lyrischen Poesie erschöpfen, aber in seinen größeren Schöpfungen (Faust, Savonarola, Albigenser) versuchte er erfolglos die Grenzen seines Talentes zu überschreiten. Diese Überschreitung der Grenzen seines angeborenen Talentes verbindet Grillparzer damit, daß Lenau jenseits der Grenzen seiner Heimat, draußen in Deutschland, in Württemberg, eine zweite geistige Heimat suchte und fand. Grillparzer vermutete wohl, daß Lenau durch die Hoffnung nach Deutschland gelockt wurde, sich dort zu etwas Größerem auswachsen zu können, als ihm unter dem beengenden Geistesdrucke Österreichs möglich war. Aber diese Versetzung hatte nach Grillparzer nur den Erfolg, daß Lenau, der nur in seiner Heimat gedeihen konnte, sich geistigen Schaden that und schließlich zugrunde ging, wie ein Baum, der in einen ihm unzuträglichen Grund verpflanzt worden ist. Dem Kenner Grillparzers braucht nicht erst gesagt zu werden, daß er die geistige Atmosphäre in Deutschland für eine der Poesie verderbliche hielt, während sich in Österreich noch jener naive Sinn einigermaßen erhalten habe, dessen die Poesie bedürfe. Lenaus Katastrophe legte er sich in diesem Sinne zurecht.

Lenau, so ungefähr würde Grillparzer seine Ansicht über ihn, die besonders scharf von der fünften Strophe an zum Vorschein kommt, in Prosa geäußert haben, ist eigentlich daran zugrunde gegangen, daß er als echter Österreicher zu ehrlich und zu gescheit war, um das Übermaß an Lob und Bewunderung, das ihm gezollt wurde, behaglich als wohlverdient einzukassieren und mit dem ruhigsten Gewissen von der Welt zu genießen. So ein Schwindler, wie sie jetzt draußen als große Dichter gelten, hätte es so gemacht. Aber dazu war der arme Lenau zu ehrlich und zu gescheit.

Wenn sie ihn als großen Dichter verherrlichten und ihn den Höchsten aller Zeiten gleichstellten, so wußte er ganz gut, ich bin kein ganz großer Dichter, aber, wenn ihr mich dazu macht, so muß ich einer werden, so wie ein redlicher Kaufmann, der mehr Geld bekommen hat, als er Ware geliefert hat, entweder das Geld zurückgibt, das er zu viel bekommen hat, oder so viel Ware nachliefert, als er zu wenig gegeben hat. Aber wie soll man's anfangen, mehr zu sein, als man ist? Der Ruhm, in den sie Lenau gehüllt hatten, saß ihm wie ein zu weiter Rock, da hat er denn versucht, die Leere auszustopfen, und dazu nahm er all die modernen Ideen, die jetzt in Deutschland im Schwunge sind, und füllte seinen Geist mit einer Masse hastig eingeschlungenen und nur halbverdauten geistigen Stoffes, las eine Menge philosophischer, geschichtlicher, religiöser und okkultistischer Bücher zusammen, die seinen Kopf erst wirr und schließlich verrückt machten. In „Faust", „Savonarola" und den „Albigensern" hat er das brockenweise von sich gegeben. Darum sind mir auch seine ersten Gedichte am liebsten. Als Österreicher hatte er obendrein den größten Respekt vor den gescheiten Herren draußen, und daher zog's ihn hinaus. Da ist er nun schon gar in die rechte Hexenküche geraten. Man denke sich Lenau und Justinus Kerner, der neben der Poesie und Medizin die Geisterseherei als Sport betrieb. Ob er an seine Geister geglaubt hat? Jedenfalls war's dem Kerner nur ein Spiel der Phantasie. Lenau aber hat's grimmig ernst genommen. Und zudem war Kerner, wie der König Mithridates an körperliche, an geistige Gifte so gewohnt, daß er jedes Quantum verdaute. Dem armen Lenau aber hat schon ein Gran davon den Geist zerrüttet. Was nur als Spiel für den Kopf bestimmt war, traf bei ihm das Herz. So hat er's büßen müssen, daß er sich mit den Schwaben eingelassen hat, die von altersher Genies und Narren hervorgebracht haben, die ja nahe Verwandte sind. Jetzt hat er ausgelitten, der arme Narr. Er war ein

Poet, aber nicht das, wofür sie ihn ausgegeben haben. Jetzt ist ja jeder gleich ein Riesengenie oder — gar nichts. Sei's!

Dies, glaube ich, gibt Grillparzers Ansicht über Lenau ziemlich getreu wieder, und ähnliches hat er wohl auch im stillen gedacht, als er Lenaus Tod erfuhr und das Gedicht an Lenau für sich selbst flüchtig zu Papier brachte, um den dichterischen Ausdruck nicht ganz zu verlernen.

Amerikamüde.

Lenau und Kürnberger.

Von

Dr. Eduard Castle.

Noch vor zehn Jahren konnte nicht ohne Grund gegen die Biographen Lenaus der Vorwurf erhoben werden, daß sie mit einer kaum entschuldbaren Leichtfertigkeit über seinen Aufenthalt in Amerika hinweggingen.[1] Seither hat sich unsere Erkenntnis über den äußeren Verlauf dieses Lebensabschnittes wie über dessen innere Bedeutung allseits erweitert und vertieft, hauptsächlich durch das Verdienst amerikanischer Forscher, die aus lokalen Überlieferungen oder anderen für uns schwer erreichbaren Quellen schöpften.[2] Damit ist aber auch die interessante Frage spruchreif geworden, in welchen Beziehungen der Held von Kürnbergers Roman „Der Amerikamüde" (1855) zu Lenau steht, welche Tatsachen, Ansichten und Stimmungen überhaupt diesem „amerikanischen Kulturbild" zugrunde liegen.

---

[1]) Below, Ein Vermächtnis Lenaus an die Deutschen. Grenzboten 1893, I. 139/43.

[2]) Knortz, Die Kolonie der Rappisten in Pennsylvanien und neue Mitteilungen über Lenaus Aufenthalt unter den Rappisten. Vortrag, Leipzig 1892; Göbel, Amerika in der deutschen Dichtung (bis 1832) in den Forschungen z. dtsch. Phil., Festgabe f. R. Hildebrand, Leipzig 1894, S. 102/28; Minor, Gött. Gel. Anz. 1896, S. 662 ff.; George A. Mulfinger, Lenau in Amerika in Americana Germanica I. (1897), 2. Heft, S. 1/61, 3. Heft, S. 1/46; Thomas Stockham Baker, Lenau and young Germany in America, Dissertation, Baltimore 1897. Alle diese Abhandlungen mit Büchernachweisen, die ich hier nicht wiederholen kann.

Wie ein Klang aus dem Märchenland hat das Wort Amerika auf Generationen gewirkt und die Vorstellung einer Wunderwelt hat sich unlöslich mit ihm verknüpft. Schon im XVII. Jahrhundert hat es Scharen deutscher Bauern hinübergezogen, wo kein Steuerdruck sie ängstigte, kein Gewissenszwang sie knechtete.[1] Als das gelobte Land der Menschenrechte ward es von dem Zeitalter Rousseaus gepriesen. In den Urwäldern voll Blüten und Düften, an den Ufern der Riesenströme schwelgte die Phantasie der Leser Chateaubriands und die Tränen, die einst Paul und Virginie geflossen, wurden jetzt Atala und Chactas geweint. Aus den Romanen Coopers schöpfte man zwanzig Jahre später das Idealbild von der Freiheit, idyllischen Ruhe und Glückseligkeit des Farmers, von der Freiheit, den Abenteuern und Gefahren des Trappers — man hörte vor allem die Freiheit heraus und nahm noch gern mit in Kauf die lockenden Schilderungen von der Pracht des jungfräulichen und frischen Landes, die unserem Sealsfield Postel so gut gelungen sind. Einst hatten die Dichter die Absicht übers Meer zu ziehen (Klinger, Wagner, Heinse, Schiller, A. W. Schlegel, Platen), jetzt tun es die Romanhelden: Eichendorffs Leontin (in „Ahnung und Gegenwart") macht damit den Anfang, weil „die Jungfrau Europa, die so hochherzig mit ihren ausgebreiteten Armen dastand, als wolle sie die ganze Welt umspannen, die alten, sinnreichen, frommen, schönen Sitten abgelegt hat und eine Metze geworden ist, weil sie frei mit dem gesunden Menschenverstande, dem Unglauben, Gewalt und Verrat buhlt und ihr Herz dabei besonders eingeschrumpft ist". Und ihm folgen in der Literatur und im Leben die politischen Flüchtlinge, die experimentierenden Sozialreformer und Projettemacher auf beiden Gebieten, so wie Goethe trotz tieferer Einsicht einen Teil der Genossen sich rüsten läßt, die Ideale der „Wanderjahre"

[1]) Friedrich Kapp, Geschichte der deutschen Einwanderung in Amerika, Leipzig 1868.

(1829) in der neuen Welt der Verwirklichung zuzuführen. In allen Ständen finden Auswanderungsgesellschaften, die fast alle Jahre in allen Gegenden Deutschlands zusammentreten, Teilnehmer;[1] selbst Kinder träumen von nichts anderem als Auswanderung und Staatengründung. Auf 150.000 wird die Zahl derer geschätzt, die sich 1831/40 nach der Union wandten, zehnmal so hoch als in dem vorhergegangenen Dezennium. Zumal auf dem deutschen Markt wirbt eine Menge von Agenten für gewissenlose Unternehmer um Menschen, um lebendige Fracht, und verspricht goldene Berge. Nur ihnen arbeiten (ohne es zu wollen) die Chorführer des jungen Deutschlands, Börne und Heine, in die Hände, wenn sie, betört von den phantastischen Reisebeschreibungen Dudens[2] u. a., zur Auswanderung auffordern in das Land, das sie für den alleinigen rechten Nährboden der Demokratie halten, wohin sie zu entschlüpfen gedenken, wenn ganz Europa ein einziger Kerker wird. Es ist „nicht allein Mode-, sondern Parteisache, alles in, von und aus den Vereinigten Staaten für vortrefflich, unerreichbar zu finden", „den Blick nach Amerika zu richten, weil es der Blick in die Zukunft der Menschheit ist". In diesem Sinn kontrastiert Anastasius Grün in seiner zyklischen Dichtung „Schutt" (1835) Amerika und Italien, Zukunft und Vergangenheit; in diesem Sinn hat noch 1850 Ludwig Feuerbach in der Abhandlung „Die Naturwissenschaft und die Revolution"[3] den Naturforscher sehnsuchtsvoll seine Blicke über die blauweißen und schwarz-

[1]) Im Leopoldstädter Theater ward 1826—30 Bäuerles Feenspiel „Glück in Wien oder Armidens Zaubergürtel" mit Raimund in der Hauptrolle als Tischler Badian aufgeführt, das sich gegen die Auswanderungssucht nach Amerika kehrt.

[2]) Gottfried Duden, Bericht über eine Reise nach den westlichen Staaten Nordamerikas und einen mehrjährigen Aufenthalt am Missouri in den Jahren 1824, 1825, 1826 und 1827 in Bezug auf Auswanderung und Übervölkerung. Elberfeld 1829 u. ö.

[3]) Karl Grün, Ludwig Feuerbach in seinem Briefwechsel und Nachlaß. 2 Bde., Leipzig und Heidelberg 1874, II. 73 ff.

weißen Schlagbäume der deutschen Politik hinüber in die freien Urwälder Amerikas werfen und das Heil in der Demokratie finden lassen. In der ganzen Literatur der Dreißiger- und Vierzigerjahre schallt einem in allen Tonarten Goethes nur halb ernst, halb ironisch gemeinter Stoßseufzer entgegen: „Amerika, du hast es besser.“ Selbst der deutsche Adel ward von der Modekrankheit „Amerikomanie“ erfaßt: zwei Angehörige deutscher Fürstenhäuser — Herzog Bernhard von Weimar (1825/29) und Prinz Maximilian von Wied (1832/34) — eröffnen die Reihe der illustren Amerikatouristen.

Ihnen folgt Lenau. Den Gedanken, auf fünf bis sechs Jahre in die neue Welt hinüberzugehen und in Philadelphia Vorlesungen über Pathologie und Physiologie zu halten, äußerte er gleich im Anfang seiner Bekanntschaft mit den württembergischen Dichtern gegenüber Frau Schwab. Die Herzenswirren, in welche er durch das Verhältnis zu Lotte Gmelin geraten war, mögen ihn veranlaßt haben, das Reiseprojekt energisch zu betreiben: versprach er sich doch von Amerika eine wunderbare Wirkung auf sein Gemüt. Andere Momente kamen hinzu: oft genug hatten ihm seine neuen Freunde gesagt, daß seine Poesie in der Natur lebe und webe; begreiflich, daß es ihm zu seiner künstlerischen Ausbildung notwendig schien, seine Phantasie dorthin zu schicken, wo die Natur schöner, gewaltiger wäre als in Europa, wo ihn ein ungeheurer Vorrat der herrlichsten Bilder erwarten würde, eine Fülle göttlicher Auftritte, die noch daliegt jungfräulich und unberührt wie der Boden der Urwälder — nach der neuen Welt, zugleich auch einer neuen Welt für die Poesie. Durch einige glückliche Spekulationen mit Staatspapieren hatte er 1200 Gulden gewonnen; durch Kauf von Ländereien, die er verpachten würde, erhoffte er sich eine gute Rente, welche man gemächlich in Europa verzehren könnte. Das romantische Ideal des auf unabhängigen Reichtum gestellten Müßiggangs blendete und lockte.

Seit Mitte März 1832, da der Entschluß der Amerikareise bei ihm feststand, traf er, wie von einem Dämon besessen, seine Vorbereitungen. „Der Missouristaat und früher der Niagarastrom — auch er hatte Dudens Bericht gelesen und für buchstäblich wahr gehalten — waren die zwei Hauptgegenstände seiner Wanderschaft.“ Er trat in eine jener Auswanderungsgesellschaften (den Ulmer Verein) ein, kaufte Waffen und berauschte sich in Phantasien über Bären- und Opossumsjagden. Seine ursprüngliche Absicht, fünf Jahre drüben zu bleiben, ward aber bald aufgegeben, der Aufenthalt bis zum nächsten Herbst verkürzt und schließlich sogar, noch vor dem Beginn der eigentlichen Reise, wiederholt der Wunsch ausgesprochen, schon wieder zurückgekehrt zu sein.

Infolge mancher Verzögerungen erfolgte erst am 25. Juni in Mannheim die Einschiffung nach Amsterdam. Hatte es schon jetzt während der Rheinfahrt verdrießliche Auseinandersetzungen mit den betrügerischen Führern, Unbehagen auf dem Schiffe, Paßschwierigkeiten, Einbußen an Geld und guter Stimmung gegeben, so kam für die Fahrt über den Ozean hinzu, daß sich solide Häuser mit dem Personentransport überhaupt nicht befaßten, daher zumeist nur alte und baufällige Schiffe verkehrten, deren Fahrtleistungen höchst unsicher, deren Kapitäne unwissend, unerfahren und brutal waren. Auf solch einem wenig seetüchtigen, ausgemusterten holländischen Ostindienfahrer hat er, vielleicht der einzige Gebildete unter den 253 Passagieren, in ihrer Mehrzahl schwäbischen Bauern, die lange Meerfahrt gemacht (sie dauerte zehn Wochen statt sechs, vom 27. Juli bis 11. Oktober), seine Geige streichend, dichtend und in den Anblick des Meeres verloren, dessen Tiefen mit einem neuen Geschlecht bevölkernd, oder an das ferne Vaterland denkend.

Zu den Unannehmlichkeiten der Seereise gesellten sich Unannehmlichkeiten mit seiner Gesellschaft, und als sie in Baltimore landeten, war es nur ratsam, die Stadt möglichst bald wieder zu verlassen, da gerade in jenem Herbst

die Cholera fürchterlich dort wütete. Abgestoßen von den Amerikanern, die er vorerst nur an der Mittagstafel des damals sehr beliebten, neugebauten und neueingerichteten Exchange-Hotels kennen lernte, und mißmutig wollte er bloß zum Niagara reisen und dann bei guter Gelegenheit sogleich nach Haus. Deutsche in Baltimore, an welche er empfohlen war, dürften ihn wieder umgestimmt haben, und so trat er etwa am 18. Oktober auf der großen nördlichen Straße die Reise ins Innere an, zunächst über das Badestädtchen Bedford nach Pittsburg, wo ihn die deutschen Honoratioren freundlichst aufnahmen, die er dafür durch sein Geigenspiel entzückte. Man riet ihm hier, sich in dem eben erschlossenen Zentralteil Ohios anzukaufen, wohin der Weg über die Harmonistenkolonie Economy [1]) führt. Schon am 26. Oktober war Lenau am Sitz des Ländereiamtes in New Lisbon [2]) und kaufte um 500 Pfund 400 Morgen Kongreßland in Crawford County, unweit der jetzigen Stadt Bucyrus, im nordwestlichen Teil des Staates Pennsylvania.

Da sich die Zustellung der mit dem Regierungssiegel versehenen Verkaufsurkunde in die Länge zog, blieb Lenau den Herbst und Winter in Economy, das ihn genug heimatlich-schwäbisch anmuten mochte. Aber der nüchterne Fleiß und die strenge Zucht unter diesen Kommunisten, ihre ganz auf Wirklichkeit und Nutzen gerichtete Denk- und Lebensart stand in schneidendem Gegensatz zu seinem müßigen Herumschlendern, zeittötenden Geigenspiel und unpraktischen Phantasieren. So in „wahrer Einsamkeit“ fiel ihn wieder die Schwermut an, der alte Heidelberger Bekannte. Vor ihm flüchtet er sich hinaus in die Natur; ohne Begleiter durchstreift er tagelang den Urwald, dem Gedanken Spinozas von der völligen Aufhebung der Individualität in der Substanz nachhängend.

[1]) 18 engl. Meilen nordwestlich von Pittsburg.

[2]) 50 engl. Meilen nordwestlich von Pittsburg, nicht (wie es in den Briefen heißt) am Ohio, sondern im Staate Ohio.

Damals mag er auf einer hohen Felsenkante, von der sich in die weite, weite Ferne blicken und süß träumen ließ von anderen, besseren Welten, das Haupt ins alte, tiefe Laub gedrückt, drei Tage lang liegen geblieben sein, bis man ihn halb verschmachtet, „dem Tode nah wie nie zuvor gekommen“, fand.

Mitten im strengen Winter 1832/33, um Weihnachten, fuhr er im Schlitten durch den vereisten Urwald etliche hundert Meilen nach seiner Farm in Crawford County, ein Husarenstück, das er mit einem langwierigen rheumatischen Leiden büßte. Auf dem Weg dahin übernachtete er in der primitiven Hinterwäldlerherberge, die er später in dem Gedicht „Das Blockhaus“ gegenständlich und anschaulich beschrieben hat. Wie er nach dem Hambacher Fest und dem Frankfurter Attentat in gleicher Weise den Regierungen und den Ultraliberalen in Deutschland absagte, so wollte er auch von der amerikanischen Freiheit nichts wissen. Mit seinen deutschen Nachbarn vermied er zu verkehren; mit dem Amerikaner, bei dem er wohnte, konnte und mochte er sich nicht verständigen. Auf der anderen Seite mußte ihnen der elegante Herr im Pelzmantel und in Tanzschuhen, der mit Glacéhandschuhen an den Händen die Axt ergriff und nach ein paar Streichen wieder hinlegte, wohl als „verrückt“ erscheinen. Begreiflich, daß es daher Lenau auf seiner Farm nicht behaglich ward.

Schon Anfang Februar 1833 finden wir ihn abermals in Pittsburg und Economy, krank und elend, von Katherine Becker, der Schwester des zweiten Leiters der Kolonie, liebreich und milde gepflegt. In der ersten Woche des nächsten Monats war er noch einmal in New Lisbon. Er hatte jetzt Amerika gerade satt, nur den Niagara wollte er noch sehen und rauschen hören. Die Farm wurde eilends in wenig kundiger Weise verpachtet[1]) und am 15. März ritt er von

[1]) Er hat sich später wenig um sie bekümmert und nur dadurch ist er um den Gewinn gekommen, der ihm sonst durch das allgemeine

Economy nach dem Fall. Chippeway-Indianer, die auf Goats-Island allerlei Schmucksachen feilhielten, wurden ihm Helden für Deklamationen im Geschmack einer verflossenen Epoche. Auf dem Eriekanal ging es dann von Buffalo nach Albany und den Hudson abwärts nach New York, wo er etwa Mitte April eintraf.[1] Zwei Wochen später schiffte er sich auf einem Segler ein, der ihn Ende Juni in Bremen ans Land setzte.

Der Gesamteindruck der Reise war furchtbare Enttäuschung. Die amerikanische Landschaft, von der sich Lenau soviel erwartet, hatte ihn bis auf drei Dinge kalt gelassen: jenen fast erstorbenen Urwald in Ohio, das Hudsontal und den Niagara. Das Fehlen der Singvögel — die eben im Herbst nach dem Süden gewandert waren — nahm er als ein Symbol. „Der Natur wird es hier nie so wohl ums Herz oder so weh, daß sie singen müßte. Sie hat kein Gemüt und keine Phantasie und kann darum ihren Geschöpfen auch nichts dergleichen geben. Es ist was recht Trauriges, diese ausgebrannten Menschen zu sehen in ihren ausgebrannten Wäldern. Besonders haben die eingewanderten Deutschen einen fatalen Eindruck auf mich gemacht. Wenn sie einige Jahre hier gewesen, hat sich alles Feuer, das sie aus der Heimat herübergebracht, auf den letzten Funken verloren. Das bekennen sie selbst. ‚In Deutschland war ich ein ganz anderer Kerl' — sagte einer — ‚da würde ich jeden

Steigen der Landpreise wirklich ohne Arbeit zugefallen wäre. Nachdem er schon jeden rechtlichen Anspruch auf den Besitz verloren hatte, zahlten die neuen Eigentümer — Schweizer voll Fleiß und Ausdauer — aus Gerechtigkeitsgefühl und Mitleid den Rechtsnachfolgern Lenaus das aufgewendete Kapital samt den bis zum Tod des Dichters aufgelaufenen Zinsen aus.

[1]) Mit den literarischen Kreisen der Union kam Lenau in keine Berührung. Cooper kehrte erst im Spätherbst 1833 aus Europa nach New York zurück und die Transzendentalisten in Massachusetts (Emerson, Hawthorne, Thoreau), mit denen er sich wohl hätte verständigen können, waren damals in Amerika selbst noch recht unbemerkt.

hinter die Ohren geschlagen haben, der mir das geboten hätte – ꝛc. Die schlimmste Frucht der üblen Verhältnisse in Deutschland ist meiner Überzeugung nach die Auswanderung nach Amerika. Da kommen die armen, gedrängten Menschen herüber und den letzten himmlischen Sparpfennig, den ihnen Gott ins Herz gelegt, werfen sie hin für ein Stück Brot. Anfangs dünkt ihnen das fremde (furchtbar fremde) Land unerträglich und sie werden ergriffen von einem heftigen Heimweh. Aber wie bald ist dies Heimweh verloren! Ich muß eilen über Hals und Kopf hinaus, hinaus, sonst verlier' ich das meinige auch noch. Hier sind tückische Lüfte, schleichender Tod. In dem großen Nebelland Amerika werden der Liebe leise die Adern geöffnet und sie verblutet sich unbemerkt . . . Als Schule der Entbehrung ist Amerika wirklich sehr zu empfehlen." Und in einem anderen Brief heißt es: „Hier lebt der Mensch in einer sonderbaren kalten Heiterkeit, die ans Unheimliche streift. Größtenteils gewiß ist dies das Werk der Natur. Die Natur selbst ist kalt. Die Konformation der Berge, die Einbuchtungen der Täler, alles ist gleichförmig und unphantastisch. Buffon hat recht, daß in Amerika Menschen und Tiere von Geschlecht zu Geschlecht weiter herabkommen. Ich habe hier noch keinen mutigen Hund gesehen, kein feuriges Pferd, keinen leidenschaftlichen Menschen. — Die Bildung der Amerikaner ist bloß eine merkantile, eine technische. Hier entfaltet sich der praktische Mensch in seiner furchtbarsten Nüchternheit. Doch ist selbst diese Kultur keine von innen organisch durchgegangene, sondern eine von außen gewaltsam und rapid herbeigezogene, bodenlose und darum gleichsam mühselig in der Luft schwebend erhaltene. Der Ackerbau ist noch ganz roh. Darum nenn' ich alle amerikanische Industrie, allen Handel bodenlos. Der letztere ist auch bereits sehr im Verfall und wird noch sehr sinken, wie mir hiesige gescheite Kaufleute versicherten, weil er ganz auf einem forcierten Kredit beruht . . . Dem unbefangenen Fremden kommt

überhaupt das ganze amerikanische Wesen gewissermaßen forciert vor. Mit dem Ausdruck Bodenlosigkeit glaub' ich überhaupt den Charakter aller amerikanischen Institute bezeichnen zu können, auch der politischen. Man meine ja nicht, der Amerikaner liebe sein Vaterland oder er habe ein Vaterland. Jeder einzelne lebt und wirkt in dem republikanischen Verband, weil dadurch und solange dadurch sein Privatbesitz gesichert ist. Was wir Vaterland nennen, ist hier bloß eine Vermögensassekuranz. Der Amerikaner kennt nichts, er sucht nichts als Geld; er hat keine Idee, folglich ist der Staat kein geistiges und sittliches Institut (Vaterland), sondern nur eine materielle Konvention." „Ich habe ein Loch im Kopf, das ich mir bei einem tüchtigen Schlittenumwurf gefallen habe. Die Wege der Freiheit sind sehr rauh; das Loch im Kopf aber ist sehr gut; ich glaube, durch dieses Loch werden die letzten Gedanken an ein weiteres Herumreisen (eigentlich Herumrasen), um glückliche Menschen und überhaupt besseres Erdenleben zu finden, aus meinem Kopf hinausfahren."

Man hat in neuerer Zeit von amerikanischer Seite gegen diese Urteile protestiert und sie als stark subjektiv darzutun versucht. Sie stehen aber keineswegs vereinzelt da. Der Mangel aller romantischen und künstlerischen Motive sowie jedwedes Kunstgefühls wurde auch von Dickens[1]) bemerkt, von Hubert Herkomer und dessen künstlerisch fein gestimmten Eltern in der neuen Heimat (am Anfang der Fünfzigerjahre) schwer empfunden.[2]) In den urteilsfähigen Kreisen Deutschlands trat schon am Ende der Dreißigerjahre an die Stelle des überschwenglichen Enthusiasmus eine äußerst nüchterne Auffassung amerikanischer Verhältnisse. Heine, der Amerika gelegentlich wohl noch aus „Metierspflicht" öffentlich lobt, spricht jetzt, da er dieses „gottverfluchte Land, das er einst

[1]) American Notes for General Circulation (1842); The Life and Adventures of Martin Chuzzlewit (1843/44).

[2]) Deutsche Revue, Juli 1895, S. 27.

liebte, kennt", von der „amerikanischen Lebensmonotonie", von dem „ungeheuren Freiheitsgefängnis" oder dem „großen Freiheitsstall, der bewohnt von Gleichheitsflegeln". Und einem anderen dieser Volkstribunen, dem Westfalen Hermann Kriege, entringt sich unmittelbar vor seinem beklagenswerten Ende der Verzweiflungsschrei: „Das Volk, wie ich es gedacht, existiert nicht." Das wahre Bimini ist jenes stille Land, wo schaurig unter schattigen Zypressen Lethe fließt!

Es hat einer Menge schmerzlicher Erfahrungen bedurft, bis sich diese Erkenntnis allmählich Bahn gebrochen.

Durch die Not der Zeit und durch die Beschlüsse des deutschen Bundestages vom 28. Juni und 5. Juli 1832 war aufs neue die Zahl der Auswanderer nach Amerika vermehrt worden. Die meisten waren Bauern und Leute der mittleren Stände, welche in Amerika ein neues Vaterland ohne Bedrückung und Elend zu finden hofften, die Minderheit Männer mit Hochschulbildung, darunter viele politische Flüchtlinge, welche in Amerika die Ideen durchführen wollten, die sie in Europa nicht hatten durchsetzen können. Gerade diese bauten auf die überlegene deutsche Kultur und hegten die kühne Zuversicht, die ganze Union könnte von einigen deutschen Zentren aus germanisiert werden.

Auf solche Träumereien hin bildete sich 1833 die Gießener Auswanderungsgesellschaft, deren Mitglieder sich aus Hessen, Westfalen, den Maingegenden und Thüringen rekrutierten. Ihr Führer war Paul Follen, dessen Bruder Karl (eines der Opfer der Demagogenriecherei von 1818) seit 1829 in Amerika eine zweite Heimat gefunden hatte. Zur Niederlassung faßte man unter dem Einfluß der Dudenschen Schilderung Missouri ins Auge. Zwei Quartiermacher, die man vorausgesandt hatte, erklärten nach ihrer Rückkehr, lieber in Europa zu bleiben. Trotzdem traten etwa 200 Mann unter Follens Führung im Februar 1834 von Bremen aus die Reise an, es kam jedoch zu Mißhelligkeiten und schließlich zur Spaltung: ein Teil ging nach St. Louis, ein anderer

nach Missouri. Eine zweite Truppe, 350 Mann, unter Führung Friedrich Münchs, nahm für die neue Stadt, welche man gründen wollte, bereits die Glocke und ein Teleskop aus Deutschland mit, schließlich siedelte man sich ebenfalls 1834 in St. Louis an. Von der Gründung eines deutschen Staates war selbstverständlich weiterhin nicht mehr die Rede.

Nach dem Muster der Gießener Gesellschaft fanden sich andere zusammen ohne besseren Erfolg, so z. B. 1833 die rheinhessische oder Wormser Gesellschaft unter Führung des vielverfolgten Pfarrers Klingenhöfer.

Die verstärkte Einwanderung blieb nicht ohne Wirkung auf die Deutschen, welche sich in den Vereinigten Staaten bereits angesiedelt hatten. In Cincinnati, Indiana und Ohio bildeten sie im Juli 1834 eine deutsche Gesellschaft, um als Bürger der Vereinigten Staaten denjenigen Anteil an der Volksherrschaft nehmen zu können, den ihnen Pflicht und Recht gebieten. Anfangs 1835 wurde in New York ein Verein „Germania“ begründet mit dem Zweck, „auch in Deutschland bessere Zustände herbeizuführen“. Besonders rege waren die Deutschen in Philadelphia 1836: man tat sich zur Unterstützung politischer Flüchtlinge zusammen und am 19. August wurde eine vorbereitende Versammlung abgehalten behufs „Einigung der Deutschen in Nordamerika und dadurch Begründung eines neuen deutschen Vaterlandes“. 120.000 Acres Land wurden in Gasconade County am Missouri gekauft und die Stadt „Hermann“ angelegt, aber wieder scheiterten die politischen Pläne und nur ein Kolonisationswerk kam zur Reife, als man in den folgenden zwei Jahren das Land in Farmen zerlegte, die zu mäßigem Preis abgegeben wurden. Duden erhob damals eine „Selbstanklage wegen seines amerikanischen Reiseberichts zur Warnung vor fernerem leichtsinnigen Auswandern“ (Bonn 1837), nachdem schon ein Merseburger Anonymus seine „Zwei ersten Jahre in der neuen Welt zur Warnung für Auswanderungslustige“ (1834) geschildert hatte.

Mit einem völligen Mißerfolg endete ein Kolonisationsversuch, den die New Yorker „Germania“ 1839 in Texas ins Werk setzte. Eine Landfläche sollte unter eine Gesellschaft von 130 Personen, von denen gemeinsam sie in den ersten drei Jahren urbar gemacht worden wäre, aufgeteilt werden. Für den Anfang, auf sieben bis acht Monate, waren von New York aus alle Vorbereitungen getroffen. Doch bald nach der Ankunft brannten der Präsident und mehrere Beamte der Gesellschaft mit dem gesamten Kapital durch.

Im Jahr 1840 wurden in den Vereinigten Staaten, wo sich Deutsche befanden, in Philadelphia, Richmond, Cincinnati, Canton, so gut wie im Mutterland Gutenbergfeste gefeiert.

Von Philadelphia ging im nächsten Jahr (1841) die Gründung einer kommunistischen Gesellschaft „Teutonia“ unter Führung eines freidenkerischen Geistlichen Heinrich Ginal aus, die sich in Mc. Kean County Pa. ansiedelte und die Stadt Ginalsburg baute, doch fehlte es an Zuzug. Ähnliche Ansiedlungen auf sozialistischer Grundlage wurden später von Weitling in New York propagiert, der eine Republik der Arbeiter schaffen wollte: es kam zu Kolonisationen in Nord-Virginia und zur Gründung von Neu-Ulm in Minnesota 1855.

Auch 1842 gelegentlich der großen Hamburger Feuersbrunst bildete sich in Philadelphia ein Hilfskomitee für die Abbrändler.

Bei dem fortgesetzten starken Bevölkerungsabfluß nach Amerika begannen sich endlich die europäischen Regierungen für die Auswanderungssache zu interessieren. Der Plan einer belgisch-deutschen Ansiedlung im östlichen Tennessee, den der König der Belgier patronisierte (1843), scheiterte an dem Widerstand der Legislatur und die Kolonisten wandten sich nach St. Thomas de Guatemala und Sta. Katharina in Brasilien.

Bessere Aussichten schien der Mainzer Adelsverein zu haben, dessen Aufruf vom 20. April 1842 die Unterschrift

des Herzogs Adolf von Nassau und von zwölf anderen deutschen Fürsten und hohen Adeligen trägt, darunter auch die des Prinzen Wilhelm von Preußen. Was Börne höhnisch vorausgesagt hatte, die deutschen Auswanderer würden noch ein geliebtes Fürstenkind als Oberhaupt aus Deutschland nachkommen lassen, schien wahr werden zu wollen. Zunächst sollte eine Kolonie in Texas gegründet werden, das damals ein unabhängiger Staat, dessen ungeheures Gebiet nur spärlich besiedelt war, doch durch Fruchtbarkeit und glückliches Klima zur Einwanderung einlud. Wie seinerzeit Duden für Missouri, so mag jetzt Sealsfields „Kajütenbuch" (1841) für Texas Propaganda gemacht haben. Im Mai 1842 bereisten denn auch Graf Josef von Boos-Waldeck und Graf Viktor von Leiningen das Land. Waldeck gründete Nassau am Jack Creek und Leiningen erstattete nach seiner Rückkehr im Mai 1843 einen günstigen Bericht über die Gegend. Nun kaufte man von einem gewissen Heinrich Fischer, der einige Zeit in Texas gelebt hatte und jetzt texanischer Konsul in Mainz war, einen großen Landstrich; der Verein versprach den Auswanderungslustigen freie Hinreise, Beistellung eines Blockhauses und für jeden Mann 160, für eine Familie 320 Morgen Landes gegen Zahlung von 300, bezw. 600 Gulden; Kirchen, Schulen und Spitäler sollten ehemöglichst gebaut werden. Prinz Karl zu Solms-Braunfels ging im Mai 1844 als Generalkommissär nach Texas, 150 Familien folgten ihm und kamen im Dezember nach Indianola. Da erkannte man, daß die Gesellschaft durch Fischer betrogen worden war. Es wurde ein anderer Platz ausfindig gemacht, im März 1845 die Stadt Neu-Braunfels gegründet. Anfangs ging alles gut, dann begann Geldmangel einzutreten. Solms verlor den Mut, legte seine Stellung nieder und kehrte nach Deutschland zurück. Sein Nachfolger Freiherr von Meusebach traf im Sommer 1845 ein. Mehr als 1000 Kolonisten folgten ihm, doch der Verein hatte nicht die nötigen Mittel für ihren Unterhalt. Meusebach wandte

sich nach New Orleans, um ein Anleben aufzunehmen. Die Zahl der Kolonisten war schon auf 2300 Personen gewachsen, die über Indianola nicht mehr hinauskamen und da furchtbare Entbehrungen litten. Viele hielten dem Zeltleben nicht stand, viele raffte das Fieber hin. Dann kam der Krieg mit Mexiko: einige Hundert kämpften auf der Seite der Vereinigten Staaten gegen Mexiko, die anderen zerstreuten sich, mehr als tausend waren zugrunde gegangen. Der Verein hatte Fiasko gemacht. Den Anteil des Mutterlandes an den Angelegenheiten in Texas bezeugen die „Texanischen Lieder" Hoffmanns von Fallersleben (1846).

In Amerika selbst begann sich allmählich das Interesse für die deutschen Verhältnisse abzuschwächen, als durch die Achtundvierziger Bewegung ein neuer Antrieb gegeben wurde. Die Nachricht von dem Ausbruch der deutschen Revolution wurde zum Teil mit Enthusiasmus aufgenommen: am 15. April fand in St. Louis eine Massenvolksversammlung statt, der am 26. unter Beteiligung der städtischen Behörden und der Bewohner aller Nationalitäten ein Umzug durch die Straßen, am Abend ein Fackelzug folgte. Ähnliches wird aus Buffalo gemeldet. In Pittsburg wurde am 3. Mai ein republikanischer Freiheitsverein gegründet, in Cincinnati wurden selbst Kirchenkollekten zur Ausstattung einer Revolutionskasse veranstaltet. An die deutschen Frauen und Jungfrauen erging die Bitte, eine schwarzrotgoldene Fahne zu sticken, die dem ersten deutschen Freistaat zugeschickt werden sollte! Noch am Anfang des nächsten Jahres (12. Januar 1849) wurde hier Geld gesammelt; um die deutsche Revolution zu unterstützen, wurden in Belleville Ill. und in Glasgow Mo. Bazare und Feste zu ihren Gunsten veranstaltet. Auch die amerikanischen Kreise waren den Revolutionären freundlich gesinnt: Ungarn und Polen durchzogen die Union; man trat sogar an den Kongreß heran, den Polen ein Stück Land zur Gründung eines Staates zu überlassen, was jedoch abgelehnt wurde. So schien Gottfried Kinkels Reise durch

die amerikanischen Staaten, um Geld für die deutsche Revolution aufzutreiben (es handelte sich um ein Anleben von zwei Millionen Dollars), nicht völlig aussichtslos.

Ganz anders verhielt man sich aber gegen die politischen Flüchtlinge, welche nach dem Scheitern der Bewegung in Amerika eintrafen, da diese sich als die Kulturträger aufspielten, den Samen ihres chimärischen Liberalismus über den nüchternen Boden Amerikas zu streuen begannen, daran gingen, mit den liebgewordenen Phrasen in kurzer Zeit — denn sie alle wollten ja möglichst bald nach Europa zurückkehren — die neue Welt möglichst gründlich zu verbessern. Sie schickten sich an die politische Mission, die Union zu germanisieren, oder jene Kulturmission, an der Ausbildung einer eigenen neuen amerikanischen Zivilisation mitzuwirken, zu erfüllen oder gar eine neue Partei mit einem Programm gegen Sklaverei und Muckertum ins Leben zu rufen.

Die verwegensten Gedanken der verwegensten Konjekturalpolitik wurden von diesen Elementen zu Ende gedacht, aber auch die Idee des modernen amerikanischen Imperialismus kommt in dieser Zeit und in diesem Kreise zu erstem Ausdruck. Im Jahre 1852 erschien von einem politischen Flüchtling Karl Göpp eine Flugschrift mit dem Wahlspruch der Union als Titel: „E Pluribus Unum“, die der amerikanischen Politik das Ziel steckte: Anschluß aller Staaten der Erde an die Union. Es sollten die Monarchien beseitigt, überall Republiken eingerichtet, die stehenden Heere aufgelöst, direktes und allgemeines Stimmrecht sowie Volksbewaffnung eingeführt werden. Man möge in Europa und Amerika für diese Gedanken agitieren, einen Revolutionsfonds sammeln, bewaffnete Banden ausrüsten. Noch weiter ward diese Idee in einem Buch ausgeführt, das Göpp im Verein mit Theodor Pösche schrieb, dem Präsidenten der Republik Franklin Pierce widmete und das im nächsten Jahr 1853 in englischer Sprache herauskam: „The New Rome or The United States of the World.“ Infolge der geographischen Lage

des amerikanischen Kontinents, der Verschmelzung der Rassen und Völker zu einer Einheit in der Union müsse die Vorherrschaft Amerikas notwendigerweise eintreten. Zunächst habe die Union ganz Amerika aufzusaugen, sodann die englischen Kolonien, zumal Australien, wo es durch die starke Einwanderung zu Konflikten mit dem Mutterland und dadurch zur Intervention der Union kommen werde. Die Aufsaugung des Restes der Welt „werde eine Frage der Zeit sein, die ganz von dem guten Willen der Amerikaner abhängen werde". Nur Rußland werde diesem Siegeszug einigen Widerstand entgegensetzen, denn Rußland träume ebenfalls von einer Weltherrschaft. Der Streit auf Leben und Tod werde zu des einen oder anderen Untergang führen. Es fanden sich wirklich in Wheeling, Cincinnati, Louisville, Cleveland, Buffalo Leute, die auf diese Spekulationen eingingen, einen „Volksbund für die alte und neue Welt" gründeten, Göpps Flugschrift „in alle möglichen Sprachen" zu übersetzen beschlossen und einen Kongreß vorbereiteten, zu dem aber, als er endlich stattfand (am 18. September 1852 in Wheeling Virg.), nur sechzehn Delegierte erschienen, worauf sich die berauschten Gemüter alsbald wieder ernüchterten.

Dieses Treiben erregte zunächst den Widerspruch der Zweiunddreißiger, welche die nivellierende Kraft der amerikanischen Verhältnisse bereits erfahren hatten und für solche Phantastereien nicht mehr zu haben waren, mochte man sie darob auch Verräter an der Sache des Vaterlands schelten und als die „Grauen" von Seiten der „Grünen" verspotten: dann aber auch den Unmut der Amerikaner, die es laut beklagten, „daß die Fremden glaubten, Amerika sei der natürliche Zusammenkunftsort aller verbannten Patrioten, aller unzufriedenen und unruhigen Elemente der Erde und hier könnten sie Plane ersinnen und Anschläge auskochen, um die ganze Welt zu revolutionieren". Mag man heute anerkennen, wieviel jene gebildeten und freiheitlich gesinnten Männer zur Hebung des Verwaltungsdienstes, zur Ausbreitung wissen-

schaftlicher und künstlerischer Bestrebungen, zur Verfeinerung des Umgangstones, zur Förderung der öffentlichen Moral, zur allgemeinen Demokratisierung der Gesellschaft beigetragen haben,[1] damals ward gegen die dünkelhaften Einwanderer der Standpunkt des Knownothing und Native herausgekehrt, man behandelte sie wie die verachteten Iren und oft genug ließ der Pöbel seinem Haß die Zügel schießen, wie am 4. August 1855 bei der Wahl in Louisville, da jeder, der das Stichwort Knownothing nicht kannte, mit einem Steinhagel überschüttet, mit Prügeln traktiert wurde, bewaffnete Banden die Stadt durchzogen, wehrlose Deutsche überfielen und erschlugen.

So endete der Traum von der deutschen Union, von der neuen amerikanischen Zivilisation, von dem neuen freien Vaterland jenseits des Ozeans.

Man hatte von frischen und jungfräulichen Menschen gesprochen und kalte Verstandesmenschen, die ihre Existenz in Schillingen und Pfunden ausmünzten, gefunden.

Man hatte Amerika für ein Land der menschlichen Vollkommenheiten gehalten und erkannte es als das Land des Humbugs.

Man hatte die frische, jungfräuliche Natur gerühmt und kam in pesthauchende Fiebersümpfe oder in den Urwald, dem sich nichts ohne harte Arbeit abringen ließ.

Man war mit einem kosmopolitischen Ideal ausgezogen und lernte alsbald fühlen, was es heißt, als bloßes Individuum in die Welt zu gehen, ohne Nationalehre, ohne Nationalstolz.

Man pries die Panacee der Menschenrechte, man betete die einzige wahre und echte Demokratie an, ohne Ahnung von der tiefen Verachtung des Native gegen den Einwanderer, von der Brutalität gegen den angeblich freien Schwarzen und Mulatten.

[1]) Beilage zur Allg. Ztg. 1901, Nr. 279.

Man rechnete mindestens auf Gewissensfreiheit und sah sich unter das Joch eines scheinheiligen Muckertums gebeugt.

Nun stellte es sich heraus, daß die deutsche Literatur weder an Umfang noch an Gehalt in einem Zustand war, der von der Wichtigkeit ihres Gegenstandes ein Bewußtsein verriet. Der Umfang blieb hinter der weitläufigen Peripherie des Beobachtungsobjektes unendlich zurück und die Beobachtung selbst war schlecht. Sie trug den persönlichen Charakter der Stimmung statt den weltgeschichtlichen der Kritik. Bücher, von einem liebenswürdigen, aber unhistorischen Dilettantismus geschrieben, sprachen von Amerika so, wie man ungefähr am winterlichen Kamin von Nizza, Meran und vom Comersee spricht: gleichsam als wäre das soziale Leiden Europas mädchenhafte Schwindsuchtspoesie. So schrieben Racknitz und Scherpf über Texas, Bromme über Florida, Duden über Missouri, Gerke über Illinois, andere über anderes. Noch mehr aber als durch die belletristische Ornamentik litt die Wahrheit des Gegenstandes durch die politische. Der Liberalismus der Restaurationsperiode fand in Wort und Schrift über Amerika eines seiner wenigen erlaubten Ausdrucksmittel. Er benutzte es eifrig. Er feierte die Sternbannerrepublik als die praktische Verwirklichung seines geächteten Ideals. Aus dieser Tendenz ging zwar die Wahrheit auf, aber nicht die volle Wahrheit. Er hätte es für politische Unklugheit, ja für Verrat gehalten, die Flecken seiner Sonne zu gestehen. In dieser filtrierten Sonnenbeleuchtung nun überkamen die Gebildeten der Dreißiger- und Vierzigerjahre Amerikas Bild. Wenn wir heute jene Schilderungen lesen, so tun wir es mit dem Hintergedanken ihrer Tendenz, wir betrachten und verstehen sie als Kunstwerke der oppositionellen Beredsamkeit. Bedenken wir aber, daß man allen Farben und allen Farbennuancen dieser lockenden Bilder damals volle objektive Wahrheit zugestand, daß man sie buchstäblich nahm und gläubig beschwor, so wird uns eine Vorstellung davon entstehen,

daß ein gebildeter Auswanderer, der aus dieser Literatur sich enthusiasmirt hat, sie dem Humbug gegenüber nun selbst als Humbug empfand.[1])

Die Summe aus allen diesen Erfahrungen zieht Kürnberger im „Amerikamüden".[2])

Der Dichter hat uns selbst den Schlüssel für die Auffassung des Ganzen gegeben. „Wie ward", sagt er, „unserem Freund, als er an Europa zurückdachte und bemerken mußte, daß eben jetzt die Ironie die herrschende Form der europäischen Literatur, aber auch ein Weltschmerz, Polenschmerz, Judenschmerz der herrschende Inhalt war? War er den Übeln, die man für Übel nur der alten Welt hielt, nicht entronnen und fand er in der neuen Welt etwa einen Deutschen- und Negerschmerz? Verhängnisvolle Fragen."

Gerade sie sind der Inhalt des Romans und Ironie ist die Form, deren er sich bedient.

Es wäre unmöglich, den Helden auf allen seinen Wegen zu begleiten, denn er lernt die Gesamtheit des amerikanischen Lebens kennen, wie sie in Stadt und Urwald, in Palast und Blockhaus, im Boardinghouse und in der Hinterwäldlerherberge zum Ausdruck kommt. Er lernt die Natives kennen in der Blüte höchster Geistesbildung, edelster Weiblichkeit, aber auch in ihrem abstoßenden Snobismus, ihrer empörenden Brutalität: er lernt Klein-Deutschland kennen mit seiner Tüchtigkeit, seinen Idealen, seinen Hoffnungen, aber auch

[1]) Die landläufigen Vorstellungen über die Vortrefflichkeit der amerikanischen Zustände gründlich zu berichtigen, stellten sich die „Atlantischen Studien von Deutschen in Amerika", 8 Bände, Göttingen (G. H. Wigand, 1853 ff., zur Aufgabe. Eine große Zahl dieser Aufsätze stammt von Friedrich Kapp († 1884 als Abgeordneter des deutschen Reichstags), dessen Urteile über die Verhältnisse in der Union mit den oben wiedergegebenen Anschauungen Lenaus und Kürnbergers fast völlig übereinstimmen. Vgl. W. Bolin, Ludwig Feuerbach. Sein Wirken und seine Zeitgenossen, Stuttgart 1891, S. 185 ff., 243 ff.

[2]) Zum Titel vergl. Ernst Willkomm (1810/86), „Die Europamüden". Modernes Lebensbild (1838). 2 Bände.

in seiner Demütigung, Enttäuschung, Entnationalisierung: er lernt die Betrüger kennen, die den Einwanderer um sein Geld, den Besitzer um den Besitz prellen: die Honoratioren des kleinen Städtchens, den würdigen Krämer Bürgermeister, den hochwürdigen Pater und den ehrwürdigen Reverend, den ehrenwerten Schmied Friedensrichter und alle die anderen, welche der feste Bund zur Ausbeutung des Fremden vereinigt; er lernt die harte Arbeit des Farmers kennen, die mehr grausigen als romantischen Abenteuer des Trappers, das nationale Unglück der roten Rasse; wir besuchen mit ihm die Kirche und hören eine Damenpredigt voll Lüsternheit, das Theater und überzeugen uns von dem verdorbenen Geschmack des Publikums, eine Brandstätte, das Vergnügen des Sonntags, und finden nichts als Roheit, einen Frolic, ein ländliches Fest, wie es die Deutschen Pennsylvaniens veranstalten — es endet mit verdorbenen Mägen; ein campmeeting, einen Waldgottesdienst der Methodisten — es ist die Pflanzstätte der Tobsucht. Aber — we are in a free country! Mit immer schneidenderer Ironie wird diese Devise bis zum Schluß wiederholt, da sie das Buch als schriller Mißton endigt. Während Rowdies einen Riot auf die verhaßten Dutchmen veranstalten, plündern, schänden, morden, brandstiften, bis zuletzt nur die Rauchsäule übrig bleibt, die von der bleiernen Luft nach unten und in die Breite gedrückt als ein trüber, häßlicher Klecks zwischen Himmel und Erde hängt, dampft ein Auswandererschiff durch die Narrows. „Das dichtgedrängte Verdeck erblickt diese Rauchspur des eingeäscherten Klein-Deutschlands, hundert Hände weisen sich's einander als das erste Zeichen New Yorks und aus hundert deutschen Kehlen donnert der Jubelruf in die Luft: Vivat das freie Amerika!"

Wieviel an diesem Bild Karikatur ist, will ich nicht untersuchen. Aber es scheint mir bezeichnend für den politischen Katzenjammer, für die Ernüchterung der öffentlichen Meinung in Deutschland nach 1848, daß auf die farbenglühenden

Naturschilderungen Sealsfields, auf die abenteuerlustigen Urwaldecho Gerstäckers, auf die fadenscheinige Auswanderersentimentalität und verschlissene Indianerromantik Freiligraths ein Buch folgen konnte, das so beherzt wieder einen von den Ölgötzen des Liberalismus stürzte und dadurch den Gesundungsprozeß des deutschen Voksgeistes ebenso beförderte wie das gleichzeitig erschienene „Soll und Haben“ von Freytag. Leistete dieser positive Arbeit, indem er das deutsche Volk da suchte, wo es in seiner Tüchtigkeit zu finden ist, nämlich bei seiner Arbeit, so hat Kürnberger nicht minder verdienstlich negativ gewirkt, indem er dem deutschen Volk zeigte, wo es seine Tüchtigkeit nicht bewähren könne, nämlich in der Vereinzelung im Ausland.

Es bewies zugleich die Schärfe des eigenen politischen Denkens, daß er, der Achtundvierziger Flüchtling, so rasch den neuen zukunftsicheren Weg gefunden hatte, als auch wirkliches schriftstellerisches Können, daß es ihm gelang, der Hauptfigur seines Romanes nachträglich auf den Wunsch seines Verlegers die Züge Lenaus zu amalgamieren.

Der Roman spielt im Jahr 1832, bald nach dem Hambacher Fest (26. bis 28. Mai), der Zeit von Lenaus Amerikareise. Der Held ist ein „Herr von —“, doch nennt er sich in Amerika Moorfeld, denn man könne ein und denselben Namen nicht zugleich unter Cottas Presse und in den Mund eines Waterclerks legen, der ihn mit seinem Kautabak ausspuckt. Die Kontrafaktur des Namens Lenau wird durch den Vornamen Moorfelds, Nikolaus, offenkundig. Er ist von deutscher Familie in Ungarn gebürtig, aus dem Banat, ein nemes-ember, der sich jedoch Baron nennen läßt (was alles bei Lenau zutrifft). In Deutschland hat er einen Freund, der Geister sieht wie Stammgäste im Kasino, eine sehr durchsichtige Anspielung auf Kerner. Dem Alter nach ist er, ohne ein pathetisches Wort abnützen zu wollen, ein Jüngling, der die Menschen noch nach dem Maß des Ideals mißt. Von seinem Äußeren wird der halbwilde,

urmenschliche Blick des schwarzen, grimmigen Auges hervorgehoben und der schwarze ungarische Schnurrbart, den er trägt. Er ist Dichter und Arzt und während der Fieberzeit leistet er unaufgefordert Nahen und Fernen Hilfe (wie sich Lenau in der Tat mit der Absicht trug, seine medizinischen Studien als Choleraarzt zu verwerten). Wenn wir hören, daß er an der Universität die Lehrkanzel für Literatur und Ästhetik hätte erlangen können, erinnern wir uns an den Plan, in Philadelphia Vorlesungen über Pathologie und Physiologie zu halten. Wie sein Urbild erzählt auch Moorfeld gern von seiner ungarischen Heimat, flicht in die Konversation lateinische Redensarten ein und liebt bizarre Wendungen: „Ich bin ein metrischer Husar“, oder: „Die moderne Poesie ist skeptisch, eine Negation“, oder: „Der Glaube ist die größte Heldentat des Menschen“, oder: „Der Glaube ist der Vater der Menschheit, die Skepsis ist eine alte unfruchtbare Jungfer“. Er ist ein großer Kinderfreund, der es als gräßlich empfindet, nicht einmal die Kinder der Amerikaner lieben zu können. Der menschenkundige Bennet kennt ihm sofort an, daß er Anlage zur Melancholie besitzt: es ist etwas wider ihn in der Natur, ein Feindseliges, Tragisches, das nach einem ewigen Gesetz auf ihn einwirkt; alles zeitliche Glück hilft nichts dagegen. Er wird im Bann eines fatalistischen Elements durch die Welt geschleift, das ihn umbringt. Er ist in einen falschen Raum gestellt oder in ein falsches Jahrhundert; ja, er sieht das Unglück oft vor sich wie eine Person — Wendungen, die aus den Briefen Lenaus bekannt sind. In Gesellschaft fühlt er sich tief und schmerzlich vereinsamt. Oft weilt er einsiedlerisch zu Hause: oft stürzt er sich ins Straßen- und Hafengewühl: dies wie jenes ohne Befriedigung. Wir sehen ihn manches Stündchen in seinem Fenster verrauchen oder vergeigen, das sonst vielleicht ein Spaziergang geworden wäre. In einer kräftigen Pfeife narkotisiert er alle Unruhe und Ungeduld, dazu eine Tasse schwarzen Kaffee, einen guten Freund, dem man ein

gutes Gedicht vorliest, und muß es sein, irgendein „süßes Schnäbelchen“ für die schwächste Seite des menschlichen Herzens — sufficit! Sein größtes Vergnügen sind Platzregenpromenaden. Aufs innigste ist er mit seiner Violine verwachsen. Mit der Sehnsucht eines Bräutigams denkt er an sie; bei einem Kaffeehauskonzert reißt er dem schwarzen Vorgeiger die Violine aus der Hand und spielt ihm die Figur korrekt vor; gern spielt er steierische Ländler; in tiefer Trauer greift er zur Violine, streicht die lustigsten Sachen, die ihm einfallen, und tanzt dazu in seiner Stube herum. Die verrückt gewordene Annette will er mit Adagios auf der Violine heilen und beim Abschied von den Bennets, da ihm Worte fehlen, spielt er, um seinen Gefühlen Luft zu machen, eine wilde Violinphantasie. „Auf einmal war der Jammer entschieden; in einem humoristisch-verzweifelten Tremolo sprang's wie ein Pudel — ein wohlbekannter Pudel! — in die vier Saiten und apportierte dem olympischen Griechenland bulgarisches Zigeunergesindel. Glucks Stil sprang in eine Phantasie nach dem Rakoczymarsch um.“

Die deutsche Literatur über Amerika, namentlich Dudens Missouri und ähnliche Phantasiewerke, sind ihm wohlbekannt, er lernt ihren Wert bald richtig einschätzen. An die amerikanischen Sitten vermag er sich nicht zu gewöhnen. Seine Reise führt ihn zuerst nach New York, dann über Philadelphia, Harrisburg, Pittsburg, Ohio nach New Lisbon (was der Route Lenaus allerdings nur ungefähr entspricht). In New Lisbon kauft er für 3000 Dollars zwei Sektionen (d. i. 1820 Acres) Land; auch diese Angabe ist, wie erinnerlich, nicht völlig der Wirklichkeit gemäß. Überhaupt läßt Kürnberger seinen Moorfeld über viel größere Mittel verfügen, als sie Lenau besaß. Dagegen wieder echt lenauisch ist der Gedanke, seine Acres um das Hundertfache zu verkaufen und Millionär zu werden; die romantische Vorstellung vom Urwald: „Gibt es Panther oder Schlangen hier?“; die Ansicht, im Urwald liege das Geheimnis von

Amerikas Glück und Schönheit: die Schilderung eines Urwalds, wo der Boden mit Gerippen von Hornvieh bedeckt war und die Schädel der Tiere fürchterlich in allen Lagen und Richtungen aus dem verworrenen Beinhaufen glotzten. Nach seinen Urwaldabenteuern sieht er angegriffen, blaß aus. Seinen Prozeß um die Farm (der ungetreue Pächter Häberle kommt wenigstens dem Namen nach vielleicht nur durch einen Zufall vor) führt später von Europa aus der Hof- und Gerichtsadvokat B—, ein ausgezeichneter Jurist, zu einem Ende, welches der Ungunst der Umstände die möglichst günstige Seite abgewann — eine Anspielung auf Lenaus Kurator, den nachmaligen Minister Alexander Bach.

Was hat nun Moorfeld nach Amerika geführt? Daß dieser Mann mit seiner ganzen Zukunft nicht Amerika angehört, ist klar. Moorfeld antwortet selbst: er treibe es mit dem Schweden nur zum Schein! Als er vor einigen Jahren anfing seinen Dichterberuf zu fühlen, fand er, daß unsere gesamte poetische Literatur das nicht ausdrückte, was sie ausdrücken wollte und sollte. Er fand die Poesie der Nationalität im Kampf mit der Poesie der Individualität, die Freiheit im Kampf mit der Notwendigkeit, das subjektive Recht mit der objektiven Pflicht. Sollte er seinen Beruf erfüllen: eine moderne Individualität rein auszudrücken, so mußte er das manirierte Deutschland fliehen wie Byron das verrottete England; überhaupt werde der Poet künftig Tourist sein: er wird das Ideal auf Erden suchen oder vielmehr die Realität gründlicher kennen lernen, ehe er sie verdammt und zum Recht der Verzweiflung greift; anders ausgedrückt: Moorfeld ist ein Idealist mit dem tiefen Bedürfnis, sich realistisch zu erfüllen. Nach Amerika aber ging er, weil man es in Europa für ein Land der menschlichen Vollkommenheiten hält, weil es ihm die Menschheit auf ihrem Gipfel zeigen soll, nicht wie diese ihre Freiheit erkämpft, sondern wie sie ihre Freiheit täglich, stündlich, in Haus, Kirche und Schule gebraucht. Ihn lockte die Möglichkeit, in einer

Person Lord Byron und Daniel Boone, Dichter und Pfadfinder, zu vereinigen. Nicht mehr ganz lenauisch ist Moorfelds Erklärung, er habe von vornherein über Amerikas Stadtleben keine günstige Meinung gehegt und möchte eben auch nicht den Glauben an die Urwaldpoesie zu abstrakt kultivieren: ein wenig Bilderdienst werde ihn stets unterstützen müssen. Allerdings, absichtlich Täuschungen über Amerika festzuhalten, war auch Lenau nicht gesonnen und wie Moorfeld hält auch er bald nicht mehr zu diesem Land, um Muster zu sehen, sondern um Muster zu geben. Dagegen vollständig lenauische Wendungen sind es wieder, wenn von dem herzlosen Boden Amerikas, diesem vogelsanglosen Land, gesprochen wird, wenn es heißt: kein Vogelton belebte das Holz, kein Würzhauch durchatmete es; wenn bemerkt wird, wie gleich sich hier alle Naturansichten seien; daß hier alles fehle, was ein Gewitter in europäischen Mittelgebirgen gleicher Höhe an Effekten der Optik und Akustik leiste; wenn die Phrase von der transatlantischen Entartung der Rassen gebraucht wird: die geknechteten Europäer sähen wie geistige Menschen, die freien Amerikaner wie verdummte Heloten aus; wenn die Nation beweint wird, welcher alles verliehen ist, nur eines nicht: der alleinseligmachende Nationalstolz; wenn Moorfeld endlich seine Eindrücke zusammenfaßt: „Urwaldpoesie, Jugend- und Freiheitswelt, Menschheitsglück im Westen, Stern einer besseren Zukunft, immer unaufhaltsamer werden diese Worte zu - Wörtern, das große Diluvium der Enttäuschung ist nirgends mehr einzudämmen; es wäre unter diesen Umständen eine ungerechte Parteilichkeit, von einer persönlichen Anlage zur tragischen Weltanschauung zu reden"; und wenn er endlich die Phrase eines Amerikaners: „Wir sind eine Nation von Souveränen" glossiert: „Das ist freilich die Wahrheit, aber auch von Beutelschneidern, das ist die ganze Wahrheit."

Sehr geistreich ist Kürnberger der Frage nähergetreten, wieso Moorfeld-Lenau mitten im Anschauen eines großartigen Volkstums nirgends das Große recht zu Gesicht bekommt?

Weil es unter tausend widerlichen Zügen von Volksroheit begraben lag, deren Abstoßungskraft der Anziehungskraft fast überall das Gleichgewicht hielt, weil zwischen ihn und diese Größe immer ein Etwas trat, das ihm die Beleuchtung derselben trübte, profanierte, ja nicht selten sogar in ihr Gegenteil verwandelte. Allerdings macht er darauf aufmerksam, daß gerade Männer, die in der Heimat Subjektivitäten und Physiognomien ersten Ranges sind, oft in der Fremde auf unbegreifliche Weise plötzlich weit unter sich selbst zurückgehen. Anderseits läßt er uns nicht im Zweifel, welches nach seiner Meinung Lenaus Schicksal geworden, wenn der Dichter in Amerika geblieben wäre: er wäre zugrunde gegangen wie Da Ponte, Mozarts Librettist, den Moorfeld verschmachtet auf der Straße auflieſt; denn in Amerika ist es nicht möglich, als Künstler einen Beruf zu suchen.

Ich glaube, jeder, der die Fülle dieses Materiales überblickt, wird meinem Urteil zustimmen, daß Kürnberger Persönlichkeit und Charakter Lenaus, die Motive der Amerikareise, die Eindrücke und Enttäuschungen der neuen Welt ganz meisterhaft in das Grundthema seines Werkes, die Amerikamüdigkeit des ernüchterten Deutschlands, verwoben hat. Anhaltspunkte für Lenau bot ihm vor allem Karl Mayers Erinnerungsbüchlein an den Verstorbenen, das 1853 erschienen war. Das meiste aber hat er, der es wagte, Amerika zu schildern, ohne in Amerika gewesen zu sein, aus jener inneren Intuition geschöpft, über die der echte Schriftsteller verfügt, freilich mächtig unterstützt durch die Auffassung amerikanischer Verhältnisse, welche Kürnberger mit Lenau teilte. Und so berühren sich die beiden österreichischen Dichter wie Anfang und Endglied einer Kette: der jüngere hat zwar kein Vermächtnis von dem älteren überkommen, aber sie beide haben dem deutschen Volk ein gemeinsames hinterlassen:

„Es ist ein Land voll träumerischem Trug,
Auf das die Freiheit im Vorüberflug

Bezaubernd ihren Schatten fallen läßt
Und das ihn hält in tausend Bildern fest;
Wohin das Unglück flüchtet ferneher
Und das Verbrechen zittert übers Meer;
Das Land, bei dessen lockendem Verheißen
Die Hoffnung oft vom Sterbelager sprang
Und ihr Panier durch alle Stürme schwang,
Um es am fremden Strande zu zerreißen
Und dort den zwiefach bittern Tod zu haben;
Die Heimat hätte weicher sie begraben!“

Zum Jubiläum Bauernfelds.

Von

Egon von Komorzynski.

Das Jahr 1902 — fast überreich an literarischen Jubiläen — hat uns neben dem dreißigsten Todestag unseres Grillparzer auch den hundertsten Geburtstag Eduard von Bauernfelds gebracht. Der mit Unrecht allzufrüh Vergessene stand — wie dies in solchen Fällen immer geschieht — für ein paar Wochen im Mittelpunkt des allgemeinen Interesses, und auch das Burgtheater erinnerte sich des Mannes, dem es jahrzehntelang den größten Teil seines Repertoires verdankt hatte: es ehrte das Andenken des Dichters durch eine festliche Aufführung seines berühmten Lustspiels „Bürgerlich und Romantisch". Aber die Wochen waren bald herum, andere Ereignisse drängten nach und die Wellen schlugen über dem Jubilar zusammen, wie es ja auch bei anderen, größeren geschehen ist und geschehen wird.

Bei Bauernfeld muß uns dies jedoch mit größerer Wehmut erfüllen, denn gerade ihm ist das Leben, die innige Verbindung mit der Gegenwart das höchste Bedürfnis gewesen. Von Jugend auf drängte es ihn, sich den Menschen zu gesellen; geselliger Witz, gesellige Unterhaltung war sein Lebensodem. Fürs Theater schreiben hieß ihm, als er einmal seine romantische Jugendperiode überwunden hatte: das gegenwärtige Leben dem Publikum vorführen; und wo er sich später in historische Stoffe versenkte, da war er stets bemüht, den Parallelismus zwischen der betreffenden Zeit und der Gegenwart — satirisch oder auch bitter ernst — heraus-

zuarbeiten. Den Forderungen der Bühne und des Publikums gegenüber war Bauernfeld niemals halsstarrig oder gar empfindlich — er fand sich darein, wenn auch murrend. Dadurch unterscheidet er sich wesentlich von Grillparzer, den der eine Mißerfolg von „Weh' dem, der lügt" so sehr verbitterte, daß er der ganzen Mitwelt gewissermaßen den Krieg erklärte und sich in trotzige Einsamkeit zurückzog, und von Raimund, den die Erfolge des derberen Nestroy und sein eigenes zähes Streben nach allzu Hohem, das ihm versagt geblieben war, in den Tod getrieben haben. Ganz anders Bauernfeld: als das Burgtheater sich seinen romantischen Dramen nicht öffnete, schrieb er gelassen Konversationslustspiele und tischte dem Publikum, das seine rein poetischen Jugenddichtungen, auf die er selbst soviel hielt, ausgezischt hatte, einfach von nun an das auf, was es haben wollte, trotzdem er dabei freilich im Herzen die alte Liebe zur Romantik weiter nährte.

So ist Bauernfeld, erfüllt von Lebenslust und von Lebenskunst, eine freudige, lichte Erscheinung zwischen dem herben, vergrämten Grillparzer und dem ganz in hilfloser Schwärmerei aufgehenden Raimund. Seit den frühesten Jünglingsjahren, infolge seiner Laune und Umgänglichkeit der Liebling der Wiener Gesellschaft, ist er bis in sein Alter umgänglich, gesellig und beliebt geblieben. Was den Hauptreiz seiner Lustspiele ausmacht: zündender Witz, tiefer Humor, gutmütige, aber sicher treffende Satire, ein beständiger Wechsel lebendiger und anregender Stimmungen — all das zeichnete auch ihn selbst im Leben aus: er war und fühlte sich nicht allein in Wien, sondern auch unter den Wienern zu Hause. Und doch könnte ihm niemand — selbst in seiner Jugend nicht — Oberflächlichkeit oder gar Leichtsinn vorwerfen. Daß in seiner Brust das Herz eines echten Mannes schlug, das zeigt uns sein Verhalten auf dem politischen, wie auf dem poetischen Gebiet voll und deutlich. Die fortschrittliche Strömung zog ihn, nachdem sie ihn einmal erfaßt

hatte, in den Mittelpunkt des Geschehens und bis in sein Alter scheute er dort, wo es den Kampf für die Freiheit galt, kein Hindernis. Eine wunderbare Festigung und Kräftigung erfuhr seine Dichtung, nachdem er begonnen hatte, sie in den Dienst der Zeit und ihrer Forderungen zu stellen, und nur die größte Mühe und Sorgfalt allein brachte jene prächtige Dramenreihe zustande, durch welche Bauernfeld von der Bühne herab für Freiheit und Fortschritt kämpfte — vielleicht begeisterter kämpfte als mancher Barrikadenheld. Und dabei hat man recht damit, daß man immer wieder Bauernfeld als den Typus des Alt-Österreichers und Wieners bezeichnet: sein ewiges Schimpfen und Spötteln hätte er nun einmal nimmer lassen können; Philistertum und Genialität reichen einander in seinem Wesen die Hand und verbinden sich mit großer künstlerischer Begabung, mit Witz, Laune und Stimmung. Bauernfeld war weitaus glücklicher veranlagt als der menschenscheue Grillparzer und der melancholische Raimund. Trotzdem sind ihm als Menschen wie als Dichter mit beiden verwandte Züge gemeinsam; nur hat er beizeiten erkannt, daß er nicht für das Tragische geschaffen sei, und sich auch zeitlebens davor gehütet, sich mit Grillparzer poetisch gleichwertig zu halten; anderseits hat er bald eingesehen, daß die Zeit der naiven Feenmärchen und der rein poetischen Zauberstücke auch für Wien vorüber sei. So ist er gerade zur rechten Zeit auf das ihm ebenso wie dem Publikum naheliegende Gebiet des gesellschaftlichen Lustspiels mit der politischen Satire als Hintergrund verwiesen worden, das durch seine Kunst bald vervollkommnet und endlich meisterlich ausgestaltet wurde.

I.

Schon als Knabe kannte Bauernfeld Goethe und Schiller, verschlang er gierig Ritterdramen und Räuberromane, ergötzte er sich staunend an den Lust- und Schauspielen Kotzebues, die ihn ein glücklicher Zufall hatte finden lassen.

Dieser Lesehunger hielt auch während seiner Jünglingsjahre an und erstreckte sich auf alles Erreichbare aus der Weltliteratur. Von den deutschen Dichtungen waren es besonders die Werke der Romantiker, die der Student mit Vorliebe las, und seine romantische Begeisterung für Shakespeare, den bis ins kleinste von Absichten erfüllten Bühnendichter, wurde durch die tätige Teilnahme an einer Shakespeare-Übersetzung, die Bauernfeld bewog, sich gründlich in die Dramen des großen englischen Dichters zu versenken, noch verstärkt. Seine eigene dramatische Produktion beginnt sehr früh und ist äußerst reich und vielseitig, jedoch sehr unselbständig; bald ringt er vergeblich mit einem tragischen Stoff, bald wirft er vier- bis fünfaktige Lustspiele etwa im Stile Kotzebues in ein paar Tagen aufs Papier, bald schafft er romantisch-phantastische Dramen, in denen er erst, wie sie fertig sind, Anklänge an Goethe, Tieck und Shakespeare entdeckt. Wirklich wertvoll sind von den erhaltenen Stücken der ersten Dichtungsperiode (die man etwa von 1820 bis gegen 1830 hin annehmen könnte) wohl nur die romantischen Dramen, von denen Bauernfeld drei — die 1824 entstandenen „Geschwister von Nürnberg", den „Musikus von Augsburg" (1828) und den „Fortunat" (1829) — in seine „Gesammelten Schriften" aufgenommen hat.

Diese Dramen zeigen uns zur Genüge, daß die Wurzeln von Bauernfelds dramatischer Poesie sämtlich in der Romantik gelegen sind. Der Jüngling Bauernfeld stand durchaus in romantischem Banne. Verband doch die innigste, nur auf völliger geistiger Gleichartigkeit beruhende Freundschaft den romantischen Maler Schwind und den romantischen Musiker Schubert mit dem romantischen Dichter Bauernfeld; war doch der schon darin ein rechter Romantiker, daß er außer der poetischen Begabung auch ein großes künstlerisches Verständnis für die Musik und für die bildende Kunst besaß! So war Bauernfeld denn auch als junger Dichter durchaus von romantischen Idealen erfüllt, in romantischer Tradition be-

fangen und sein innerstes Herz hat er in seine romantischen Jugenddramen gelegt. Erst später, als er der Notwendigkeit nachgeben mußte, verbannte er die Romantik aus seinem Schaffen und bald spricht er bedauernd von seiner entschwundenen „poetischen Jugend“; ja er beklagte es, als er im Oktober 1839 „Die Geschwister von Nürnberg“ für das Burgtheater bearbeitete, bitter, daß „soviel keusche Jugendpoesie wegfallen“ müsse. Im Herzen freilich ist er zeitlebens der Romantik treu geblieben und hat noch als Greis in seinem „Landfrieden“ ein prächtiges romantisches Lustspiel geschaffen.

Mit Recht hat Bauernfeld die drei genannten Stücke in seinen „Gesammelten Schriften“ bloße Skizzen genannt; es fehlt ihnen die einheitliche Konzeption, sie zerflattern in einzelne farbenprächtige Tableaux. Die maßlose Form der Tieckschen Dramen hat auf sie eingewirkt und „Die Geschwister von Nürnberg“ und der „Fortunat“ gehen auch in Stoff und Stimmung auf Tieck zurück:[1] die namenlose romantische Sehnsucht treibt die Helden in die Ferne und die Darstellung der ersehnten Abenteuer bildet den Hauptteil der Handlung. Gerade in der Stimmung weisen namentlich „Die Geschwister von Nürnberg“ eine enge Verwandtschaft mit „Sternbalds Wanderungen“ auf. Aber der Dichter hat sich der Mühe enthoben, die Handlung zu vertiefen; wir werden den Eindruck nicht los, als zöge bloß eine Reihe prächtiger Bilder an uns vorüber. Besser steht es mit der Charakterisierung der Hauptpersonen und ihre liebevoll sorgfältige Ausführung zeigt uns deutlich, wie sehr der Dichter seinem Herzen nach diesen romantischen Stoffen nahestand. Wie gut gezeichnet sind die beiden einander ganz unähnlichen Brüder in den „Geschwistern von Nürnberg“: Roland voll unzähmbaren Tatendurstes, Claudius ein sentimentaler Schwärmer; vortrefflich kommt Fortunats — der als eine Art Mittelding

---

[1]) Man vgl. E. Horner, Bauernfelds „Fortunat“, Jahrbuch der Grillparzer-Gesellschaft IX, S. 128 ff.

zwischen den beiden Abenteuerlust mit der Sehnsucht nach blauen Fernen verbindet — jugendliche Arglosigkeit zum Ausdruck, die ihn erst den Landstreichern, dann der Prinzessin völlig ausliefert und ihn bis zum Schluß Rosamundens innige Zuneigung blindlings übersehen läßt. Dazu kommt der beiden Stücken gemeinsame Gegensatz zwischen zwei weiblichen Hauptfiguren: der zärtlich-mädchenhaften Jungfrau und der im Waffenhandwerk geübten stolzen Amazone. Diese Gegenüberstellung, in den „Geschwistern von Nürnberg“ in den Gestalten der Hedwig und der Isolda schon vorbereitet, wird im „Fortunat“ zu einer Grundlage für die Handlung: wie sich Fortunat von der Heimat ab und der lockenden Fremde zuwendet, die ihn betrügt und ihn reuig zur verkannten Heimat zurückkehren läßt, so achtet er auch, geblendet von dem Glanz, der die stolze Agrippina umgibt, nicht der unschuldsvollen Rosamunde, der er sich, klüger geworden, endlich wieder zuwendet. Hier kommt auch des Dichters poetisches Empfinden voll zum Ausdruck und die innige, selbstlose Hingabe Rosamundens, der dabei immerhin doch auch ein leichter schnippischer Zug eigen ist, wird, vielleicht ein klein wenig im Banne von Goethes Gretchen und Kleists Käthchen, sehr anmutig dargestellt. So entschädigt die unleugbare große poetische Schönheit der zwei Stücke reichlich für die Abenteuerlichkeit und Unwahrscheinlichkeit ihrer Handlung. Nach romantischer Weise wird auch die Musik nicht selten als Helferin herbeigezogen; namentlich „Die Geschwister von Nürnberg“ sind von süßen Waldhorn- und Schalmeienklängen durchtönt wie Tiecks „Sternbald“, wie denn auch die eigentliche Erkennung am Schluß durch die Melodie eines alten Liedes, das Claudius in seiner Kindheit gehört hat, herbeigeführt wird.

Auch andere Reminiszenzen sind in den beiden Stücken zu finden; nicht zum mindesten sind sie z. B. von Goethes „Faust“ beeinflußt. Ganz besonders aber hat Shakespeare auf sie eingewirkt. Von ihm stammt namentlich der Wechsel ernster und humoristischer Szenen — erstere in den „Ge-

schwistern von Nürnberg" in Versen, letztere in Prosa. Shakespearisch sind ferner Figuren, wie der Abenteurer Lorenzo in den „Geschwistern von Nürnberg" oder die Diebsgesellschaft und der feigschlaue Vasko im „Fortunat", im letzteren auch die Behandlung ganzer Szenen, wie die verunglückte Werbung des Pfefferkrämers um Rosamunde im ersten Aufzug. Ganz Shakespeare nachempfunden ist „Der Musikus von Augsburg", eine lustige mittelalterliche Kleinstädterei, deren Personen und Motive alle aus Shakespeare stammen: Olympia und ihre Zofe, die von dem hartherzigen alten Burkhard bewacht werden; der schelmische junge Musikus, seine eifersüchtelnde Braut und deren ewig scheltende Mutter; der bramarbasierende Hannibal; endlich die lächerlichen Vertreter der Behörde: ein gelehrt tuender Rumormeister und ein täppischer Büttel; shakespearisch sind die verunglückende Entführung, die zu mehrfachen Mißverständnissen führt, der Spaß mit der für doppelt geltenden Nachtmusik, die Gerichtsverhandlung und die schließliche Lösung durch den als Deus ex machina ankommenden Friedrich von Hocheck. Hier haben wir auch in der Gegenüberstellung verschiedener Szenen, an denen sich die einzelnen Gruppen der handelnden Personen beteiligen, ferner in Sprache und Ausdrucksweise eine enge Anlehnung an Shakespeare.

Zu diesen literarischen Einflüssen kommt dann noch der lebendige Einfluß der Bühne, auf der sogenannte „altdeutsche Lustspiele" nichts seltenes waren. F. W. Zieglers alte Ritterlustspiele „Liebhaber und Nebenbuhler in einer Person" und „Die Liebhaber im Harnisch" wurden noch gern gegeben und in den Zwanzigerjahren hatte Holbeins „Turnier zu Kronstein" großen dauernden Erfolg. Außer dem Wiener volkstümlichen Zauberstück ist auch die Oper mit ihrem Einfluß hierher zu rechnen; Bauernfeld hat ja selbst für Schubert einen Operntext „Der Graf von Gleichen" geschrieben, der den besprochenen Jugenddramen in Stoff und Anlage nahe verwandt gewesen ist.

II.

Recht launig erzählt Bauernfeld in seinen selbstbiographischen Skizzen, wie er dazu gekommen sei, moderne Lustspiele zu schreiben. Dadurch, daß er lange Zeit dem Burgtheater gegenüber wohnte, haftete immer stärker in seinem Herzen der Wunsch, seine Dramen auf der Hofbühne aufgeführt zu sehen. Aber seine romantischen Stücke wurden eines nach dem anderen vom Dramaturgen Schreyvogel unbarmherzig zurückgewiesen. Kurz gefaßt, entschloß sich Bauernfeld, mit der geliebten Romantik zu brechen. Er ging daher mehrmals ins Theater und sah sich einige moderne Lustspiele an; zugleich las er den halben Kotzebue durch, um sich die Romantik so gewaltsam aus dem Sinn zu treiben. Dann schrieb er sein Lustspiel „Täuschungen oder Leichtsinn aus Liebe", das erste jener geistvollen Konversationsstücke, in denen Bauernfeld die Wiener Gesellschaft so vortrefflich geschildert hat.

Es war nicht das erste in der Gegenwart spielende Lustspiel Bauernfelds. Allein, was er in dieser Art früher geschrieben hatte, war unselbständig und ganz von literarischen Traditionen beeinflußt gewesen, ganz besonders hatte ihm Kotzebue in Stoffen, Motiven, in Sprache, Ausdrucksweise und dramatischer Technik als Muster gedient. Hier dagegen hatte Bauernfeld zum erstenmal in das Leben rings um ihn her gegriffen und ein lebendiges Stück des Wiener gesellschaftlichen Treibens in Lustspielform auf die Bühne gebracht.

Gleichwohl hatte er auch hier seine literarischen Vorbilder gehabt. Hierher gehören zunächst die als Vorläufer Bauernfelds oft genannten [1]) Lustspieldichter August Freiherr von Steigentesch und Johann Friedrich Jünger, welche seinerzeit einen Anlauf zur bühnengemäßen Verwertung des Wiener Gesellschaftslebens gemacht hatten. Die Lustspiele

[1]) Man vgl. Emil Horners „Bauernfeld", Leipzig und Wien 1900, und A. E. Schönbachs Aufsatz „Eduard von Bauernfeld" („Wiener Zeitung" 1890, Nr. 203/4).

Steigentesch's (1774—1826), der als Soldat und Diplomat viel in der feinsten Gesellschaft verkehrte und allbeliebt war („Der Schiffbruch“, „Der Briefwechsel“, „Verstand und Herz“, „Die Zeichen der Ehe“, „Liebe neckt“, „Wer sucht, findet auch, was er nicht sucht“, „Die Kleinigkeiten“, „Die Abreise“, sie sind vereinigt in zwei Sammlungen: Wien und Triest 1808 und Leipzig 1813), unterscheiden sich von denen Bauernfelds hauptsächlich dadurch, daß sie meist Situationslustspiele sind. Das beste Beispiel dafür ist „Der Schiffbruch“, der auf dem bekannten Motiv des heimlich zurückgekehrten Totgeglaubten beruht; andere Lustspiele nähern sich schon der Art Bauernfelds, so „Der Briefwechsel“, dessen Hauptfigur ein Menschenfeind ist, oder „Verstand und Herz“, das den Grundgedanken behandelt, daß Verstand und Herz in der Ehe nicht getrennt sein sollen. Die Figuren sind schablonenhaft: Onkel oder Vormund, Nichte oder Mündel, der Liebhaber ist meist ein junger Offizier oder Baron. Nur die Lustspiele „Liebe neckt“ und „Die Abreise“ sind in Alexandrinern geschrieben, sonst herrscht Prosa und das Bestreben, den Dialog recht fein und weltmännisch zu gestalten. Jüngers Lustspiele aus dessen Wiener Zeit haben das Bestreben, die lokalen gesellschaftlichen Zustände auf der Bühne satirisch zu behandeln; in ihnen sind die Typen des Charakterlustspiels aus bürgerlichen in adelige Kreise übertragen, wieder ist der Liebhaber gern ein Offizier; der Dialog ist der der feinen Gesellschaft: schlagfertig und ironisierend. Ohne Zweifel hat Bauernfeld hier angeknüpft. Noch müssen wir aber den Einfluß der Lustspiele Friedrich Wilhelm Zieglers der in einzelnen seiner Stücke („Der seltene Onkel“ [1796], „Die Freunde“ [1797], „Weltton und Herzensgüte“ [1799], „Stumme Liebe“ [1802] u. a. m.) nicht unglücklich einen mehr lokalen Ton angeschlagen hatte, berücksichtigen; auch gesteht ja Bauernfeld selbst halb zu, sich die Lustspiele Deinhardsteins, Töpfers, der Frau von Weißenthurn u. a., die Schreyvogel bereitwillig und mit der größten Raschheit

aufführte, zum Muster genommen zu haben. Das Hauptvorbild ist ihm aber gewiß der alle anderen Dichter — selbst den gleichfalls für uns stark in Betracht kommenden Iffland — an Zahl der Aufführungen weit überragende Kotzebue gewesen. Von ihm konnte man sich gar vieles aneignen, was einen Lustspieldichter fördert: die leichte, ungezwungene, dabei sichere Skizzierung der Handlung, das flotte Dahingleiten des Dialogs und endlich jene skizzenhafte, allzu tiefes Eingehen auf Kleinliches und Nebensächliches vermeidende Art der Ausführung, die es im Grunde eigentlich dem Schauspieler überläßt, die vom Dichter geschaffene Figur lebendig auszugestalten. Diese Oberflächlichkeit ist ja ebensosehr ein Vorzug wie ein Fehler Kotzebues, denn die Aufführung eines solchen Stückes durch gute Schauspieler wirkt viel lebensvoller und natürlicher auf den Zuschauer.

Bauernfeld hat also dadurch, daß er, wie er selbst sagt, mehrmals ins Theater ging und zugleich den halben Kotzebue durchlas, zweierlei bewirkt: er drängte die Liebe zur Romantik, zum Volks- und Altertümlichen in sich zurück und er eignete sich die moderne dramatische Technik an im steten Hinblick auf Leben und Bühne. Indem er nun den Versuch machte, etwa nach dem Vorbild Steigentesch, Jüngers oder Zieglers das moderne Wiener Gesellschaftsleben dramatisch zu verwerten, regte sich einerseits sein großes dramatisches Talent und kam ihm anderseits die Erfahrung, die er in jahrelangem Verkehr mit den Leuten, die er schildern wollte, gesammelt hatte, zugute. Denn mit dem ihm eigenen scharfen Blick hatte er rasch erkannt, daß Kotzebue seine Lustspiele hauptsächlich im Rahmen der Kleinstädterei Deutschlands fixiere, und richtig schloß er daraus, daß der Dichter wienerischer Lustspiele durchaus die Wiener Gesellschaft zum Untergrund seiner Dramen machen müsse.

Dies zu tun ist Bauernfeld auch auf das prächtigste gelungen. Seine Konversationsstücke sind der Spiegel des gesellschaftlichen Lebens und mit diesem derjenige der je-

weiligen Zeit mit ihren Schwächen und ihren notwendig auszufüllenden Lücken geworden. Wir finden zunächst eine behagliche Abschilderung des genußfreudigen und vergnügungssüchtigen Treibens der Zwanziger und Dreißigerjahre. Es folgt eine von revolutionären Stürmen durchwehte Periode. Langsam vertost dann allmählich der Sturm, eine Periode der Reaktion tritt ein, in der Bauernfeld zu den alten behaglichen Stücken zurückkehrt. Dann aber erreicht seine Dichtung in einem vierten Abschnitt ihren Höhepunkt: in seinen letzten großen Gesellschaftsdramen zieht der Dichter tieferust die Konsequenzen aus den Umwälzungen, welche die Politik und mit ihr die sozialen Zustände erfahren haben.

In Übereinstimmung mit Schönbach[1]) möchte ich die erste Gruppe der Lustspieldichtung Bauernfelds etwa mit 1830—1845 begrenzen. Die Lustspiele dieser Zeit spiegeln die stille Behaglichkeit wider, die den ersten Regungen der Revolution voranging. Ihre Träger sind die Vertreter der höheren Kreise der damaligen Wiener Bürgerschaft: die meisten davon sind, wenn auch nicht reiche, so doch wohlhabende Leute — wie denn überhaupt die ärmeren Gesellschaftsschichten oder gar das Volk in den Dramen Bauernfelds so gut wie gar nicht vorkommen (höchstens, daß wir in den späteren Lustspielen einen oder den anderen Volksvertreter kennen lernen). Das Hauptkontingent dieser Sphäre stellt natürlich die Beamtenschaft, der sich ein bißchen vom Adel zugesellt; die merkwürdig stark vertretenen Advokaten bilden dadurch, daß sie in ihrem Einkommen nicht auf feststehende Bezüge angewiesen sind (und auch demgemäß denken und fühlen), den Übergang zu den diesen Kreisen gleichfalls angehörenden eigentlichen Geschäftsleuten, den Kaufleuten und Bankiers. Das waren die Kreise, in denen Bauernfeld seit seinen frühesten Jünglingsjahren verkehrt hatte: ihnen entstammen die Figuren aller Lustspiele jener ersten Zeit.

---

[1]) a. a. O.

Die Handlung ist die schwächste Seite jener Stücke, denn Bauernfeld litt einerseits stark unter einem Mangel an Erfindungsgabe und fühlte sich anderseits durch die Zensur aufs schmerzlichste eingeengt. Das letztere beweist am besten sein Brief an Costenoble vom 31. August 1831,[1] worin er die Zensur „die Todfeindin aller freien Entwicklung, mithin auch alles wahren, freien Scherzes und der Satire“ nennt und sagt: „Unsere Lustspiele sollen höchstens alberne Liebesgeschichten enthalten, jedes andere Feld ist uns abgeschnitten.“ Es kann uns in Anbetracht dessen nicht verwundern, daß die Handlung der Bauernfeldschen Lustspiele weder originell noch bedeutend ist — ja sie ist bisweilen bloß eine Scheinhandlung, die dem Dichter nur als Gerüste dient zur Charakterisierung der Personen und des ganzen Gesellschaftskreises, und die letztere wird fast ausschließlich durch den Dialog besorgt. Aus ebenderselben Ursache sind Bauernfelds Stücke keine Situationslustspiele. Sie mit Schönbach geradezu Charakterlustspiele zu nennen, trage ich ein leises Bedenken: sie stammen ohne Zweifel vom Charakterlustspiel ab, sind aber ihrem Wesen nach eher eine Verschmelzung des eigentlichen Charakterlustspiels mit dem Intriguenlustspiel des späteren Kotzebue.

Zu den Konversationsstücken aus jener ersten Lustspielperiode gehören: „Leichtsinn aus Liebe“, „Das Liebes-Protokoll“, „Das letzte Abenteuer“, „Helene“, „Die Bekenntnisse“, „Bürgerlich und Romantisch“, „Der literarische Salon“, „Das Tagebuch“ und „Der Vater“. Davon gehen „Das Tagebuch“ und „Der Vater“ auf fremde Quellen zurück; „Das letzte Abenteuer“ ist durch die Lektüre Holbergs angeregt; „Die Bekenntnisse“ sind eine Kompagnie-Arbeit mit Grillparzer. Bauernfeld hat recht, wenn er selbst sagt, die ersten Versuche dieser Art seien noch wie aus der Kotzebueschen Eierschale hervorgekrochen. Die An-

[1] Costenobles Tagebücher, herausgegeben von Glossy und Zeidler, Bd. 2, S. 74.

lehnung namentlich an „Die deutschen Kleinstädter" liegt auf der Hand — Bauernfeld hat sogar ein Motiv daraus (die vom Gesang des Nachtwächters unterbrochene Nachtmusik) in „Leichtsinn aus Liebe" herübergenommen.

Die Handlung aller diese Stücke besteht aus einer Liebesgeschichte, die ihren natürlichen Abschluß in der Vereinigung der Liebenden findet. Die Träger dieser Handlung sind Personen, die durch Verwandtschaft oder Freundschaft miteinander zusammenhängen: für die Liebenden, die fast immer jung und reich sind, sorgen Vater, Onkel, Vormund; die jungen Leute kennen sich meist aus ihrer Kindheit oder Schulzeit. Zwischen ihnen stehen gesellschaftliche Arrangeure und Leute von großem Bekanntenkreis; um sie herum gruppieren sich einerseits Schmarotzer, anderseits die einflußreichen Bedienten und die ungeniert im Interesse ihres Herrn handelnden Burschen und Reitknechte.

Der erwähnten Vereinigung steht als inneres Hindernis fast immer eine beiderseitige Verkennung des Charakters entgegen. Dr. Heinrich Frank („Leichtsinn aus Liebe") hält Friederike für leichtsinnig, sie ihn für mürrisch und kalt; Rosalie („Das Liebes-Protokoll") hält Baron Fels für treulos; Baron Sternhelm und Leonore („Das letzte Abenteuer") verkennen einander; Graf Bannewitz („Helene") glaubt Helene kalt und herzlos; Assessor Bitter („Die Bekenntnisse") verkennt Anna von Linden; Emilie („Der literarische Salon") meint, Mansfeld sei ihr untreu geworden und habe sie in einer Rezension öffentlich geschmäht; Hauptmann Wiese („Das Tagebuch") hält Lucie mit Unrecht für herzlos, gefallsüchtig und kokett. — Zu dieser Verkennung gesellt sich als Hindernis von außen die Abhängigkeit der Liebenden von ihren Angehörigen. Die jungen Männer sollen vom Onkel verheiratet werden; letzterer lebt entweder noch (so bei Bonstetten in „Leichtsinn aus Liebe", Baron Zinnburg in den „Bekenntnissen", Baron Ringelstern in „Bürgerlich und

Romantisch") oder er hat die Heirat in seinem Testament angeordnet (Baron Sternhelm in „Das letzte Abenteuer"). Die Mädchen wieder will der Vater oder der Vormund vorteilhaft an den Mann bringen (Bankier Müller — Adelaide im „Liebes-Protokoll", Rat Espe — Romana in „Das letzte Abenteuer", Bankier von Friedau — Helene in „Helene", Lampe — Emilie im „Literarischen Salon", Dr. Raschler — Lucie im „Tagebuch"). Auch Intriguen finden sich. Durch sie wird bisweilen die gegenseitige Entfremdung genährt: Günther („Das letzte Abenteuer") will, damit ihm die Erbschaft zufalle, Baron Sternhelm und Leonore, die das Testament für einander bestimmt hat, entzweien: Morgenroth („Der literarische Salon") verdächtigt Mansfeld gegenüber Emilien; Wahl („Liebes-Protokoll") sucht Fels und Rosalien, Henriette („Helene") Bannewitz und Helenen einander zu entfremden; — oft wieder beteiligen sich die Liebenden (unabsichtlich oder absichtlich) an der Intrigue, wie sich Baron Ringelstern („Bürgerlich und Romantisch") Katharina gegenüber für den Badekommissär ausgibt oder Lucie im „Tagebuch" sich kokett stellt, um dadurch erst Wieses Liebe wahrhaft zu erregen. (Hier könnte man vielleicht auch die Verkleidung Juliens als Offizier in den „Bekenntnissen" erwähnen; sie ist die einzige Verkleidung bei Bauernfeld und stammt wohl aus Kotzebue, in dessen Posse „Braut und Bräutigam in einer Person" dasselbe Motiv [Friederike von Aarau verkleidet sich als Offizier und gibt sich für ihren Bruder aus], freilich aber hier als Grundlage für die ganze Handlung, verwendet worden ist.)

Alle drei Arten von Hindernissen haben aber nur aufschiebende, nie aufhebende Kraft. Die Intriguen haben niemals den erwarteten Erfolg. Die Pläne der Verwandten kommen oft sogar unbeabsichtigt der Liebe zugute, — d. h. die beiden lernen sich bisweilen kennen und lieben, ehe sie erfahren, daß sie für einander bestimmt seien, wie Ringelstern Katharina von Rosen kennen lernt oder Sternhelm sich in

Leonore als Maske verliebt. Die gegenseitige Verkennung endlich findet am Schluß eine meist plötzliche Aufklärung und führt so zu einer friedlichen Lösung.

Meist wird jedoch die Handlung dadurch erweitert, daß es sich um zwei Liebschaften handelt, welche einander lange zu durchkreuzen scheinen, dabei aber eigentlich parallel laufen. Der alte in den „Geschwistern von Nürnberg“ verwertete Gegensatz zwischen der stolzen, tatkräftigen und der häuslichen Frau (Isolda — Hedwig), dem welt- und lebensfrohen und dem schwärmerisch-schüchternen Jüngling (Roland — Claudius) ist hier im Grunde erneuert worden. Der schnippischen, lebenslustigen, mit Männern scheinbar spielenden Friederike („Leichtsinn aus Liebe“) steht die häusliche, naive Marie gegenüber; der schalkhaften Rosalie („Das Liebes-Protokoll“) die sentimentale Adelaide; der lebenslustigen Leonore („Das letzte Abenteuer“) die einfache Romana; der „immer frohen, immer heiteren“, uneigennützigen Helene („Helene“) die putzsüchtige und eitle Henriette; der lustigen Anna von Linden („Die Bekenntnisse“) die naiv heitere Julie; der „romantischen“ Katharina von Rosen die häuslich-philiströse, „bürgerliche“ Cäcilie; der sentimentalen Emilie („Der literarische Salon“) die häusliche Luise. Eben so entspricht dem immer verliebten, tollen Bonstetten der ruhige, arbeitsame Dr. Heinrich Frank, dem lebenslustigen Fels der brave Beamte und Dichter Bergheim; dem launenhaften Sternhelm der ängstlich-bescheidene Wallner, dem künstlerisch veranlagten Grafen von Bannewitz der Baron von Reibenstein, dem exzentrischen Baron Zinnburg der Assessor Bitter, dem „romantischen“ Baron Ringelstern der spießbürgerliche Sittig; Mansfeld im „Literarischen Salon“ tritt als ehrlicher Mann dem hochstaplerischen Wendemann gegenüber. Häufig sind dann die beiden männlichen Hauptpersonen Jugend- oder Universitätsfreunde, oder auch die Liebenden haben einander einst gekannt, so daß die Handlung mit der Fortsetzung mehrerer alter Bekanntschaften beginnt.

Im Rahmen dieser Handlung spiegelt sich die „Gesellschaft" wider, vertreten durch die meisterhaft gezeichneten Figuren, die einander in allen Stücken ganz und gar ähnlich sind.

Da wäre zunächst eine Gruppe von alten Herren (Vater, Vormund, Onkel): sie sind jovial, schwärmen für die alte Zeit, sind galant (Frank, Werder), sogar noch heiratslustig („Der Vater"); sie verstehen es, Klärung in die Liebesangelegenheit zu bringen (Kriminalrat Scharf); andere haben noch jugendlich romantischen Sinn (Juliens Vater, Präsident von Stein), ja sie sind bisweilen so sehr angesteckt vom Zug der Zeit, daß ihnen der Liebhaber das bessere Einst vorhalten muß (Lampe — Mansfeld im „Literarischen Salon"). Die junge Männerwelt ist durch zwei Typen vertreten: den flott gesellschaftlichen, immer zu Liebesabenteuern aufgelegten exzentrischen Lebemann (Bonstetten, Baron Fels, Baron Sternhelm, Baron Zinnburg, Baron Ringelstern) und den arbeitsamen, bescheidenen, wegen seiner Ehrlichkeit und Offenheit oft Anstoß erregenden jungen Mann (Dr. Heinrich Frank, Graf Bannewitz, Mansfeld). Dabei sind neben Adeligen (Grafen, Baronen) und müßigen Offizieren namentlich die eingefleischten Beamten vertreten, wie der beschränkte Bergheim im „Liebes-Protokoll", der, zugleich wässeriger Dichter, vom „Bureau" und von den „Akten" immer mit einer gewissen Ehrfurcht spricht (ein köstlicher Nachkomme von Kotzebues Sperling), oder die ganz im Spießbürgertum aufgegangenen Assessor Bitter und Kommissär Sittig, die durch eine Gruppe alter Beamten vervollständigt werden (Rat Espe — der alte Beamte, der stets diplomatisch zurückhält und immer von sich als „wir" spricht; Rat Zabern — der eingefleischte Bureaukrat und Philister; ihnen gegenüber der weltkluge, wenn auch ein wenig sonderliche Präsident von Stein). Spiegeln diese Figuren die erbärmliche Protektionswirtschaft und Titelsucht der Zeit wider, so kommt anderseits die Vornehmtuerei gewisser Kreise zum Ausdruck in den

geadelten Bankiers (Müller, Fridau), die mit aller Macht jeder Verbindung mit dem Adel zustreben und sich nur in der „vornehmen Welt" wohl fühlen. In Salon und Häuslichkeit walten dann die Liebhaberinnen, die wiederum in eine launenhafte, exzentrische (Friederike, Rosalie, Leonore, Katharina von Rosen, häufig junge, reiche Witwen) und eine einfach-häusliche Gruppe zerfallen (Maria, Luise, Lucie); dabei hat der exzentrische mit dem häuslichen Typus gemeinsam eine gewisse Lust am Leben, viel Schalkhaftes und Schnippisches, dabei auch bisweilen große Herzhaftigkeit und Seelenstärke (wie Helene). Eine Abart bilden die sentimental angekränkelten jungen Damen (Adelaide, Emilie).

Vervollständigt wird das gesellschaftliche Bild durch drei weitere Gruppen von Figuren. Zur ersten gehören die harmlosen Naturen, die sich nur in der Geselligkeit und im Salon wohl fühlen: der Oberst König („Leichtsinn aus Liebe"), Arrangeur aller Spiele und Zusammenkünfte; der eingefleischte Förderer des Liebhaber-Theaters Hauptmann Wahl („Liebes-Protokoll"); Lampe, das glückliche Oberhaupt des „Literarischen Salons", und der läppische Salonkriecher Schwach („Das letzte Abenteuer"), der die armen Leute so sehr bemitleidet, welche verurteilt sind, „nie in die Salons zu kommen". Eine zweite Gruppe von Personen nützt die modische Geselligkeit mehr oder minder fein zu ihrem eigenen Vorteil aus, wie der glattzüngige Gesandte von Spangenberg („Helene"), der das Geld über die Ehre stellt; dann die beutelschneiderischen Journalisten Wendemann und Morgenroth und die Schmarotzer, denen „es nur um das Souper zu tun" ist („Helene"). Endlich sind die Bedientenfiguren von der größten Bedeutung, die mit ihrem Herrn auf vertraulichem Fuß stehen, ihn sogar bevormunden, ja in seinem Interesse ganz eigenmächtig — aber aus bester Absicht — handeln (Christoph, Franz, Christian, Niklas, der Bediente in den „Bekenntnissen"). Den Lohnlakai Unruh möchte ich nicht zu den Bedienten rechnen; er gehört in die Gruppe der Schmarotzer.

Die meisterhafte Charakteristik der Figuren kommt aber erst dadurch zur vollen Wirkung, daß die Personen friedlich oder freundlich miteinander zusammenstoßen. Das geschieht in den glänzenden Ensembleszenen, die in keinem der ersten Lustspiele fehlen. Wir treffen die Gesellschaft im Salon beim Pfänderspiel in „Leichtsinn aus Liebe“, auf dem Maskenball in „Das letzte Abenteuer“, im Ballsaal in „Helene“, bei der ästhetischen Vorlesung im „Literarischen Salon“. Bälle, Gesellschaften, Redouten, Landgüter, Badeorte, Sommerreisen sind auch meistens die Schauplätze und die Gelegenheiten, die für die Schürzung des Knotens bedeutungsvoll werden.

Wohl mangelt allen diesen Stücken Konzentration und Vertiefung der Handlung, wohl ist auch in den ersten Lustspielen die Motivierung bisweilen etwas ungeschickt und der Schauspieler muß die Figuren aus eigenem Vermögen ausgestalten und vervollständigen. Ihr Hauptreiz liegt — abgesehen von der glänzenden Charakteristik — im Dialog, der freilich anfangs ganz aus Kotzebue herausgewachsen ist. Bald aber übertrifft dieser Dialog alles Frühere an sprühender Lebendigkeit, an Feuer, Fluß und Witz; er strotzt von feinen ironischen Wortspielen, spitziger Satire, von Anspielungen auf Zeitereignisse, auf literarische und künstlerische Gebiete, die ihm ein ganz besonderes Leben verleihen. Den Höhepunkt dieser Schaffensperiode bildet „Bürgerlich und Romantisch“, in dem das einförmige Schema der immer gleichen Lustspielhandlung am schärfsten pointiert und am eindringlichsten behandelt worden ist.

III.

Ein ganz anderes Bild bieten uns die Dramen der nächsten Periode, 1844—1851: „Ein deutscher Krieger“ (1844), „Großjährig“ (1846), „Die Republik der Tiere“ (1848), „Franz von Sickingen“ (1850) und „Der kategorische Imperativ“ (1851). Die behagliche Schilderung der

sich behaglich fühlenden Gegenwart ist der tief durchdachten dramatischen Fixierung der Stürme des politischen Lebens gewichen, die in jener Zeit Deutschland und Österreich durchtobten. „Ein deutscher Krieger“ ist ein historisches Schauspiel, das durch und durch von der Bezugnahme auf die Gegenwart beherrscht wird. Die Sehnsucht nach der Begründung eines einheitlichen, gewaltigen deutschen Reiches, die dazumal Bauernfelds Herz wie die seiner Mitbürger erfüllte, ließ ihn diesen Stoff aufgreifen: das durch inneren Zwiespalt und äußere Feinde zerklüftete Deutschland des dreißigjährigen Krieges, das sich nach Einigung und Festigung sehnt. In die Mitte der Handlung stellte er die kraftvolle, männliche Gestalt eines deutschen Feldherrn, den die Liebe zum Vaterland und zu seinem Volk nur auf das Wohl des Deutschtums bedacht sein läßt und der sich in ehrlichem Zorn gegen die herz- und treulose Beamtenschaft, die alles mit Papier und Feder richten zu können glaubt, empört. Dadurch dem Kurfürsten von Sachsen gegenüber in eine Art von Wallenstein-Stellung gedrängt, büßt er für sein eigenmächtiges Vorgehen durch Ungnade und freiwillige Verbannung, bis ein glücklicher Zufall seine Versöhnung mit dem Kurfürsten und seine Verbindung mit einer Vertreterin des Franzosentums herbeiführt. Diese Handlung, in der sich die Darstellung faust- und willensstarker Heldenhaftigkeit mit der gemütvollster Herzlichkeit verbindet, hat Bauernfeld in der sorgfältigsten Weise ausgestaltet; die peinlichste Ausarbeitung jeder Einzelheit ist an die Stelle der früheren losen Skizzierung getreten. Mit Recht nennt Schönbach das Stück eine von Bauernfelds reifsten und vollendetsten Arbeiten. In die Figur des Obersten Götze legte Bauernfeld seine ganze Begeisterung für Deutschtum und Freiheit, und die Szenen, in denen die Gesinnung seines Helden zum Ausdruck kommt, erheben sich aus der Prosa in die erhabene Form des fünffüßigen Jambus. Um Götze scharte er eine Gruppe anderer Krieger, die alle — am besten wohl der

alte dem Tod geweihte Major Manne — mit ebensolcher Liebe und Sorgfalt charakterisiert sind. Götze gegenüber stehen einerseits Frau von Laroche: in Charakter und Wesen eine Französin, deren steigende Achtung vor Götze im Verlauf der Handlung trefflich gezeichnet ist; anderseits Graf Dohna als der Vertreter der durch das verknöcherte Beamtentum gestützten egoistischen Diplomatie. Über ihnen allen aber die meisterhaft gezeichnete Gestalt des Kurfürsten, der trotz der Gewohnheit steten bedingungslosen Befehlens und der Verstrickung in die diplomatischen Netze sich dennoch schließlich von seinem guten und dabei echt deutschgesinnten Herzen leiten läßt. Noch sind zwei Nebenfiguren von großer Bedeutung: der Ortsvorsteher Büttner und sein halbwüchsiger Sohn Hans: ersterer etwa ein Vertreter der gereiften, in der Lage der Dinge wohlerfahrenen Männlichkeit; letzterer der Typus der verträumten, einer männlichen Regung kaum mehr fähigen Jugend. Indem in diesem Drama männlicher Tatensinn und die jämmerliche Kanzleiwelt einander gegenüberstehen, auch der Kern der Handlung eine Liebesgeschichte mit großer Annäherung an das genugsam bekannte Motiv der gegenseitigen Verkennung ist, haben wir auch hier trotz des historischen Stoffes eine Erneuerung des alten Schemas: aber dem Ernst des Inhalts entspricht die ernste Ausführung der Form: das einfach und wuchtig aufgebaute Drama ist in der Anlage und Durchführung der Handlung wie in Motivierung und in der sicheren Führung des Dialoges ein wahres Kunststück; von den gleichmäßig und oberflächlich gezeichneten Figuren der früheren Lustspiele heben sich die Gestalten des Obersten und seiner Partnerin, auch die weniger bedeutenden Figuren und namentlich die prächtig charakterisierte Person des Kurfürsten aufs schönste ab.

Mit „Großjährig“ gab Bauernfeld seinen Mitbürgern ein schwer zu lösendes Rätsel auf: hatte man da ein harmloses Lustspiel nach Art der einstigen Bauernfeldschen Stücke

vor sich oder eine beißende, tief ernst zu nehmende politische Satire? Die meisten — gerade die, die es anging — merkten nicht, was einzelnen bald klar genug erschien: daß sie hier ein scheinbar zahmes Stück mit stetem deutlichen Bezug auf die modernen politischen Verhältnisse vor Augen hatten. Wieder ist die alte Lustspielschablone — diesmal ziemlich treu — verwendet worden: Liebhaber und Geliebte sind vom Onkel-Vormund für einander bestimmt; sie lieben einander, eine gegenseitige Verkennung scheint sie jedoch im Gegenteil lange voneinander trennen zu wollen, bis sich endlich die Herzen finden und die Selbständigkeit der Jungen den Sieg über die einengenden Maßregeln der Alten davonträgt. Aber wie hat Bauernfeld hier die Schablone vertieft, wie die alten Figuren umgebildet und neugestaltet, welch tiefen Sinn endlich in die scheinbar ganz oberflächliche Lustspielhandlung zu legen gewußt! Und wie geschickt und umsichtig, um nicht geradezu zu sagen „schlau", ist er bei dieser ungemein heiklen Sache zu Werke gegangen! Leise und vorsichtig hat er aus der Abhängigkeit des Liebhabers vom Vormund ein ganzes „System" der Bevormundung, der Erziehung zu Unselbständigkeit und Willenlosigkeit, ein System der Überwachung, des „Abwartens" und des frivolsten Hinhaltens und Hinübertäuschens gemacht. Vormund Blase will, daß Hermann ohne irgendwelchen eigenen Willen sich zu einem „guten Beamten" erziehen lasse; er läßt in gemeinsamer Verwaltung mit dem wetterwendischen Faktotum Spitz Hermanns Hab und Gut verwildern, er erbricht die an Hermann gerichteten Briefe; er befiehlt, er dressiert und zwingt und hält dabei die schönsten Reden von Willensfreiheit und Selbständigkeit; ja er ist stolz auf sein „System", als dessen grimmigster Feind ihm die „freien Ideen" erscheinen. Der Bezug auf das vormärzliche Österreich liegt und lag auf der Hand. Sehr schön läßt der Dichter Hermann durch die urwüchsige, herzhafte Auguste, die das Ganze raschen Blickes durchschaut hat, zur Selbständigkeit erziehen. Alles

in diesem Stück, selbst in Kleinigkeiten, ist symbolisch, wie etwa das Zerreißen der Akten durch Auguste oder ihre scheinbar harmlosen Reden zu Hermann, wie z. B. der Satz: „Die Klugen legen heute die Hände in den Schoß und lassen den lieben Gott walten; aber andere sind noch klüger und walten statt seiner und das gibt dann eine Wirtschaft zum Erbarmen!“ — der vielleicht den Grundgedanken des ganzen Stückes in sich birgt. Ebendarum ist auch hier die skizzenhafte Ausführung durch die feinsinnigste Ausgestaltung in jeder Hinsicht ersetzt worden.

„Die Republik der Tiere“ schrieb Bauernfeld im April 1848 in Graz — noch nicht völlig genesen von dem tödlichen Nervenfieber, das ihn während der stürmischen Märztage befallen hatte. Er sagt selbst, er habe sich von der drückenden Gegenwart dadurch geistig zu befreien gesucht, daß er die Begebenheiten und die hervorragendsten Persönlichkeiten der letzten Monate in ein phantastisches Spiel aufzulösen bemüht war, in welchem sich zugleich der Einfluß der damaligen Pariser Zustände auf die Wiener Wirren gewissermaßen abspiegelt. Es hätte wenig Sinn, eine genaue Ausdeutung dieser Satire im einzelnen zu versuchen. Gewiß ist dieselbe eines von Bauernfelds größten und schönsten Werken. Drei der besten Eigenschaften Bauernfelds kommen in ihr zum Ausdruck: sein unfehlbar sicherer politischer Scharfblick, seine glänzende Charakterisierungsgabe und die ihm seit der frühen Jugend eigen gebliebene Fähigkeit, sich zu einer wahrhaft idealen Höhe der Poesie zu erheben. Nur die Begeisterung, die sein Herz zum Zerspringen erfüllte, und das Gefühl der eben überstandenen tödlichen Krankheit konnten ihn so Großes schaffen lassen. Nur ganz wenigen Figuren ist hier die menschliche Gestalt gelassen worden, unter ihnen dem alten König, der — ein Spielzeug in der Hand der Verführer und Heuchler — eigentlich ein Freund des Volkes gewesen ist. Alle anderen Personen sind in Tiermasken gesteckt und zu einzelnen Gruppen vereinigt

worden. Der schlaue, gleißnerische Fuchs ist der Minister. Sein Werkzeug ist die durch den Ochsen und das Windspiel vertretene Polizei; auch den egoistischen und räuberischen Adel (Panther, Tiger, Leopard, Hyäne) versteht der Fuchs schlau zu behandeln und zu seinem Vorteil auszunützen. Eine andere Gruppe sind wiederum die Aufwiegler und Terroristen, welche vom Bulldogg und vom Fleischerhund angeführt werden. Die Meisterschaft des Dichters verrät sich nun am meisten in der verschiedenen Art des Verhaltens der großen Volksmasse gegenüber der Revolution und der aufgerichteten Republik: anders denken natürlich die Hähne, anders die Elefanten, wieder anders die Hamster, Spinnen, Mücken, Käfer, Schmetterlinge usw. Alle seine wehmütige Begeisterung aber legte Bauernfeld in die Figur der Nachtigall — des poetischen Schwärmers, den sein Enthusiasmus für die Freiheit zum Märtyrer hat werden lassen! Sein übervolles Herz reißt ihn unaufhaltsam fort und erst zu spät erkennt er, daß er allzufrüh gehandelt hat. Die Zeit war noch nicht reif zur Erfüllung dessen, was er für Volk und Vaterland hat erreichen wollen. Eben soll die Nachtigall von den Schreckensleuten guillotiniert werden; da erobert der General der Eisbären die aufrührerische Stadt; das Volk ruft zitternd „Vivat!“ Die Nachtigall ist frei. Aber sie verschmäht es, der rückgekehrten alten Ordnung zu dienen. In einer in herrlichen Stanzen abgefaßten Rede beklagt sie das arme verblendete Volk, dessen Freiheit auch die Gegenwart nicht geben könne; „wie in Verzückung“ ruft sie aus:

„Und nein! Kein Irrtum war's, es war kein Traum,
Was mir geheiliget mein ganzes Leben!
Denn reine Schönheit — o Ihr ahnt sie kaum —
Wird nahe Zukunft Euren Enkeln geben.
Aufs neue blüht des Daseins gold'ner Baum,
Die Knospen keimen und die Früchte streben!
Gesegnet, wem sie reifen, wer sie pflückt!
Nehmt hin als Pfand dafür — mein Herz zerstückt!“

Mit den letzten Worten stößt sie sich einen Dolch in die Brust. Lange Pause. Dann übernimmt der feuerspeiende Drache die provisorische Regierung; der heimtückische Fuchs wird dazu ausersehen, auch ihm „mit weisen Ratschlägen an die Hand zu gehen"; auch der Adel nähert sich und tritt wieder in den Vordergrund. — Das heißt: der Kampf für die Freiheit ist vorüber und es bleibt vorderhand alles beim alten!

Dieselbe Stimmung durchweht die beiden folgenden Dramen, in denen der Geistessturm allmählich zur Ruhe kommt. „Franz von Sickingen" verhält sich zum „Kategorischen Imperativ" wie „Ein deutscher Krieger" zu „Großjährig".

Schon in Februar 1848 meint Bauernfeld, er möchte gern „Ulrich von Hutten oder so was" bearbeiten, „um mir die Gegenwart einigermaßen vom Leibe zu schaffen". Im Dezember schreibt er in sein Tagebuch: „Ich versenke mich in ‚Sickingen', um der Gegenwart zu entgehen. Taugt's nicht fürs Theater, ist's doch für mich!"

„Sickingen" ist ein gewaltiges, altdeutsches Zeitgemälde. Es liegt in der Natur der Sache, daß hierfür Goethes „Götz" das Vorbild gewesen ist: der ganze umfangreiche Apparat von Kampf- und Schlachtszenen, von Volks- und Massenaufzügen ist von da hergenommen. Aber wieder ist's der Zusammenhang zwischen Vergangenheit und Gegenwart, den Bauernfeld in den Vordergrund stellt.

Die alles aufwühlende Gährung der Gemüter damals und jetzt ist ihm eine Parallele; den jämmerlichen Zuständen der Gegenwart stellt er die kraftvollen Gestalten Sickingens, Huttens, Luthers und ihrer Genossen gegenüber. Der Hader zwischen den Fürsten, der Reichsritterschaft und den Bauern ist ihm ein Gleichnis der jetzt herrschenden sozialen Zustände. Wieder ist die Handlung bis in Einzelheiten liebevoll ausgestaltet; die Charakteristik der Personen sorgfältig gelungen; mit edelster Begeisterung namentlich

Sickingen und seine Schwester gezeichnet: der Recke Sickingen, ein Seitenstück zum Oberst Götze, ein Held, dessen letztes Wort: „Deutschland" ist; Justine, ein mannhaftes Weib, mit deren visionären Worten das Drama schließt: „Nehmt sein Werk auf, Ihr Männer! .... Einen seh' ich ... er fällt als Opfer .... Und viele fallen — aber sie lächeln! — Drauf wird's wieder hell — schöne, freundliche Bilder! Und das große, große Land — im herrlichen Glanze und mächtig — und frei!!" — Wir werden sehen, daß ein einheitliches deutsches Reich und Freiheit für das Volk von nun an einen Hauptgrundgedanken von Bauernfelds Dichtung bilden. Und schon hier im „Sickingen" läßt der Dichter Luther, dessen Figur prächtig gezeichnet ist, als eine Art Prophet den sterbenden Freund über die Zukunft Deutschlands trösten.

Wie „Großjährig", so ist auch „Der kategorische Imperativ" ein scheinbar harmloses Lustspiel, aber dafür mit um so spitzigerer politischer Absicht. Indem Bauernfeld die kläglichen Verhältnisse der Wiener Kongreßzeit darstellt und verspottet, zielt er mit seinem Witz eigentlich auf die Gegenwart. Wieder ein glänzendes Gesellschaftsbild mit den Hauptszenen in Salons und Landhäusern; dazu als Hintergrund das aus Schlemmerei und Polizeiwirtschaft zusammengesetzte Wien; wieder die zwei parallelen Liebesgeschichten, die einander zu durchkreuzen scheinen und unter der gegenseitigen Verkennung der Liebenden leiden; diesmal aber ist die Politik die eigentliche Triebfeder — nicht mehr die behagliche Geselligkeit.

Gerade dieses Stück zeigt am deutlichsten, worin das Wesen dieser Dichtungsperiode Bauernfelds besteht: das Drama ist ihm nicht mehr Selbstzweck; er hat gelernt, es zu einem symbolischen Ausdrucksmittel zu machen. Infolgedessen werden die Charakteristik und namentlich der Dialog ernster behandelt. Der Dialog des „Kategorischen Imperativs" weist im Vergleich etwa zu jenem von „Bürgerlich und Romantisch" einen bedeutenden Fortschritt auf.

IV.

Die Konversationsstücke der nächsten Jahre (1852 bis 1865) zeigen — seltsam genug — eine gewisse Verwandtschaft mit den ersten Lustspielen. Die vertrauten Figuren begegnen uns hier wieder: Lämmchen in den „Krisen“ und Mairumpel in „Exzellenz oder der Backfisch“ bieten den Typus des seine Tochter verzärtelnden Vaters, der das Mädchen vorteilhaft verheiratet wissen will; den Offizier als Liebhaber treffen wir wieder in „Fata Morgana“; Simon in „Krisen“ ist das vollendetste Exemplar des seinen Herrn bevormundenden und für ihn energisch sorgenden Bedienten; auch die Mädchen gleichen den Figuren der früheren Lustspiele.

Trotzdem fällt der Fortschritt des Dichters auf den ersten Blick ins Auge: Inhalt und Form werden nunmehr weitaus ernster behandelt, als dies seinerzeit der Fall gewesen war; ernste Fragen werden bisweilen dem Stück zugrunde gelegt, überhaupt ist von der einstigen sprudelnden Heiterkeit wenig mehr zu bemerken; auch die durchaus humoristischen Figuren, wie z. B. Lämmchen, werden mit einem gewissen Ernst, nicht selten bitter-pessimistisch behandelt. Die Handlung ist meist nicht vom Dichter frei erfunden: „Krisen“ geht auf Voltaire und auf Feuillets „Une crise“ zurück; „Fata Morgana“ beruht auf einer Tieckschen Novelle; den Lustspielen „Die Zugvögel“ und „Ein Beispiel“ liegen die „Proverbes dramatiques“ von Leclerc zugrunde. Ohne Zweifel ist der Dichter auch in anderem von den Franzosen beeinflußt; namentlich in der Führung des Dialogs, der stellenweise von der ungezwungen dahinfließenden Konversation der einstigen Lustspiele recht verschieden ist und viel mehr im Dienst der Weiterführung der Handlung steht, als dies früher geschah, könnte ein solcher Einfluß gefunden werden. Begannen ja doch gerade damals die Franzosen mit ihren Konversations- und Salondramen ins Burgtheater einzuziehen, so daß sich Bauernfeld unwillkürlich mit Feuillet, Augier, Dumas, Sardou u. a. m. beschäftigen mußte. Immer-

hin hat er auch hier — namentlich in den den Geschäfts- und Beamtenkreisen entnommenen Gestalten — echte Wiener Typen geschaffen und auch hier wieder die zeitlichen Verhältnisse im Drama mit Glück widergespiegelt.

Ganz er selbst ist Bauernfeld aber erst wieder in „Exzellenz“. Ich gehe gewiß nicht fehl, wenn ich dieses Stück als einen direkten Vorläufer des Schauspieles „Aus der Gesellschaft“ bezeichne. Hier treffen wir wieder die lebensvolle Darstellung der Gegenwart auf der Bühne. Mit tausend Fäden ist das Lustspiel an jenes alte „Großjährig“ geknüpft. Auf den ersten Blick ein scheinbar gemütliches Lustspiel, entpuppt es sich bald als ein Stück ernstester Politik. Schon beginnt der Dichter hier aus den politischen Veränderungen Folgen für die dadurch notwendig gewordene Umgestaltung des gesellschaftlichen Lebens zu ziehen. „Das Volk“ wird auf die Bühne gebracht; freilich nur im Mund seiner Vertreter und Verächter. Dem lächerlichen Grafen Donnersberg, der nicht recht weiß, ob er das Ballett oder die Politik höher stellen solle, steht in Dr. Richard Walter der von heiligem Ernst erfüllte Mann aus dem Volk gegenüber. Zwischen Konservatismus und Liberalismus steht der „Edle von Mairumpel“ — ehemals Rumpelmaier, jetzt ein Stern der „haute finance“ — der sein Töchterchen gern an einen Minister verheiratet sehen möchte. Und Elsa nimmt endlich den Volksmann, zu dem sie sich von jeher hingezogen fühlte, wenn auch eine leise Verkennung seinerseits das Verhältnis eine Zeitlang getrübt hat.

Von da aus war nur mehr ein Schritt zu dem Drama, das den Höhepunkt von Bauernfelds Konversationsstückdichtung bildet, dem Schauspiel „Aus der Gesellschaft“ (1867), einem wahrhaft klassisch zu nennenden Kulturbild. Hatte Bauernfeld seinerzeit das gesellschaftliche Leben gemütlich satirisirend abgeschildert, war er später zu einer Schilderung übergegangen, die er mit großen und kleinen symbolischen Bezügen erfüllte, so war es ihm diesmal Ernst und er

spielte diesmal kein Verstecken mehr. Das ist der grundlegende Unterschied zwischen diesem Drama und seinen früheren Dichtungen. Mit vollem Ernst geht er hier ans Werk, sein Bestes setzt er ein in der Bewältigung seiner Aufgabe; durch und durch ist er von dem Gedanken erfüllt, daß er jetzt ein ernstes politisches Schauspiel schaffen wolle. Szene für Szene ist der Ausführung des Grundgedankens gewidmet, Satz für Satz des Dialogs ist durchdacht und baut er an der Ausgestaltung und zielbewußten Entwicklung der Handlung weiter: ein heiliger Ernst erfüllt den Dichter, der an gewissen Stellen einer hellen Begeisterung weicht. Mit der meisterhaften Charakteristik der Vertreter zweier Welten, die sich da gegenüberstehen, verbindet Bauernfeld in diesem Drama die Kunst vollendeten Aufbaus der Geschehnisse. Sicheren Mutes schreitet er hier auf sein Ziel los und erreicht eine alles frühere weit übertreffende Spannung des Zuschauers; die Schlußszene im Salon krönt den Bau dieses vielleicht seines gehaltvollsten Werkes wie mit einer leuchtenden Kuppel. Und wenn wir auch unter den auftretenden Personen noch manche Figur aus den früheren harmlosen Lustspielen zu erkennen glauben, so ist doch selbst die Charakterisierung der Personen in diesem Stück fast von einem eigenen Ernst und Schwung. Aufs prächtigste sind die verschiedenen Vertreter des Adels charakterisiert: von der sympathischen Gestalt des einsichtigen Fürsten Lübbenau bis herab zur hochnasigen, verächtlichen Flora; aufs prächtigste der Gegensatz zwischen den Vertretern des Adels und jenen des Bürgertums ausgeführt: namentlich der zwischen der bescheidenen, aber ihr Recht wohl kennenden Magdalena und den einzelnen adeligen Damen. Die flammenden Worte, die insbesondere dem Doktor Hagen in den Mund gelegt sind, vertreten ganz besonders wirkungsvoll den Grundgedanken des Stückes, der in der Verbindung und Gleichstellung des Bürgertums mit der adeligen „Gesellschaft“ zum Schluß auch seinen symbolischen Ausdruck findet.

Im größten Gegensatz zu dem Schwung dieses Schauspiels steht der ätzend spöttische Ton, welcher das Lustspiel „Moderne Jugend“ (1869) beherrscht. Wie etwa in dem alten Lustspiel „Der Vater“ werden hier die Alten gegen die Jungen ausgespielt: im Rahmen einer einfachen Liebeshandlung wird ein meisterlich ausgeführtes Gemälde der modernen Jugend gegeben: gezeigt, wie nüchtern, kühl und praktisch dieselbe den gemütvollen und herzlich fühlenden Vertretern der alten Zeit gegenübersteht. Trotzdem gehören „Aus der Gesellschaft“ und „Moderne Jugend“ zusammen: sie schließen gemeinsam die Reihe der Konversationsstücke Bauernfelds, die mit dem harmlosen „Leichtsinn aus Liebe“ begonnen hatte, ab und haben das gemeinsam, daß sie gewaltige Zeitbilder von bleibendem kulturgeschichtlichen Wert sind.

V.

Es wurde schon erwähnt, daß Bauernfeld bereits als Jüngling sich mit tragischen Stoffen beschäftigte. Sie machten ihm viel Beschwer, und schon im März 1826 schrieb er in sein Tagebuch die mißmutigen Worte: „Ich bin doch nicht für die Tragödie!“ Trotzdem hat er aber auch später sich mühevoll und unermüdlich mit ernsten Stoffen abgequält. Zwei dieser historischen Dramen hat er in die Gesamtausgabe seiner Werke aufgenommen: „Aus Versailles“ (1849) und „Die Prinzessin von Ahlden“ (1867).

Über das erstere Stück läßt sich wenig sagen. Es besitzt Vorzüge im einzelnen, ist auch als Zeitbild nicht ohne Wert; einzelne Gestalten, namentlich die des Königs, der Dauphine und der Gräfin Dubarry, sind mit großer Sicherheit gezeichnet — aber als historisches Drama ist es gewiß nicht gelungen.

Anders steht es um „Die Prinzessin von Ahlden“. Dieses Drama ist eines von Bauernfelds Schmerzenskindern gewesen. Erst war es in Versen geschrieben, dann arbeitete

er es zweimal in Prosa um; zweimal reichte er es dem Burgtheater ein, zog es aber beidemal freiwillig zurück. Als er es beendigt hatte, schrieb er in sein Tagebuch, er halte es für sein bestes Stück; kurz darauf begann er an dem Wert seines Dramas zu zweifeln, und endlich kam er zu der Überzeugung, daß an der tragischen Katastrophe seine Kräfte gescheitert seien.

Wie dieser Ausspruch zu verstehen sei, ist gewiß nicht ohne weiteres zu entscheiden. Jedenfalls besitzt das Stück trotzdem großen Wert: es ist eines von Bauernfelds eigenartigsten Stücken — vielleicht auch eines seiner besten. Die Liebe zwischen der hannöverschen Kurprinzessin Sophie und dem Grafen Königsmark — ein Stoff, der seit Schillers Entwürfen bis auf Paul Heyse und andere neuere Dichter zahlreiche Bearbeiter gefunden hat — ist hier in der zartesten Weise behandelt worden, und ebenso meisterlich ist die unheimliche, halb süßliche, halb tyrannische Hofwelt gezeichnet, in deren vergifteter Atmosphäre die zarte Blüte jener Liebe zugrunde gehen muß. Namentlich die Gestalt des Kurfürsten und die Figuren der anderen Mitglieder des Hofes wirken so lebendig und wahrhaftig, daß sie uns grauen machen, und auch die idealen Gestalten der Prinzessin und Königsmarks sind so lebenswahr und halten sich von aller Sentimentalität so weit entfernt, daß sie den Leser geradezu entzücken. Bis in die kleinsten Einzelheiten peinlichst genau ausgeführt, wirkt das Drama auch durch den vortrefflichen Aufbau der Handlung, der dem Dichter soviel Mühe verursacht hatte. Soviel hier über dieses Stück, dem ich in nächster Zeit eine eingehende Studie zu widmen gedenke.

VI.

Noch bleibt die Krone von Bauernfelds dramatischem Schaffen zu besprechen: der den letzten Band seiner „Gesammelten Schriften“ einleitende „Landfrieden“.

Eine „deutsche Komödie“ hat Bauernfeld dieses Lustspiel genannt und wir müssen uns hier daran erinnern, wie sehnsüchtig er in seinen Tagebüchern so oft spricht von einem wahrhaftigen „deutschen Lustspiel“, das noch keiner geschrieben habe und das immer noch nicht kommen wolle. Eine Zeitlang hatte er gemeint, der volkstümlich altertümliche Stoff des Doktor Faust sei der richtige Vorwurf für ein solches nationales Stück. Als Greis, mit 67 Jahren, hat er endlich selbst das ersehnte deutsche Lustspiel geschrieben. Aber die ersten Pläne dazu reichen wohl weit zurück; schon 1846, als Bauernfeld an den „Rittern vom Stegreife“ arbeitete, schrieb er, er wolle sich die Figur des Raubritters für ein zukünftiges größeres Stück aufbewahren. Der „Landfrieden“ greift zurück auf die mittelalterlichen Dramen aus Bauernfelds romantischer Jugendzeit; aber der romantische Stoff ist in der Weise bearbeitet worden, die sich Bauernfeld im Lauf seines Mannesalters angeeignet hatte: mit stetem Bezug auf die politischen Ereignisse der Gegenwart; und endlich hat der Greis all seinen Schatz an Gemüt und Humor in dieses Stück gelegt. In gewissem Sinn erneuert Bauernfeld hier das Thema von „Aus der Gesellschaft“ und greift damit ein Motiv auf, das seit langem in der deutschen Literatur beliebt gewesen war und dem wir z. B. in F. W. Zieglers „Liebhaber und Nebenbuhler in einer Person“, in Kleists „Käthchen von Heilbronn“, in Lortzings „Waffenschmied“ und in Wagners „Meistersingern von Nürnberg“ begegnen:[1] das Motiv der Liebe zwischen einem Ritter und einem Bürgermädchen auf dem Hintergrund des deutschen Mittelalters. Den hierbei zum Ausdruck gelangenden feindlichen Gegensatz zwischen Adel und Volk, zwischen Ritterschaft und Bürgertum, deutet Bauernfeld dabei nach seiner Art auf die Gegenwart aus. 1518 — Kaiser Maximilian hat

[1]) Man vgl. hierzu meinen Aufsatz: „Lortzings ‚Waffenschmied‘ und seine Tradition.“ Euphorion 8, S. 340 ff.

den Landfrieden angeordnet: das Raubrittertum hat ein Ende, frei ist der Bürger, voll des Jubels empfängt die alte Stadt Augsburg den Beherrscher Deutschlands in ihren Mauern. Die in ehrlicher Arbeit erworbene Wohlhabenheit des Bürgers tritt in grellen Gegensatz zu dem schändlichen Treiben des auf zerfallender Burg hausenden Freiherrn von Bosseſen; die süße Liebesgeschichte eines Ritters von hoher, höchster Abstammung und einer Augsburger Bürgerstochter rankt sich zwischen diesen Gegensätzen hindurch und endigt mit der Vereinigung des Adeligen und seiner Geliebten, der der Kaiser selbst seinen Segen erteilt:

„Ihr Edlen, zieht die Stirn nicht kraus!
Das Leben, seht, es will sich neu gestalten —
Ich mein', in Zukunft sollt', sind erst die Kämpfe aus,
Adel und Bürgertum recht treu zusammenhalten."

Das Stück ist aus einem Guß und es ist so durchtränkt von dem Balsam echtester Poesie und Herzlichkeit, daß es einen Ehrenplatz in unserer deutschen Literaturgeschichte verdient. Meisterlich ist die Kunst der Charakteristik gehandhabt: mit köstlicher Satire schildert Bauernfeld den Raubritter und seinen Knappen, prächtig kommt der Bürgerstolz des alten Menzinger zum Ausdruck, die Schilderung von Roberts und Katharinens junger Liebe ist voll reinster Keuschheit und Poesie. In dem halb possierlichen, halb bitter-ernsten Kunz von der Rosen hat Bauernfeld eine seiner originellsten Figuren geschaffen. In die Gestalt des Kaisers aber hat der Dichter viel von seinem eigenen Wesen gelegt; als er, der Alte, die Liebesgeschichte Roberts und Katharinens ersann, mag seinen Sinn durchzogen haben, was er Maximilian selbst aussprechen läßt:

„Es mahnt mich an mein erstes Frei'n,
An meiner Jugend Sonnenschein!" — — — —

Der „Landfrieden" ist ein Seitenstück zu Richard Wagners „Meistersingern". Beide Dramen verdanken ähnlichen Ursachen ihre Entstehung: sie krönen beide die Be-

strebungen der Romantik, ein nationales Drama zustande zu bringen: beide sind sie einander ähnlich in Stoff und Ausführung; und es mag unentschieden bleiben, welcher von den beiden Dichtern die blaue Blume gefunden und herrlich leuchtend vor unseren Augen hat aufblühen lassen.

So endigt der Dramatiker Bauernfeld ebenso wie er begonnen hatte — als Romantiker.

* * *

Vielerlei Einflüsse hat Bauernfelds dramatische Dichtung im Lauf der Jahrzehnte erfahren: am mächtigsten sind wohl diejenigen Kotzebues und der Franzosen (auch mit Molière hat sich Bauernfeld ja eingehend beschäftigt) im Lustspiel, derjenige Shakespeares (weniger der der Spanier) im Schauspiel gewesen.

Allein mächtiger als alle diese Beeinflussungen von fremder Seite hat sich Bauernfelds dichterische Individualität erwiesen; immer und überall wieder hat sie sich durchgebrochen. Seine wichtigste Eigenschaft als Dichter ist die Fruchtbarkeit; sie geht Hand in Hand mit der Leichtigkeit des Schaffens und mit der steten Fähigkeit und Lust, das Geschaffene immer wieder umzuarbeiten, bis es allen Anforderungen genügt. Ferner ist alle seine Poesie kräftig, lebensfähig und gesund: da gibt es nichts Herbes, Kränkelndes, Grämliches. Eine gesunde, durchaus optimistische Lebensauffassung geht, gepaart mit der steten Hoffnung auf ein Besserwerden, durch alle seine Dramen — auch da, wo gespottet, wo geklagt wird, wo unhaltbare, schmachvolle Verhältnisse geschildert werden. Dazu kommen die Gabe glänzender Charakteristik und ein tiefes Verständnis für Drama, Bühne und die Schauspieler — zu Bauernfelds Stücken gehört ja notwendigerweise das Burgtheater, würden eigentlich auch die Schauspieler gehören, die er durch und durch kannte und deren Eigenart und Fähigkeiten er die Rollen in manchen seiner späteren Stücke durchaus anpaßte. Seine scharfe Beobachtungsgabe und sein scharfer politischer Blick verbinden

sich mit der Kunst treffender Satire, wie sie in seinen großen dramatischen Satiren, aber auch in all den vielen geistvollen Wendungen und Windungen seines Dialogs, nicht minder auch in seinen Epigrammen zum Ausdruck kommt. Endlich besitzt Bauernfeld noch eine Gabe: er hält sich fern von jeder Übertreibung — für einen Lustspieldichter von der höchsten Bedeutung! Seine Rührung wird nimmer zur Rührseligkeit, sein Übermut bleibt stets in den Grenzen guter Laune und witziger Satire. Darum aber auch die Lebenswahrheit seiner Stücke, die uns das Leben, wie er es beobachtete, treulich und ohne alle Nachhilfe wiedergeben. Eine seiner glücklichsten Eigenschaften ist der Mangel an jeglicher Selbstüberschätzung: er urteilte scharf über seine Werke; er verdammte alles, was seinen eigenen Anforderungen nicht entsprach; er verbannte endlich alles, was er für unbedeutend hielt, aus der Sammlung seiner Dramen, die er selbst veranstaltete. Niemand wußte besser als er, wie weit er gehen konnte und durfte; niemand besser als er, was seine Mängel waren. Ihm fehlt vor allem die Gabe einheitlicher, eng zusammengezogener Konzeption und Komposition: unter dieser Eigenschaft, die ja mit einer so unglaublichen Produktivität leicht zu vereinen ist, leiden seine Dramen unleugbarermaßen ebensosehr, wie unter seinem Mangel an Erfindungsgabe, der seine Lustspiele einander so ähnlich erscheinen läßt und der ihn zwang, die Handlung vieler seiner Stücke ganz oder in Einzelheiten aus den Werken Fremder zu entlehnen.

Dabei aber legte Bauernfeld seinen Dichtungen, seit er seinem Schaffen einen politischen Untergrund gegeben hatte, immer wieder einen und denselben Gedanken zugrunde. Er hat ihn in seiner autobiographischen Skizze mit den Worten bezeichnet: „Die Idee der Freiheit — mächtig genug, um Siegerin zu bleiben Millionen von Bajonetten gegenüber!“

Ferdinand von Saar.

Von

Ella Hruschka.

Im alten Österreich wurzelnd, selbst ein Stück Altösterreich, ist Ferdinand von Saar in eine neue Zeit emporgewachsen, die er selbst mit vorbereiten half. So steht seine ernste Dichtergestalt wie ein Janusbild an der Wende von zwei Literaturepochen, der Vergangenheit nachträumend und verheißungsvoll in die Zukunft weisend. In seinem dichterischen Schaffen der Kunst der Zukunft verwandt, hat er auf die allgemeine, begeisterte Zustimmung seiner Zeitgenossen verzichten müssen, als er in der Blüte des Lebens stand; dafür genießt er nun im Alter die Freude, in den Reihen seiner Verehrer auch die literarische Jugend zu sehen. Er säte auf spröden Boden. Erst bis der Pflug der Zeit die Schollen umgestürzt und empfänglich gemacht, ging seine Saat auf. Doch ein gütiges Geschick hat es ihm gegönnt, die Früchte reifen zu sehen. Er trat am 30. September dieses Jahres in sein 70. Lebensjahr, und während er noch vor zwei Dezennien klagen konnte:

„Den Nerv der Zeit, ich hab' ihn nicht getroffen,
Kein Beifall hielt das Dichterfeuer wach,"

sieht er seine Bedeutung als Dichter nun allgemein anerkannt, wenn auch die eigentliche Saar-Gemeinde mehr qualitativ als quantitativ hervorragend ist, weil er sich mit seinen Arbeiten doch vorwiegend an die literarischen Feinschmecker wendet und es, lediglich künstlerischen Absichten folgend, verschmäht, seine Stoffe zu einer mundgerechten Speise für die Massen zuzubereiten.

Freilich, welchen Flug er noch genommen hätte, wenn die befeuernde Zustimmung Vieler schlummernde Kräfte in

ihm entbunden hätte in einem Lebensalter, wo die Entwicklungsfähigkeit noch eine unermeßliche ist, kann man bloß ahnen. Daß er großen dichterischen Aufgaben gewachsen war, beweisen seine wenig bekannten dramatischen Hauptwerke. Es ist ihm zwar nicht geglückt, sich die Bühne zu erobern, aber bei einiger Förderung auf diesem Gebiete hätte er vielleicht noch Werke geschaffen, die nebst den Vorzügen seiner vorliegenden auch die Kraft besessen hätten, jenes starke Interesse zu wecken, das allein den Bühnenerfolg verbürgt.

Der Erfolg ist das Zaubermittel, das die Kraft verdoppelt. Gelingen stärkt das Selbstvertrauen, somit auch das Wollen, und wo Kräfte gebraucht werden, strömen Kräfte zu. Das ist das Gesetz der ewigen Lebenserneuerung in der Natur. Mehr als der bildende Künstler bedarf der Dichter wie der Musiker dieses belebenden Rückschlages, durch den allein die von seinem Werke absorbierte Kraft ihm selbst wieder zugute kommt, indem die Wirkung, die sie hervorbrachte, in rückflutender Bewegung sich auf ihn überträgt und von ihm als Anstoß, Anregung empfunden wird.

Was übrigens den Dichter Saar am raschen Emporkommen gehindert haben mag, das war seine Individualität als Mensch. Nietzsche sagt irgendwo: „Und als ich meinen Teufel sah, da fand ich ihn ernst, gründlich, tief, feierlich: es war der Geist der Schwere.“ Auch Saars Teufel war wohl der Geist der Schwere, aber er rang mit ihm nicht so heftig wie Nietzsche.

Schwermut und Lebensluft stritten in seinem Herzen. Beide erhöhen die Intensität des dichterischen Empfindens, aber beide hindern den Dichter am Schaffen. Sie sind übrigens echt wienerischen Ursprungs; denn was ist es anderes als Schwermut und Lebensluft, was aus den Wiener Walzern so sehnsüchtig jauchzt und schluchzt?

In zarter Jugend, „im Knabenherzen die frühen Keime schon der künftigen Schmerzen“, fühlte er sich bedrückt von dieser Schwermut. Durch Vererbung kann sie nicht

begründet werden, da seine beiden Eltern sich bis zu ihrem Lebensende des besten Wohlseins erfreuten; sie mag also wohl darauf zurückzuführen sein, daß schon den zarten Knaben die unsichtbare Dichterkrone drückte, die ja in den meisten Fällen eine Dornenkrone ist.

Ferdinand von Saar wurde am 30. September 1833 zu Wien geboren.[1] Sein Vater Ludwig von Saar, ein Sohn des Hofrates und Oberpostkontrollors Adam von Saar, erlag, 35 Jahre alt, einem Herzschlage nach kaum zweijähriger Ehe, als sein Söhnchen erst fünf Monate zählte. Der kleine Ferdinand wurde nun mit seiner Mutter in das Haus seines Großvaters, des Hofrates und Vorstandes der k. k. Erbsteuer-Hofkommission Ferdinand Edlen von Nespern, aufgenommen, wo auch sein Vetter, der beinahe zwölf Jahre ältere August Pettenkofen, der später als Maler berühmt geworden, erzogen wurde. Als Ferdinand sieben Jahre alt war, starb sein Großvater im Alter von beinahe 93 Jahren. Er hinterließ ein kleines Vermögen, von dem Saars Mutter den dritten Teil erhielt. Dieser war indes so gering, daß er notdürftig hinreichte, um den Sohn durchs Gymnasium zu bringen.[2]

Der Dichter schildert seine Mutter als eine sehr gescheite Frau, die in ihrer Bildung wohl nicht über das Niveau der Frauenbildung jener Zeit emporragte, ihn aber ethisch auf das günstigste beeinflußte. Schon im Knabenalter bekundete er seine geistige Richtung durch einen unstillbaren Lesehunger und die Neigung, Gedichte und Theaterstücke zu improvisieren. Das Milieu seiner Gymnasialzeit hat er zum Teil in der Novelle „Sündenfall" geschildert. Da zu einer Fortsetzung seiner Studien die Mittel fehlten, entschied sich Saar auf Anraten seines Vormundes, eines entfernten Ver-

[1]) Sein Geburtshaus befindet sich Getreidemarkt Nr. 3, damals Laimgrube 13.

[2]) Nach dem Besuche der Volksschule im Heiligenkreuzerhofe absolvierte Saar das Schottengymnasium, an dem damals auch Abt Helferstorfer lehrte.

wandten, für die militärische Laufbahn, die auch sein Vetter Pettenkofen nach dem Besuche der Akademie der bildenden Künste erwählt hatte. So trat er im Alter von sechzehn Jahren ohne eigentliche Neigung für den Kriegerstand als Kadett in das 16. (damals italienische) Infanterie-Regiment Feldmarschalleutnant Zanini.

Mit Humor hat der Dichter den Jammer seiner ersten Militärjahre in der „Pincelliade“ geschildert. Der feinfühlige Kadett, damals zu Olmütz in Garnison, war auf das Mannschaftszimmer angewiesen und durfte seinen feineren Bedürfnissen nur durch den Luxus eines eisernen Bettes Rechnung tragen, das ihm nach schweren Nächten endlich die ersehnte Ruhe verschaffte.

Im seltsamem Kontraste zu der Kläglichkeit der äußeren Verhältnisse stand des Jünglings Innenwelt, in die sich gerade damals der leuchtende und flammende Strom von Lenaus Dichtungen ergossen hatte und in der es nun allenthalben zu blühen, zu glänzen und zu klingen begann. Der junge Kadett wagte sich sogar nach dem Beispiele Lenaus an eine Faust-Dichtung, doch wurde ihm deren Fragment in der Kaserne entwendet. Nach fünfjähriger Dienstzeit wurde er 1854 Offizier. Seine erste Garnison war Wien. In „Leutnant Burda“ erzählt uns der Dichter von seinem damaligen Leben und wie er in jugendlicher Begeisterung an einem Epos dichtete, das von der Liebe einer Prinzessin zu einem Knappen handelte, während sein Zimmernachbar und Kamerad einen ähnlichen Traum zu erleben wähnte. In der „Pincelliade“ entwirft er sein Jugenbild mit folgenden Stanzen:

„Kadettenjahre voller Müh' und Plagen,
Ein Leutenantsdasein mit geringstem Sold,
Der Beutel leer und hungrig stets der Magen,
Nicht alles, was da eitel glänzt, ist Gold;
Dabei die Vorgesetzten zu ertragen,
Die sich mir zeigten nie besonders hold,
Liebschaften, Schulden, Säumigkeitsatteste —
Und beim Profoßen vielerlei Arreste.

Das aber machte mir nur wenig Sorgen,
Und harmlos lebt' ich in den Tag hinein,
Es lag ja über jener Zeit der Morgen
Der Jugend noch mit hellem Sonnenschein.
Man nahm die Stunde leicht (sowie das Borgen)
Mit guten Kameraden im Verein;
Man klirrte stolz mit Säbel und mit Sporen —
Es waren keine Schlachten noch verloren."

Er wurde sodann nach Prag versetzt. Eindrücke aus jener Zeit vergegenwärtigt uns die schöne Milieu-Schilderung in „Innocenz". Im Jahre 1859, nachdem er noch kurze Zeit in Theresienstadt geweilt, marschierte er mit seinem Regiment auf den Kriegsschauplatz in Italien. „Per pedes, wie einst Seume", erreichte er das „Land der Dichterträume", aber leider nicht als genießender Wanderer, sondern als Glied einer Armee. Es tat ihm weh, daß er diesen von der Kunst geweihten Boden zum erstenmal als Krieger betreten mußte, doch blieb es ihm erspart, die Waffe zu ziehen, denn sein Regiment kam nicht ins Feuer. Nach dem Feldzuge quittierte er den Dienst, um sich ganz der Dichtkunst zu widmen; er zog nach Wien, wo seine alte Mutter lebte.[1])

Das erste Kind seiner Muse war das Drama „Tempesta" (1859/60), das erst im Jahre 1881 veröffentlicht wurde. Ein feiner Geist spricht daraus, doch vermissen wir den starken dramatischen Pulsschlag, wiewohl der Titelheld ein Othello der Renaissancezeit ist. In dem Milieu — das Stück spielt auf einer der Borromeischen Inseln — erkennen wir die Nachwirkung italienischer Eindrücke. Durch das dem Werke vorangesetzte Motto: „Velle non discitur" (Wollen kann man nicht lernen) und durch die Zartheit, mit der das Eifersuchtsmotiv behandelt ist, kündigt sich bereits des Dichters Eigenart an. Die schöne Gattin des

[1]) Auch sein Vater war, kaum sechzehnjährig, in die Armee getreten, hatte als Kadett die Schlacht bei Leipzig mitgemacht und war später ausgetreten.

Malers Tempesta begeht keinen Fehltritt, aber sie kann es nicht hindern, daß sie sich von dem bestrickenden Wesen des gräflichen Don Juan, der dem flüchtigen Paare auf seinem Schlosse eine Freistatt bietet, angezogen fühlt. Um die Eifersucht eines leidenschaftlich Liebenden zu entfesseln, bedarf es nicht brutaler Tatsachen, es genügt ein scheuer Wunsch, der zu einem Anderen hinüberirrt. In dem Erstlingswerk des Dichters äußert sich kein souveränes dramatisches Genie, das zu Wort kommen mußte, wie etwa in Schillers „Räuber" oder in Grillparzers „Ahnfrau", auch nicht eine explosive Natur, die mit eruptiver Gewalt zunächst ein Produkt ihrer eigenen inneren Konflikte zutage fördert, aber ein feinsinniges, entwicklungsfähiges Talent.

Der 27jährige Dichter, dem bis dahin der Zusammenhang mit der Literatur gefehlt hatte, wußte noch nicht recht, worauf es im Drama eigentlich ankomme. Das läßt sich aber lernen. Der geborene Dramatiker freilich findet es instinktiv; doch nicht darum handelt es sich zunächst, daß die Dramendichter geborene Dramatiker seien, sondern daß die Dramatiker Dichter seien. Ein Theaterdirektor wie Laube hätte den begabten jungen Dichter belehren und zu weiterem Schaffen ermutigen müssen; aber er beschränkte sich auf die handwerksmäßige Formel und tat aus eigenem nur eine Dosis seiner bekannten Brummigkeit hinzu, indem er das Stück barsch abwies.

Der junge Saar verlor keineswegs den Glauben an seine Berufenheit. Frisch und mutig, wie er war, versuchte er es mit etwas anderem. Die Poesie, die in der Volksseele liegt, und der eigenartige Reiz des ländlichen Milieus waren ihm aufgegangen, und es entstand das Volksstück „Eine Wohltat" (1861, gedruckt 1887), das in seiner Grundidee mit „Tempesta" einigermaßen verwandt ist. Auch hier wird durch das Wohlwollen und die Wohltat eines Adeligen eine junge Schöne verdächtigt, so daß ihr Verlobter an ihrer Treue zweifelt. Während aber in „Tempesta" die Verdächtigte von ihrem eifersüchtigen Gatten getötet wird, sucht sie

hier selbst den Tod, nachdem ihr Geliebter sich von ihr abgewandt hat. Ein neues Motiv tritt hinzu, um des Burschen Verdacht zu begründen. Weil die Maid ihm selbst nicht widerstanden hat, fehlt ihm das Vertrauen in ihre Treue. Eine fesselnde Figur ist der ungestalte Hüttenarbeiter Konrad. Er liebt die schöne Marie tiefer als der hübsche Lorenz, dem sie sich zu eigen gegeben, entsagt in der Erkenntnis seiner Häßlichkeit und beruhigt sich in dem Gedanken, daß sie glücklich ist. Während aber sein edleres Selbst ängstlich über ihrem Glücke wacht, suchen seine eifersüchtigen Instinkte dieses Glück zu zerstören. In seinem zwiespaltigen Empfinden halb widerwillig lenkt er den Verdacht auf sie. Er verachtet sich selbst, weil er es getan, und haßt Lorenz, weil er sie darum verlassen konnte; er selbst hätte ihr alles verziehen. Er sucht schließlich im Alkohol Betäubung und Vergessenheit, während Marie in den Tod geht. Der Dichter hat sich erstaunlich rasch und gut in das ihm völlig fremde Milieu eingelebt. Die Menschen leben und haben individuelle Physiognomien. Ihre Sprache hält die Mitte zwischen Dialekt und Hochdeutsch, ist aber reich an volkstümlichen Wendungen. Auch was die theatralische Mache betrifft, ist ein Fortschritt zu verzeichnen. Es ist gewiß beachtenswert, daß Saar das vollbracht hat, bevor Anzengruber für das Bauernstück die mustergiltigen Vorbilder schuf, und daß er nach dem Schlichten und Wahren hinstrebte zu einer Zeit, da die dichterische Verlogenheit auf dem Gebiete der Dorfgeschichte in Blüte stand. Durch sein Bestreben, auch in der Szenerie eigenartige, stimmungskräftige Wirklichkeitsbilder zu bieten, leitet er zu den Modernen hinüber.

Direktor Strampfer, dem Saar das Werk einreichte, nahm sich nicht einmal die Mühe es zu lesen. Der junge Dichter aber ermattete nicht; er steckte sich immer höhere Ziele und seine Schwungkraft trug ihn hinan. In den Jahren 1862 bis 1864 schrieb er das große dramatische Gedicht „Kaiser Heinrich IV.“, eine Tragödie in zwei

Abteilungen: „Hildebrand“ und „Heinrichs Tod“. Mit der Wahl dieses Stoffes bekundet der Dichter zum erstenmal den lebendigen Zusammenhang mit der Zeitgeschichte, den wir in seinen späteren Werken wiederholt wahrnehmen. Seitdem durch Abschluß des Konkordats, das die josefinischen Errungenschaften aufhob, der Klerus in Österreich wieder siegreich das Haupt erhoben hatte, war der uralte Kampf zwischen geistlicher und weltlicher Macht von neuem entbrannt. Der Dichter, selbst von josefinischem Geiste erfüllt, griff nun nach diesem Stoffe, weil in ihm dieser Kampf, wenn nicht am großartigsten, so doch am erbittertsten zum Ausdruck kam und weil er ihm Gelegenheit bot zu zeigen, wie durch das Streben der Kirche nach weltlicher Macht das Christentum verfälscht wird, wie selbst der scheinheilige Mann, der die Kirche auf den höchsten Gipfel ihrer Macht emporhob und die Priester zwang, den mächtigsten der menschlichen Triebe zu verleugnen, kein Christ war in seinem Herzen, sondern ein von Ruhm und Herrschsucht besessener Tyrann. Um dem großen Papste einen ebenbürtigen Gegner gegenüberzustellen und Heinrich die Sympathien des Publikums zu gewinnen, mußte er die Gestalt des Kaisers idealisieren. So wird seine schmachvolle Demütigung zu Canossa zu einer mit heroischer Selbstverleugnung durchgeführten diplomatischen List, durch die es ihm gelingt, des Papstes Pläne zu durchkreuzen, selbst wieder zur Macht zu gelangen und den gewaltigen Gegner zu vernichten.

Es war kein leichtes, den gewaltigen Stoff, den das erste Stück umfaßt, in fünf Akte zu pressen. Es ist denn auch ohne Gewaltsamkeiten nicht abgegangen. Wenn der Schauplatz im dritten Akte von Mainz nach Canossa versetzt wird und innerhalb dieser beiden Schauplätze noch je ein Szenenwechsel stattfindet, so empfindet man das heute als technisches Gebrechen. Im Hinblick auf Shakespeares Vorgehen, der oft für jede Szene einen anderen Schauplatz fordert, meinte man früher, sich derlei Freiheiten gestatten

zu können. Zu Shakespeares Zeit machten aber Verwandlungen nicht viel Umstände, da sich der Szenenwechsel zumeist lediglich in der Phantasie des Zuschauers vollzog. Auch Schiller gibt in dieser Hinsicht dem Regisseur viel zu tun. Die heutige Technik sucht den Szenenwechsel innerhalb eines Aktes zu vermeiden, doch dürfte er sich im historischen Drama wohl nicht ganz umgehen lassen.

Das imposante Werk bekundet großes dichterisches Wollen und auch großes dichterisches Können, das sich aber mehr in der fesselnden Charakterisierung der Hauptgestalten und den poetischen Schönheiten der Diktion als in einer bühnenwirksamen Gestaltung des Stoffes äußert. Am kräftigsten und ungezwungensten pulsiert das dramatische Leben im zweiten Akte. Der dramatische Höhepunkt der Handlung im dritten Akte ist nur ein formeller, denn er vermag unsere Teilnahme nicht zu steigern. Mit dem büßenden Kaiser, der sich nur aus Diplomatie so schrecklich demütigt, können wir nicht sympathisieren; darum erscheint uns die Härte des Papstes, der des Kaisers Heuchelei durchschaut, nicht ganz unmotiviert. Häufig muß der Dichter sich damit begnügen, uns über den Fortgang der Handlung mittels des Dialogs zu orientieren, statt die Ereignisse vor unseren Augen geschehen zu lassen. Der granitene Boden der Geschichte setzt eben der Bearbeitung oft einen unüberwindlichen Widerstand entgegen.

In „Hildebrand" schuf Saar einen Übermenschen vor Nietzsche, wiewohl nicht Nietzsches Übermenschen. Der Papst charakterisiert sich selbst folgendermaßen:

„Mit mächtigen Fäusten rang ich der Natur,
Was sie nur stückweis gibt, auf einmal ab.
Ich scheuchte sie mit einem Blick zurück,
Wenn ihren Zoll sie fordernd mir genaht.
Umsonst warf sie der Lüste Köder aus,
Die Krallen schärfte sie umsonst dem Schmerz;
An meiner ehernen Brust versagten sie.
Umsonst schlich sich in meine Adern ein

Des vielgestaltigen Siechtums giftiger Keim;
Mein Wille trat ihn nieder und ich blieb
Gesund, weil Übermenschlichkeit allein
Das Ziel erreichen konnte, das ich mir gesetzt."

Und als sein Untergang unvermeidlich erscheint:

„Ich bin nicht einer jener armen Schelme,
Die sich genügsam pfühlen auf ein Stück
Vergangenheit und sich im eitlen Glanz
Der Selbstbewund'rung sonnend wiederkäuen
Verjährten Ruhm. Wer Großes will und nichts
Erreicht, dem gilt es gleich, ob an der ersten,
Ob an der letzten Stufe er gescheitert."

Und nachdem er sterbend Mathilde von Tuscien seine geheime Liebe gestanden:

„O ja, ich weiß es, daß ich häßlich bin,
Zum Abscheu hingestellt als Gegenbild
Der Schönheit, die zur Sünde reizt und so
Die Welt mit jedem Tag erneut. — Und doch
Hab' ich erreicht, was ich mir damals schwur:
Kein andrer durfte jemals dich besitzen.
In meines Geistes Fesseln schlug ich dich
Und schleppte dich den einsam steilen Pfad
Der Selbstertötung still mit mir hinan:
So warst du mein! So hab' ich dich besessen!"

Wir sehen hier dasselbe Motiv, das Halbe so glücklich in seiner „Jugend" verwendet hat. Wie das Halbesche Drama ist auch „Hildebrand" ein feuriger Protest gegen den Zölibat, daher noch heute von aktuellem Interesse. Der Priester Blancus, der den Papst vom Standpunkt des wahren Christentums aus verurteilt, ruft ihm zu:

„Siehst du das Blutmeer, wie es wogt und schäumt?
Horch! Dumpfen Wehruf braust es gegen Himmel,
Des Mordes dich an Tausenden verklagend,
Die deiner Herrschsucht in der Lombardei gefallen;
Und dort die Schar hinschwankender Gestalten,
Die Wangen hohl und fahl, das Aug' verstört —
Erkennst du sie, die lebenssiechen Opfer
Des frevelhaften Machtgebots, womit
Du sie zum Abfall zwangst von der Natur?"

Höchst fesselnd ist der Gegensatz der beiden Hauptgestalten. Hier der große Priester, der wegen seiner Häßlichkeit auf Frauenliebe verzichten muß und, aus der Not eine Tugend machend, Entsagung übt und Entsagung predigt: der sich emporschwingt zum Gipfel der Macht, um im Besitze einer Weltherrschaft Entschädigung zu finden für unerreichbares Herzensglück und sich sterbend sagen muß, er habe für sich nichts erreicht, „als unbeweint und ungeliebt zu sterben". Dort der schöne, stolze, genußfrohe Kaiser, der seine Lebensanschauung mit den Worten kennzeichnet:

„Wir leben, um zu leben, Kind, und nicht
Um zu entsagen und uns zu kasteien,"

und dem gleichfalls der Besitz der Macht das höchste Leben ist, so daß er härteste Sebstkasteiung übt, um ihm nicht entsagen zu müssen. Der Wille zur Macht in zwei verschiedenen Charakteren gewaltig zum Ausdruck gebracht.

Der Dialog enthält viele schöne und bedeutende Stellen, von denen so manche verdienten, in den deutschen Zitatenschatz [1]) aufgenommen zu werden, und hie und da finden sich Verse von erfrischendster Natürlichkeit.

Das zweite Drama „Heinrichs Tod" zeigt uns, wie Hildebrands Saat aufging, wiewohl er selbst erlag. Das Papsttum kämpft nach wie vor gegen die Kaisermacht, aber mit niedrigeren Mitteln. Nachdem schon der frühverstorbene Konrad zum Verrat an dem Vater verführt worden, wird nun des Kaisers Lieblingssohn Heinrich, in dem man ein gefügiges Werkzeug zu finden hofft, zur Entthronung seines Vaters aufgehetzt. Wir sehen, wie der von dem ahnungslosen Vater verzärtelte Sohn, von des Kaisers Feinden verderbt, sich nach und nach zu einem Ungeheuer auswächst, das vor der Hinrichtung des eigenen Vaters nicht zurück-

[1]) „Glaub, was dem einen im geheimsten Innern
Aufging, vermag kein anderer ganz zu fassen."
„Des Zufalls Gaben sind für schwache Seelen" u. a. m.

beben würde, wenn der Gram nicht schon vor ihm das Henkeramt an dem alten, tiefgebeugten Kaiser vollzogen hätte. Die gewissenlosen Sendboten Roms mit ihren schlauen Verbündeten, den nach Unabhängigkeit lechzenden Fürsten, finden aber in dem jungen Heinrich ihren Meister. Er durchschaut sie alle und redet jedem nach Gefallen, indem er sie in ihren Hoffnungen bestärkt. Statt ihr Werkzeug zu werden, hat er sie als Werkzeug benützt, und an der Leiche des Kaisers ruft er ihnen schadenfroh zu: „Er war zu gut für euch, nun habt ihr mich!" Und da Bischof Ottbert von Lüttich, ein Anhänger des Kaisers, ihn fragt, wie er den Vater so grausam zu Tode martern konnte, entgegnet er:

„Befrag' mich nicht! Ich weiß nur dies: ich tat's.
Jedoch daß ich es konnte, zeigt wohl jedem,
Ist er auch nicht mein Vater oder Bruder,
Was er von mir zu hoffen hat, wenn er
Den Willen mir zu kreuzen wagen sollte."

So rächt sich an den Verführern ihr ränkevolles Tun. Heinrich ist bestraft durch die innere Vereinsamung des Menschenverächters. Er sagt zu seiner Schwester Agnes, die um ihren im Kampfe gefallenen Gatten und den dahingeschiedenen Vater weint:

„Törichtes Weib! Du meinst, der größte Schmerz
Der Erde sei ein früher Witwenschleier,
Ein Tränenkrampf bei eines Vaters Sarg?
Geh'! Geh'! — Gebier dein Kind und säug' es auf!
Und wenn du's küssest, denk' an den, der einsam
Und losgelöst von allem Menschlichen
Mit starrer Brust ein finst'res Sein erfüllt."

Mit der Haupthandlung parallel läuft eine Nebenhandlung: die Geschichte von Prinzessin Agnes Liebe, Ehe und Witwenschaft, die aber so skizzenhaft behandelt ist, daß sie keine tiefere Teilnahme erregen kann. Durch deren kräftigere Ausgestaltung hätte das Stück leicht bereichert werden können. Das Motiv, daß Heinrich durch seinen Frevel auch das Glück der Schwester vernichtet, tritt nicht

genug hervor. Auch der Abfall Leopolds von Österreich, der die verwitwete Kaisertochter gewinnen will, ist nicht genug herausgearbeitet. Die Haupthandlung aber nimmt einen raschen Fortgang und entwickelt sich organisch. Von mächtiger Wirkung ist der Höhepunkt des Stückes, die sehr schön und eigenartig durchgeführte Szene, da der alte Kaiser der Krone entsagt. Wirkungsvoll ist auch im fünften Akte die Nachricht von des Kaisers Tod, als der Sohn sich eben anschickt, die Stadt Lüttich, die der Kaiser nicht ausliefern will, verbrennen zu lassen, und die Schlußszene an des Kaisers Bahre. Auch die große Szene im dritten Akte, wo der entmenschte Sohn, der seinen Sieg nicht von der Laune des Kriegsglücks abhängig machen will, durch heuchlerische Bitte des Vaters Herz rührt und dessen Verzeihung erlistet, kann nicht verfehlen, dem Publikum Eindruck zu machen, wiewohl des Dichters vornehmer Geschmack auch hier wie überall billigen Rühreffekten aus dem Wege geht.

Alles in allem sind die Heinrichs-Dramen ein gewaltiges Werk, das eine ungewöhnliche Kraft im Beherrschen historischer Stoffe bekundet und sowohl durch die Großzügigkeit der Konturen als durch die Schönheit der Form die Signatur eines adeligen Dichtergeistes trägt. Vanitas vanitatum! könnte man als Motto darübersetzen. Wie ein titanischer Aufschrei bricht es aus der Dichtung hervor: Was ist des Menschen Glück? — Macht und Besitz können das Verlangen des Herzens nicht stillen; die hingebendste Liebe ist vor schwärzestem Undank nicht sicher; und der sein Herz jeder menschlichen Regung verschließt, ist der ärmste von allen.

Das Erscheinen der großartigen Dichtung, die Grillparzer ein Meisterwerk nannte, machte nicht geringes Aufsehen, und als bald nachher die feinsinnige Novelle „Innocenz" herauskam, war Ferdinand von Saar mit einemmal ein berühmter Mann. Nachdem er seine Erstlinge nicht veröffentlicht hatte, genoß er nun die stolze Genugtuung, gleich mit drei Meisterwerken zum erstenmal hervorzutreten. Dem

Freudenbecher war übrigens eine gute Dosis Wermut beigemischt; denn es zeigte sich bald, daß die Hoffnung auf eine Aufführung der Heinrichs-Dramen eine trügerische war. In Österreich bildete die klerusfreundliche Zensur ein unübersteigliches Hindernis, um so mehr, als die Verfassung sistiert und der freisinnige Schmerling durch einen der Urheber des Konkordats abgelöst worden war; Deutschlands Bühnen aber zeigten sich österreichischen Dichtern gegenüber nicht besonders entgegenkommend. Als später Ernst Wildenbruch denselben Stoff zu einer Trilogie verarbeitet hatte, die zwar an poetischem Werte Saars Heinrichs-Dramen nicht gleichkommt, aber mit billigen, nie versagenden Mitteln stärkere Bühnenwirkung erreicht, war auch die Hoffnung auf Deutschland vernichtet, und so muß Saars Heinrich IV. wohl im Buche eingesargt bleiben, wie Friedrich Barbarossa im Kyffhäuser, bis die Raben nicht mehr um den Berg fliegen und der Weg frei ist.

Der Strom von Saars dichterischer Gestaltungskraft teilt sich nunmehr in zwei Arme: den dramatischen und den novellistischen. Der Quell seiner Begabung wäre wohl, nach seinen Anfängen zu schließen, stark genug gewesen, beide zu speisen; aber der dramatische geriet auf sandiges Gebiet und versickerte allgemach, während der novellistische desto kräftiger anschwoll. Bevor ich mich diesem zuwende, will ich den ersteren bis ans Ende verfolgen, der ja eigentlich der ursprüngliche Hauptstrom ist, von dem der zweite Arm sich erst abzweigte, als jener im Vordringen auf Hindernisse stieß.

Nachdem sich der Dichter so kraftvoll in das historische Drama eingeführt hatte, wollte er das Feld auch behaupten. In der richtigen Erwägung, daß ein historisches Drama nur dann auf erhöhtes Interesse rechnen kann, wenn es durch Vorgänge aus der Vergangenheit Ideen der Gegenwart verkörpert, suchte er wieder nach einem aktuellen Stoffe. Er glaubte, einen solchen in dem Kampfe zwischen dem Bayernherzog Thassilo und Karl dem Großen gefunden zu haben,

in einer Zeit, da der alte Streit um die Vorherrschaft in Deutschland zwischen Österreich und Preußen wieder zu entbrennen drohte. Der zuwartende Thassilo, der in stolzem Selbstgenügen sich auf den eigenen Besitz beschränkt, solange seine Selbstherrlichkeit nicht angefochten wird, und erst zum Schwerte greift, sobald ihm Unterordnung zugemutet wird, hatte einige Ähnlichkeit mit dem hochmütig edlen, aber unklugen Österreich; das scharf denkende und handelnde Preußen dagegen, das wie Karl der Große den Reichsgedanken im Auge hatte, verfolgte ähnliche Ziele wie der Begründer der großen Frankenmacht. Die Ereignisse des Jahres 1866 ließen es nicht ratsam erscheinen, durch das Hervortreten mit einem solchen Drama den Finger auf eine offene Wunde zu legen; der Dichter setzte deshalb die begonnene Arbeit nicht fort.

Das Irrewerden an diesem Werke war für sein Schaffen von unheilvollen Folgen. Er konnte nicht rasch einen anderen entsprechenden Stoff finden, und es ist erklärlich, daß über dem vergeblichen Suchen auch seine novellistische Produktion ins Stocken geriet. Er stellte an sich gesteigerte Anforderungen, da man mit hochgespannten Erwartungen seinen weiteren Leistungen entgegensah; und das wirkt ja immer einigermaßen lähmend. Das Leben winkte dem rasch berühmt Gewordenen, der damals gerade in der Blüte männlicher Vollkraft stand, verlockender denn je und ließ die rechte dichterische Sammlung nicht aufkommen. Mancherlei Herzenserlebnisse, endlich Zweifel an seinem dichterischen Können lähmten seine Schwingen. Im Juni 1872 traf ihn überdies ein schwerer Schlag, indem seine geliebte Mutter im Alter von 72 Jahren starb. So trat in seinem Schaffen jene mehrjährige Pause ein, von der er in dem Sonette „Böse Jahre“ sagt:

„In meinem Leben gab es böse Jahre,
Wie jene aus der Bibel waren's sieben.
Da hat mich ein Verhängnis umgetrieben,
Ich wandelte — und lag doch auf der Bahre.

Nicht ein Erinnern, das ich voll bewahre
Aus jener Zeit, wo, ohne Frucht geblieben,
Mein Geist in ödem Denken sich zerrieben,
Und Gram und Sorge bleichten meine Haare."

Für seine dichterische Entwicklung waren diese Jahre keineswegs verloren; denn vieles, was erst später reifte, hat sich damals angesetzt, namentlich viele Gedichte weisen auf diese Zeit zurück. Erst nachdem er auf dem Gute des Fürsten Salm zu Blansko in Mähren ein seinem Bedürfnis entsprechendes Heim gefunden hatte, ist der unheilvolle Bann von ihm gewichen und er begann wieder mit Sammlung zu arbeiten.

Es folgten nun 1873 die Novellen „Marianne" und „Die Steinklopfer" und 1875 das Trauerspiel „Die beiden de Witt", das am 16. Dezember 1878 im Burgtheater aufgeführt wurde und im Jahre 1879 in überarbeiteter Auflage erschien.

Das Drama schildert jene von den Anhängern der Oranier veranlaßte Gährung in der holländischen Republik, die mit dem Siege der oranischen Partei und der grausamen Ermordung der beiden hochherzigen Brüder Johann und Cornelius de Witt, Hollands besten Patrioten, endete. Wiewohl auf verschiedenen Wegen, verfolgten beide dasselbe Ziel: die Erhaltung der republikanischen Freiheit und das Wohl des Vaterlandes. Von entgegengesetzter Sinnesart und um der Politik willen entzweit, vereinigten sie sich wieder brüderlich angesichts des drohenden Todes. Es ist von überwältigender Wirkung, wenn in dem ungestümen Cornelius, der vor dem heranstürmenden Pöbelhaufen keinen Schritt zurück weichen wollte, plötzlich das brüderliche Gefühl durchbricht.

„Johann, mein Bruder, ich beklage dich,
Trotz deiner Weisheit, deines edlen Herzens
Stehst du mit mir am gleichen Ziele jetzt,
Mit mir, den du als Knaben schon so oft
Des Hasses blinder Leidenschaft geziehen!
Ja, unsre Wege gingen auseinander,
Doch wie verschieden unser Wesen auch,

Wir waren eins in unsrem tiefsten Wollen
Und also trafen wieder wir zusammen.
Johann, o blick mich an! Du hast ein Kind,
Für das du leben kannst. Komm mit mir in
Den Turm hinauf! Die Tür dort schützt uns
Vielleicht. Und wenn wir sterben müssen, laß
Vereint uns sterben, Brust an Brust, und in
Dem Hochgefühl, daß einst das Vaterland
Von seinen treuesten Söhnen sagen wird:
Sie sind für die Freiheit gefallen."

Das Drama verherrlicht den Freiheitsgedanken und tritt namentlich für die Idee ein, daß der Herrscher eines Staates der Freiheit erster Diener sein soll. Das Werk entspricht allen Anforderungen, die an ein gutes Stück gestellt werden können. Die Handlung ist straff komponiert, die Gliederung durch wirksame Aktschlüsse hervorgehoben. Die beiden Höhepunkte des Stückes: die große Szene zwischen den feindlichen Brüdern in der Staatenversammlung und ihre Versöhnung vor ihrer Ermordung, müssen von starker Wirkung sein. Kräftig und von charakteristischer Derbheit ist die Zeichnung der niederländischen Volksfiguren, die um der realistischen Wirkung willen nicht in Jamben sprechen, wie die Personen der vornehmen Kreise. Wenn das Stück dennoch im Publikum kein besonderes Interesse zu erregen vermochte und sich nicht auf dem Repertoire erhielt, so lag das wohl hauptsächlich am Stoffe. Der politische Konflikt zwischen den Brüdern ist kein solcher, der viele Herzen in Bewegung setzen könnte. Prinz Oranien ist kein Held, wie er sein soll, denn er erleidet im Kriege gegen Frankreich eine Niederlage nach der anderen. Der Dichter konnte in diesem Punkte von der geschichtlichen Wahrheit nicht abweichen. Vielleicht meinte er auch, gerade dieser Umstand könne am besten dartun, wie unzerstörbar sich das Prestige der königlichen Abkunft im Bewußtsein einer monarchisch gesinnten Volksmenge erweist. In Maria de Witt hat Saar einmal ausnahmsweise ein Weib geschildert, in dessen Wesen

der Geist vorherrscht. Solche Frauencharaktere behandelt der Dichter mehr schematisch, da er sich vor allem durch das Ewigweibliche in den Frauen angezogen fühlt. Auch Mathilde in „Hildebrand“ ist nicht die „große Gräfin“, die sie tatsächlich war. Maria und ihre Liebesepisode mit Oranien sind denn auch von matter Wirkung.

„Die beiden de Witt“ verhalten sich zu den Heinrichsdramen wie eine ernste Mittelgebirgslandschaft zu einem Hochgebirgsbilde mit ewigem Schnee und himmelhohen, wild abstürzenden Felsenzinnen. Es fehlen den niederländischen Freiheitshelden die grandiosen Maße der mittelalterlichen Kraftgestalten.

Am 21. Jänner 1881 vermählte sich Ferdinand von Saar mit Melanie Lederer, der Tochter des bekannten Wiener Arztes Thomas Lederer, des Verfassers des seinerzeit vielgelesenen pädagogisch-hygienischen Buches „Mutter und Kind“. Vielleicht haben wir es zum Teil ihrem Einflusse zu verdanken, daß seine Stimmung in diesem Jahre eine vorwiegend lyrische war und seine Gedichtsammlung entstand, die zu dem Schönsten und Besten gehört, was er uns schenkte. Die ersten zwei Abteilungen seiner Gedichte, die im Jahre 1882 in Druck erschienen, hat er damals fast in einem Zuge geschrieben. Nachdem sowohl die Gedichte als auch drei im Jahre 1883 veröffentlichte Novellen von Kritik und Publikum sehr beifällig aufgenommen worden waren, entstand das geniale Fragment „Benvenuto Cellini“, in dem er sich vieles vom Herzen sprach. Cellini klagt:

„Was andern in den Schoß fällt ganz von selbst,
Mußt ich mit schwerer Mühe mir erwerben,
Und selbst der kleinste Preis, der in der Kunst
Mich lohnte, war erkämpft mit meinem Herzblut,
Indes ich um mich her die höchsten sah
Erhascht, erlistet oder zugeworfen
Von der gemeinen Gunst des Augenblicks.

— — — — — — — — — — —

Glaubt ihr, daß man mein volles Können achtet,
Mein höchstes Streben? Nein, mein Freund, den Goldschmied,

Der edle Steine wohl zu fassen weiß
Und unermüdlich zierliches Geschmeide
Den Launen unsrer Herzogin ersinnt,
Den kann man brauchen und den hält man auch,
Cellini doch, den Bildner, ließe man
Getrost verhungern, wo und wann er wollte."

Der Bildner Cellini ist der Dramatiker Saar. Unmut erfaßt ihn angesichts des Beifalls, der seinen kleineren Werken gespendet wird, weil man den Wert der großen nicht entsprechend würdigt. Er ist sich bewußt, monumentale Gestalten geschaffen zu haben, mit denen verglichen ihm die Figuren seiner Novellen als Kleinkunst erscheinen und die zierliche Fassung von Gedanken und Empfindungen in formvollendete Verse als Juwelierarbeit. Er kann es nicht verschmerzen, daß „Die beiden de Witt" keine wärmere Aufnahme fanden und seine Heinrichs-Dramen im Banne des toten Buchstaben bleiben mußten, während mittelmäßige Machwerke im Triumphe über alle Bühnen gingen. Cellini ergeht sich vor seinem eben vollendeten Perseus in düsteren Betrachtungen:

„So ist's, so ist's. Die Schatten nimmt man wahr,
Vergessend, daß das Licht allein sich zeigt.
Was man aus seiner tiefsten Tiefe fördert,
Wird kaum beachtet — selten ganz erfaßt,
Da jeder nur zuletzt sich selbst versteht.
Und wenn's so ist — warum auch schafft man noch?
Nun, weil man eben schaffen muß.
Auch du,
Du Schmerzenssohn, den meine Seel' empfangen
Und still aus sich herausgestaltet, lebe!
Sei da für Augen, die dich seh'n! Was dir
An jener Kraft und Schönheit auch gebricht,
In der die höchsten Meisterwerke strahlen,
Zu schämen wirst du dich nicht haben. Wo
Der Herkules des Bandinelli steht,
Kann auch der Perseus des Cellini stehen.
Und wenn das stolz-demütige Gefühl,
Das meine Brust durchschauert, mich nicht trügt:
Erkennt vielleicht die Nachwelt einst in dir
Ein letztes Denkmal florentin'scher Kunst."

In dem Fragmente ist alles ausgesprochen, was der Dichter mit dem Werke sagen wollte; die weitere Arbeit interessierte ihn nicht mehr und so blieb Cellini unvollendet.

Saar hat in einer Zeit des dramatischen Niederganges, wo das französische Ehebruchsdrama alle Bühnen beherrschte, an dem Ideal einer hohen, edlen Kunst festgehalten, aber seine Hoffnung, ihm den Sieg zu erringen, war nach und nach verwelkt und verdorrt, weil es ihr an Nahrung gebrach. In dem Sonette „So ist's“ sagt er:

„Das aber nehmt euch einmal zu Verstande,
Daß einer nie sein Höchstes kann vollbringen,
Wenn nicht ein Gott ihm gnädig löst die Schwingen
Und nicht ein günstiger Wind ihn treibt vom Lande.

Denn nie gedeiht der Baum in dumpfem Sande,
Zu Tod sich flattern muß der Aar in Schlingen —
Und ernstes Tun kann stets nur halb gelingen,
Wenn sich die Mitwelt freut an hohlem Tande.“

Viel, wenn nicht alles kommt darauf an, in welcher Zeit, für welch ein Volk der Dichter schafft. Die griechischen Künstler und Dichter hätten niemals so Großes hervorgebracht, wenn die Griechen nicht das künstlerische Volk gewesen wären, das ihre Werke zu würdigen wußte.

Saar gehörte nie zu denen, die gern am Schreibtische hocken. Er ist, wie die meisten Gestalten seiner Dichtung, eine vollebige Natur und unterzog sich stets nur halb widerwillig dem Zwange der Arbeit, wohl von dem Gedanken verfolgt, ob er über dem dichterischen Scheinleben nicht etwa das wirkliche Leben versäume. Es ist daher begreiflich, daß selbst das innere Müssen in ihm abgeschwächt wurde durch den Zweifel am äußeren Erfolge und er sich den Mühen und Qualen des Vollbringens nicht unterziehen wollte um eines Werkes willen, das ihm so wenig wie die vorhergegangenen als ein geeigneter Köder für die Massen erschien, auf die es doch bei einem Bühnenerfolge ankommt.

Im Sommer des Jahres 1884 kam schweres Leid über ihn durch den plötzlichen Tod seiner Gattin[1], von der er in einem seiner schönsten Gedichte sagt, daß ihn als Dichter niemand so wie sie verstanden habe. Tiefgebeugt nahm er die Arbeit an dem Drama „Thassilo" wieder auf, mit dem er der geliebten Abgeschiedenen nunmehr ein Denkmal setzte, indem er das vollendete dramatische Gedicht ihrem Andenken widmete.

So ist „Thassilo" zwanzig Jahre nach der Entstehung seiner Anfänge im Jahre 1886 in die Öffentlichkeit gelangt. Die Wahl des Stoffes war keine sehr glückliche. Der historische Thassilo, der sich, seiner Ohnmacht bewußt, zuerst dem gewaltigen Karl unterwirft, dann aber mit Hilfe der Avaren seine Selbständigkeit erkämpfen will, von einem Reichsgerichte zu Tode verurteilt und von Karl zu lebenslänglicher Klosterhaft begnadigt wird, war nicht zu gebrauchen; aber auch in der Saarschen Umgestaltung ist er kein Held, der Begeisterung oder allgemeine Teilname wecken könnte. Der Dichter wollte in Thassilo das streng rechtliche, zuwartende, sich bescheidende, mehr defensive als offensive Wesen des Bajuvaren oder Österreichers charakterisieren, der nach dem Grundsatze „leben und leben lassen" jedem das Seine gönnt und erst das Schwert zieht, wenn es gilt, sein Recht zu verteidigen; zumeist aber den rechten Augenblick versäumt, sein Glück zu schmieden. Als die Avaren Thassilo ihre Hilfe zu einer Zeit anbieten, da Karl auf zwei Kriegsschauplätzen seine Kräfte zersplittern muß, weist er sie zurück, weil ihm der König niemals Anlaß gab, sich gegen ihn zu wenden. Er bescheidet sich in einem beschaulichen Leben, wiewohl seine Gemahlin und sein Heer ungeduldig den Entscheidungskampf herbeisehnen. Erst bis der König von ihm Vasallendienste fordert, erhebt er sich wider ihn mit den schlichten Worten: „Das tu ich nicht", und es kommt

---

[1]) Sie starb am 26. Juli.

zum Kriege. Thassilo ist kein deklamierender Wortheld, sondern ein Mann der Tat, kein neidischer Jämmerling, sondern ein selbstbewußter Starker mit viel Persönlichkeitsgefühl. Er sagt mit Bezug auf Karl:

. . . . . . „Ich bin kein armer Schelm,
Der andren Siege neidet und sofort
Sie überbieten will in jeder Weise“,

aber er ist ein schlechter Politiker wie alle Gemütsmenschen. Da er Karl Zeit ließ, seine Macht ins Ungeheuere zu erweitern, ist des Herzogs Niederlage unausbleiblich. In edlem Stolze versäumte er es, sich mit den Unzufriedenen im Reiche und mit den Longobarden, die ihm ihre Hilfe anboten, zu verbinden. Daß er dann in der Not die rohen Horden der Avaren zum Kampfe wider seine Stammesbrüder herbeiruft, wirkt unsympathisch. Wir müssen Karl zustimmen, der sagt:

„Höh'res gilt es nun: das Land der Bayern
Für alle Zeit dem Reiche zu erhalten.“

Der Dichter steht über den Parteien.

Weil die Arbeit solange liegen geblieben war, hatte mittlerweile Thassilo zu dem Dichter selbst Beziehungen gewonnen, dem sein stolz-bescheidenes, echt österreichisches Wesen auch ein Hindernis war bei der Verfolgung seiner Lebensziele. Vor dem Kampfe sagt zu Thassilo sein Feldhauptmann:

„Leb' wohl, o Herr! Es werde dir der Sieg,
Der ganze, volle Sieg, wie du ihn hoffst,
Und nimmer räch' es sich, daß mit der Welt,
Mit deinem eignen Schicksal du gespielt.“

Darauf Thassilo:

„Gespielt! Beim Himmel, ja: ich hab's getan —
Wofern es spielen heißt, die Pfade meiden,
Die uns die Welt mit kurzem Blicke weist,
Und jeder Forderung sich stolz entzieh'n,
Um nur der eignen Brust genug zu tun.
Wenn's Hochmut war, war's auch ein Hochgefühl,
Das selbst den Sturz in alle Tiefen lohnt.
O, wer erfaßt mich hier!? Was frag' ich noch?
Mein Weib!“

Hier ist der Punkt, wo Thassilos Wesen sich mit dem des Dichters berührt. Wir verstehen mit einemmal, warum er das Drama seiner verstorbenen Gattin gewidmet hat, zugleich aber drängt sich uns die Befürchtung auf, daß ein größeres Publikum einem solchen Helden wohl niemals volles Verständnis entgegenbringen dürfte. Schön ist die Liebe der beiden Gatten in folgendem geschildert:

Thassilo:

Wie, wenn dein Gatte sich zu hoch vermessen?
Wenn er aus seiner Größe Traum gerüttelt,
Sich plötzlich sagen müßte: es ist aus!
— — — — — — — — — — —

Luitberga:

. . . . Meinst du denn, daß ich dich messe
Nach dem, was dir jetzt noch gelingt, was nicht?
Daß du gewollt, was ich von dir erwartet,
Ist mir die seligste Erfüllung schon.
O sieh, so ohne Wunsch mehr bin ich jetzt,
Daß ich dir sagen könnte: laß es sein!
— — — — — — — — — — —
Und wenn ich früher nur von Schlachten träumte,
Von blutigen Siegen, welche du erstritten,
So träum' ich jetzt: wir beide wandeln still
Auf einem grünen, sanft umspülten Eiland,
Von allem fern, was da die Menschen treibt,
Sich wie die Tiger grimmig anzufallen.

Thassilo:

O du!

Luitberga:

Doch freilich, so kann es nicht sein;
Denn halten mußt du, was du rings der Welt,
Was du dir selbst versprochen hast. Ich weiß,
Du wirst es. Und so darf kein Zweifel uns,
Auch nicht der leiseste, die Brust beschleichen,
Sonst müßt' ich ja in Sorge mich verzehren;
Ich müßte fürchten, zittern — für Dich zittern,
Anstatt mit hoher Zuversicht dich jetzt
Als eines Helden Gattin zu begleiten.
— — — — — — — — — — —

Mein Thassilo, wirst du es nicht mißdeuten?
Sieh, ungesegnet ist mein Schoß geblieben,
Und früher, da ich noch an dir gezweifelt.
Dankt' ich dem Himmel oft, daß es so war,
Daß nicht ein Sohn vielleicht des Vaters Wesen
Ererben könnte — oder ihn mißachten
Und jetzt — jetzt dank' ich wieder, daß kein Drittes
In unsern Bund sich drängt, daß ich nur dir,
Nur dir allein mich weihen kann und darf,
Dein Schicksal teilend, wie es kommen möge.

Thassilo:

O, du mein Weib! Du Einzige, du Hohe!
Was du mich glücklich machst, du weißt es nicht.
Doch ja, du weißt es. Hättest du auch sonst
In solchen Worten jetzt zu mir gesprochen?

Das willkürlich hereingetragene Motiv, das den Schluß herbeiführt, gibt zwar eine hübsche Episode, bringt aber keine Lösung, die sich aus Thassilos Charakter ergibt. Wittekind beauftragt einen sicher treffenden Bogenschützen, Thassilo in der Schlacht zu töten; denn

„Das Haupt erheben durfte keiner mehr,
Wo Wittekind das seine schon dem Joch
Gebeugt."

Man erwartete vielmehr, der besiegte Bayernherzog werde selbst den Tod im Kampfgewühle suchen oder sich selbst töten. Thassilos tragische Schuld ist seine edle Gesinnung, die rücksichtsvolle Rechtlichkeit seines bajuvarischen Wesens, die sein Zaudern verschuldet hat. Dies scheint uns der Dichter mit bitterer Ironie zuzurufen. Nur das hartherzige Übermenschentum führt zur Macht, das der große Karl, der Verbreiter und Förderer des Christentums, in so hohem Maße besitzt: „denn keine Größe gibt es ohne Schuld". Mannigfache Fäden sind hier zu einem farbenreichen Ganzen verwoben, das ein bewegtes Bild darbietet. Es fehlt auch nicht an Szenen von schöner dramatischer Wirkung. Das Äußerliche der Technik ist unanfechtbar, die Charakterzeichnung individuell, die Sprache von jener kräftigen Schönheit, die

Saars Versen eigen ist. Was dem Stücke schadet, ist, daß der Held als eine männliche Sphinx erscheint, die im Gegensatz zur Sphinx der Sage dadurch ins Verderben gestürzt wird, daß man ihr Rätsel nicht errät.

Thassilo ist nicht zur Aufführung gelangt. Eine neue Zeit und eine neue Kunst hatten sich mittlerweile vorbereitet. Nietzsche begann bereits seine Heroldsrufe in die Welt zu senden, und von Norden her kam das neue Drama, das mit seinem Ideengehalte den Boden des Hergebrachten tief umpflügte und eine Saat ausstreute, die mit Nietzsches Weltanschauung wundersam übereinstimmte. Ein brennendes Interesse erfaßte uns für die eigenen Zustände und wir verloren die Geduld, uns im Spiegel der Geschichte Ewigmenschliches vorhalten zu lassen; denn nicht das war es, was uns interessierte, sondern das Besondere, Zeitgemäße, das unsere eigenen Entwicklungsprobleme beleuchtete. Ibsens Dramen begannen ihren Siegeszug durch die Welt. In Berlin wurde die Parole vom konsequenten Realismus ausgegeben, und Hauptmann hatte bereits in dem Paradoxon vom „unmenschlichen Mitleid" sein Programm formuliert. Das soziale Drama verdrängte das historische, das von den Vertretern des konsequenten Realismus belächelt wurde. Eine neue Technik des Dramas entwickelte sich. Die Jambentragödie wurde in Acht und Bann erklärt.

Der Dramatiker Saar, der die revolutionären Jungen gegen die Altäre anstürmen sah, auf denen er geopfert, zog sich in sich selbst zurück. Im Jahre 1890 schritt er noch an die Ausführung eines Planes, den er schon nach Vollendung der „de Witt" entworfen hatte. Er schrieb den ersten Akt eines dramatischen Gedichtes „Ludwig XVI.". Hatte er dort gezeigt, wie die besten Republikaner den Ränken der monarchischen Partei zum Opfer fielen, so mochte es ihn nun reizen darzustellen, wie die anschwellende Flut des Volksbewußtseins und des Volksunwillens einen Thron umstürzt und einen König tötet. Er verlor aber bald die Freude an

der Arbeit, was sehr zu beklagen ist. Der erste Akt, der 1899 in den „Nachklängen“ veröffentlicht wurde, zeigt eine so hohe künstlerische Reife, der Stoff selbst birgt so gewaltige dramatische Konflikte, daß wir den Eindruck gewinnen: was hier Fragment geblieben, hätte ein Meisterwerk werden müssen. Später ist auch der zweite Akt noch fertig geworden, der für eine Gesamtausgabe von Saars dramatischen Werken bereit liegt.

Wenn man erwägt, daß der erste starke Jugendtrieb ihn auf das Drama wies, und überschaut, was er auf diesem Felde geschaffen, so muß man die tiefe Verstimmung begreiflich finden, die er darüber empfand, daß er sich als Dramatiker nicht durchgesetzt hat. Schon im Jahre 1884 klagt er: „Gescheitert war mein liebstes Hoffen“ und nennt sich verkümmert in seinem ersten Schusse. In dem Sonette „Mein Lied“ ruft er aus:

„Auch ich sang meiner Zeit zu Lust und Frommen,
Doch sie blieb taub, an Herz und Sinn zersplittert,
Ich gab ihr Brot, sie hat's für Stein genommen.“

Er befand sich durch die Wahl seiner dramatischen Stoffe ja stets in Übereinstimmung mit einer herrschenden Zeitströmung, aber es war ihm nicht geglückt, aufführbare Stoffe zu finden, die jenes starke und allgemeine Interesse hervorgerufen hätten, um dessentwillen allein es sich lohnt, den schwerfälligen und kostspieligen Apparat der Schaubühne in Bewegung zu setzen. Den Heinrichs-Dramen verlegte das unausbleibliche Zensurverbot den Weg, die niederländischen Märtyrer der Republik waren dem österreichischen Herzen fremd und der zaudernde Thassilo war kein Held, der des Beifalls der Menge gewiß sein konnte. So ist der Dramatiker Saar wohl hauptsächlich an seinen Stoffen gescheitert. Hätten erfahrene Fachmänner sein schönes Talent in ihren Schutz genommen und sein reichbeladenes Schiff gesteuert, so wäre er an diesen Klippen glücklich vorbeigekommen. Er hat tausendmal recht mit seinem Seufzer:

„Das aber war's, daß ich mein ganzes Leben
In tiefster Seele einsam mußte schreiten,
Haltlos durchirren ungemessene Weiten,
Wo andern Stab und Richtung ward gegeben.

Ich mußte Felsen wälzen, Berge heben,
Bei jedem Schritte fand ich Widerstreiten,
Und wollt ich in Erschöpfung niedergleiten,
Ließ lautes Hohngelächter mich erbeben.

Und also kam's, daß ich nur schwer errungen,
Was mancher Gaukler bloß auf Augenwinke
Mit dreisten Füßen lächelnd sich ersprungen."

Es ist hoch interessant, welche großen Hoffnungen Hamerling auf den Dramatiker Saar setzte nach der Lektüre des „Hildebrand". Der III. Teil von R. Hamerlings ungedruckten Briefen enthält Seite 158 den folgenden, angeblich an Ada Christen gerichteten Brief:

„Sie verkehren mit Ferdinand von Saar? Halten Sie ihn hoch — er ist ein gewaltiger Poet. Sagen Sie ihm gütigst, daß ich seinen ‚Hildebrand' gelesen und daß ich bei keinem Dramatiker, bei gar keinem, weder alten noch neuen, einen so kernigen, lebens- und charaktervollen Dialog gefunden wie bei ihm. Sobald ihm die Stoffwahl völlig glückt und eine durchgehends wirksame Gliederung der Komposition und er das Flügelroß seiner Phantasie nicht so ängstlich zum Ackergaul auf dem Felde der buchstäblich treuen historischen Wahrheit macht, sondern ihm den Flug vergönnt, der dem Geflügelten gebührt — dann steht er als der lang erwartete Messias des deutschen Dramas da und ragt hinaus über Schiller und Kleist.

Graz, 22. März 1865."

Ist es nicht jammerschade, daß diese bedeutende Begabung der Bühne verloren ging? — Die Dramaturgen pflegen zu sagen, daß der Dramatiker sich nur dann glücklich fortentwickeln könne, wenn seine Stücke aufgeführt werden,

weil erst durch das plastische Herausarbeiten eines Stückes auf der Bühne seine Fehler greifbar hervortreten. Wie wenigen Dichtern, die Edles bieten wollen, gelingt aber das Kunststück, einen sogenannten „Schlager" fertigzustellen, nach dem ein Direktor vertrauensvoll greift? Wären Hauptmanns Erstlinge nicht auf der „Freien Bühne" aufgeführt worden, vielleicht hätte er uns niemals „Einsame Menschen", „Hannele" und „Die versunkene Glocke" geschenkt. So bleibt mancher dramatische Dichter in den Anfängen stecken, während die dramatischen Macher Triumphe feiern.

Als Erzähler hat sich Ferdinand von Saar rasch einen ersten Platz in der zeitgenössischen Literatur erobert, und so läßt sich wohl annehmen, daß der Inhalt der meisten seiner Novellen den Lesern bekannt sein dürfte. Es ist bemerkenswert, wie sicher und selbstbewußt der Dichter auf dem Gebiete der Novelle schon bei seinem ersten Hervortreten erscheint. Schon in seinem „Innocenz" zeigt er eine individuelle Physiognomie und schlägt einen ganz persönlichen Ton an. Selbst in der äußeren Form der Erzählung müssen wir eine Kundgebung seiner Eigenart oder seiner künstlerischen Überzeugung erkennen; denn er ist dieser Form bis heute treu geblieben und nur in wenigen Novellen davon abgewichen. Es kommt ihm vor allem darauf an, den Schein der Wirklichkeit zu erzielen. Das Erzählte soll nicht als ein Erdichtetes, sondern als ein Erlebtes sich darstellen. Darum tritt er persönlich hervor und erzählt, was er von den Schicksalen anderer erfahren und miterlebt. Entweder schildert er, was er selbst beobachtet hat, oder er erteilt einer Person das Wort, die uns ihre Lebensgeschichte oder eine Episode ihres Lebens erzählt, oder er erzählt wieder, was ihm ein dritter von dem Leben einer Person, die sein Interesse erregte, berichtete. Wir erfahren von ihm nur soviel, als er erfahren hat, und bleiben in Unkenntnis dessen, was der Dichter nicht wissen kann oder nicht erfahren konnte. Häufig ist seine eigene Person in die Handlung verwoben, doch fällt

ihr immer nur eine Nebenrolle zu. Nur in wenigen Novellen weicht er von dieser Technik ab. („Marianne“, eine Erzählung in Briefen, „Vae victis“, „Schloß Kostenitz“, „Requiem der Liebe“ und eigentlich auch „Die Steinklopfer“.) Es ist seine Kunst, die Kunst seiner Darstellungsweise soviel als möglich zu verbergen und uns glauben zu machen, er erzähle bloß, was das Leben gedichtet hat. Gewiß geht er von Anregungen aus, die ihm das Leben selbst geboten; aber die Flocke, die ihm zugeflogen ist, hat er zu Fäden ausgesponnen und aus den Fäden hat er ein kunstvolles Gewebe gemacht. Und das ist nun sein besonderes Verdienst uns zu überzeugen, das Schicksal selber habe es gewoben und so, wie er es vor uns ausgebreitet, sei alles aus der Hand der Natur hervorgegangen. Seine Erzählungen gewinnen dadurch den persönlichen Reiz von Biographien, seine Menschentypen das intime Gepräge von Porträts und alle seine Schilderungen den Wert von Studien nach der Natur. Wie der Dichter versichert, sind auch alle seine Gestalten Porträts, nenne er keine Namen.

Diese Technik ist ohne Zweifel eine vornehme, weil sie von künstlerischen Absichten geleitet ist und dem Lesepöbel keine Konzessionen macht; aber sie bringt den Dichter in vielen Fällen um den Vorteil der psychologischen Analyse, da sie ihm verbietet, von dem Rechte auf Allwissenheit Gebrauch zu machen, das wir dem Dichter stillschweigend einräumen, damit er die Psyche seiner Gestalten bloßlege. Er muß, wenn er nicht den Helden seiner Geschichte sein Erlebnis selber schildern läßt, sich damit begnügen, die äußeren Vorgänge darzustellen und es dem Leser überlassen, daraus auf die seelischen Vorgänge zu schließen.

Zuweilen gewinnen wir den Eindruck, als hätte er sich für einen Stoff nicht hinreichend interessiert, um die Mühe der vollen Ausgestaltung daran zu wenden, und als habe er sich deshalb damit begnügt, nur soviel von dem Leben der Hauptpersonen zu zeigen, als sich vor seinen Augen

abgespielt hat, und sich im übrigen auf die Wiedergabe der Berichte anderer zu beschränken („Wiener Kind", „Ninon", „Hirsch" ꝛc.). Gewöhnlich kommt es ihm mehr darauf an, Menschentypen, Landschaftsbilder, Stimmungen festzuhalten, als bewegte Vorgänge zu schildern, und so kann es geschehen, daß — während wir mit Spannung die Entwicklung der Haupthandlung erwarten — er mit Behagen bei der Ausführung von Nebensächlichem verweilt. Er schildert allenfalls liebevoll das Milieu, in dem er weitere Kunde von den Hauptpersonen erhalten, oder er zeichnet mit scharfer Charakteristik die Person, die ihm den Bericht erstattet, wiewohl sie mit der Haupthandlung in keinem Zusammenhange steht. Zuweilen erzählt er uns auch ausführlich, was er gerade vorhatte oder tat, als ihm der Zufall ganz unvermutet wieder eine Fortsetzung jenes Lebensromans in die Hände spielte. Wir sind leicht geneigt anzunehmen, daß er mit souveräner Willkür nur das ausführt, was ihn gerade interessiert: aber hinter dieser scheinbaren Willkür steht eine wohlerwogene Absicht und ohne daß wir es merken, wo er damit hinaus will, hat er seinen Zweck erreicht: er hat sein Erlebnis zu dem unseren gemacht.

Manche seiner Erzählungen enthalten den Stoff zu einem Roman („Wiener Kind", „Ninon", „Dissonanzen"), und Ferdinand von Saar, dem das Wienertum im Blute liegt, der ein so scharfes Auge hat für die Wiener Typen, ein so feines Empfinden für den Reiz des Lokalen, eine solche Vorliebe für das Heimatliche und ein so reges Interesse für das Zeitgeschichtliche, wäre vor allen berufen gewesen, den Wiener Roman zu schreiben, aber gerade das Wienertum in ihm lehnte sich wohl auf gegen die Lösung dieser Aufgabe. In seiner Natur ist das Bedürfnis zu genießen stärker betont als das Bedürfnis zu schaffen. Bei seinem verfeinerten Empfinden genügt freilich ein geringer Anstoß von außen, um die Wonne des Genusses in ihm auszulösen:

„Ein leises Duften nur von Rosen,
Wie es der Morgenwind entführt,
Und nur ein sanftes Liebeskosen,
Das flüchtig an die Lippe rührt",

aber er hat das Verlangen, dem Leben genießend gegenüber zu stehen. Seine Natur wehrt sich gegen ein Joch. Es fehlt ihm die Ameisengeduld und die Lasttierergebenheit des wahren Arbeiters.

In „Ninon" sagt er: „Ich war niemals ein rechter Arbeiter gewesen. Das heißt: ich war von der Stimmung abhängig und konnte das Meine nur langsam zutage fördern." Er arbeitet nur dann, wenn auch die Arbeit Genuß verspricht, weil die Stimmung die Vorstellungsmassen belebt, den Stein von ihrem Grabe wälzt, daß sie auferstehen. Es liegt übrigens auch Bescheidenheit in seinem Mißtrauen gegen die Alltagsstimmung und eine große Ehrfurcht vor der Mission des Dichters. Er ist sich dessen bewußt, daß auch der Dichter nur in außerordentlichen Augenblicken befähigt ist, etwas zu leisten, was den Dank der Mit- und Nachwelt verdient. Er zweifelt nicht an seinem inneren Reichtum, aber gehört nicht zu den praktischen Nüchternen, die ihre Schätze durch eifriges Graben zutage fördern; er hat den naiven Wunderglauben des echten Poeten, der auf die rechte Stunde wartet, da der Schatz „blüht", wie es im Volksmunde heißt, und von selbst zutage tritt. Hebt man ihn dann nicht, so muß man wieder hundert Jahre warten. Infolge der Ungunst der Verhältnisse mag er manchmal die rechte Stunde versäumt haben, so daß mancher Schatz, der gehoben sein wollte, wieder versunken ist; so erklärt sich am einfachsten, daß manche Zeit hindurch sein Geist „ohne Frucht geblieben". Weil er an die Kunst und sich selbst hohe Anforderungen stellt, bangt ihm davor, sich selber nicht genugzutun; darum wartet er, bis der Geist über ihn kommt, und verschmäht es zu schreiben, wenn er nicht gleichsam die Nähe seines Genius empfindet.

Es ist nun begreiflich, daß ein der Welt und sich selbst gegenüber so wählerischer Geist nicht den Beruf in sich fühlte,

das Tausenderlei auszugestalten, das zur Ausfüllung der weitläufigen Form des Romans erforderlich ist und sich lieber an die kürzere Novelle und das Drama hielt, das einen guten Teil der Arbeit dem Regisseur und dem Schauspieler überläßt.

Seine bisher erschienenen Novellen sind in fünf Bände zusammengefaßt. Die ersten zwei Bände nannte er „Novellen aus Österreich“.

„Als Dichter geh' ich ungern auf die Reise,
Nur in der Heimat zieh' ich meine Kreise.“

Diesem Motto, seiner „Pincelliade“ entnommen, ist er auch in den Erzählungen der folgenden Bände treu geblieben: denn auch diese spielen auf österreichischem Gebiete, in Wien oder in Mähren: Habrovan und wahrscheinlich Raitz, Blansko, wo er gern weilt. In den „Novellen aus Österreich“ tritt aber noch ein Moment hinzu, das ihnen ein besonderes Anrecht auf diesen Titel gibt: sie enthalten viel vom Individuell-Österreichischen, wie es sich im privaten und im öffentlichen Leben darstellte, und während im Vordergrunde die Geschichte einzelner Individuen sich abspielt, erschließt uns der Prospekt häufig einen Ausblick auf gleichzeitige geschichtliche Ereignisse des Staates, die für dessen politisches oder kulturelles Leben von Wichtigkeit waren.

„Innocenz“ gewährt uns Einblick in die Seelenkämpfe des katholischen Geistlichen und wendet sich gegen den Zölibat, wiewohl der Schlußakkord philosophische Entsagung ist. Im Hintergrunde sehen wir den italienischen Feldzug von 1859 sich vorbereiten. „Marianne“ bringt Bilder aus dem Wiener Kleinbürgerleben der Sechzigerjahre, wo man sich noch mit Blindekuhspiel belustigte und in altväterischer Sittenstrenge von den Rechten der Natur und den Pflichten gegen sich selbst noch nichts wußte. Die Novelle „Die Steinklopfer“ läßt uns den Ausbau der Semmeringbahn miterleben und erinnert an die Zeit, da Banknotenfragmente statt der mangelnden Scheidemünze in Umlauf

waren. „Die Geigerin“ führt uns in jene Tage zurück, da in Wien die Maskenbälle in Schwung gekommen waren, und schildert in Walberg einen jener mißvergnügten Freiheitsfreunde, die ihr Licht unter den Scheffel stellen mußten, weil es nicht hell werden durfte. „Der Exzellenzherr“ spricht treffende Worte über die damaligen österreichischen Verhältnisse und „Tambi“ erinnert an das traurige Schicksal eines österreichischen Dichters, der im Streben erlahmte, ehe er den Platz errungen, zu dem er berufen schien, und wahrscheinlich durch Selbstmord endete.[1] In Graf Reichegg („Haus Reichegg“) sehen wir einen mächtigen Staatsmann des klerikalen und feudalen Regimes, der in der Schule Metternichs ergraut war und zur Zeit der rückläufigen Bewegungen nach dem Jahre 1848 eine erste Stelle einnahm, auch als einer der Urheber des Konkordats bezeichnet wurde.

„Vae victis“ ist ein interessantes Zeitbild. Wir werfen einen Blick in jene Tage, da der Parlamentarismus noch jung war in Österreich und man mit großen Hoffnungen und jugendlichem Feuer daranging, mit dem alten System aufzuräumen und den Staat auf neuen Grundlagen weiter auszubauen. Die Armee hatte ihr altes Ansehen durch die unglücklichen Schlachten von Solferino und Magenta eingebüßt, der Adel seinen Nimbus verloren und das Bürgertum kam empor: die zum großen Teil jüdische Geldaristokratie und die Aristokratie des Geistes. General Brandenberg ist ein Opfer der Zeit, einer jener Unglücklichen, die an der Grenze von zwei Entwicklungsperioden stehen und durch den Umschwung aller Verhältnisse zum Sturze kommen. Sein Gegenbild ist der erfolgreiche, hinreißende Parlamentarier. Hinter den handelnden Hauptpersonen sehen wir das Walten der befreiten Volkskraft, die hastende, zum Teil über das Ziel hinausschießende Regsamkeit, die sich in zahlreichen

[1]) Bachmayr, gestorben 1864.

Gründungen offenbart und aus dem alten Österreich einen modernen Staat geschaffen hat.

„Leutnant Burda“ führt uns in das alte Wien der Fünfzigerjahre mit Bastei und Stadtgraben und den schönen Linden- und Kastanienalleen auf dem Glacis. Wir werfen einen Blick in das damalige Burgtheater, wo die Ouvertüre „in gewohntem Mißklange“ zu verhallen pflegte und schon damals das klassische Lustspiel „Minna von Barnhelm“ das Haus nicht zu füllen vermochte. Wir treten ins Kärntnertortheater, wo Ander als Johann von Leyden Triumphe feiert, wohnen einem Hofball bei ꝛc. Am politischen Horizont steigt das Gewitter auf, das den Krimkrieg zur Folge hatte, was sich im militärischen Leben durch hastige Rüstungen und ein unschlüssiges Hin- und Herschieben der Regimenter fühlbar macht. Wir sehen uns in dem damaligen Prag um, wo die nationalen Sonderbestrebungen schon unter der Oberfläche gährten, aber noch nicht zu ausgesprochenen Konflikten gediehen waren. „Seligmann Hirsch“ enthüllt ein Familienbild des emporgekommenen Judentums, „Schloß Kostenitz“ erschließt eine wechselvolle Perspektive auf die österreichische Geschichte von nahezu zwei Dezennien (1848 bis 1866).

Saar sagt von sich, er sei ein Freund der Vergangenheit. Er liebt die alten Plätze, die alten Gassen und Häuser und fühlt sich zu Leuten hingezogen, deren eigentliches Wirken in frühere Tage fällt und die sich in die neue Zeit nicht zu schicken wissen. Was ihn zu diesen überflügelten Existenzen hinzieht, ist das elegisch-poetische Moment, das ihnen anhaftet. Sie sind lebendige oder leblose Reste einer versunkenen Zeit und als solche Morituri, deren Tage gezählt sind. Aus diesem Empfinden heraus und wohl auch aus Liebe zu dem Wien seiner Jugendzeit ist er der Schilderer Altwiens geworden, und hat er sein Interesse vornehmlich solchen Individualitäten zugewendet, über die das Rad der Zeit hinwegging oder deren Leistungsfähigkeit kaltgestellt wurde

durch die Ungunst der Verhältnisse. Jedes zum Tode verurteilte Lebendige, jeder verkümmerte Trieb, jede gebundene Kraft erregt sein teilnahmsvolles Interesse. Er geht den Erscheinungen des Lebens nach bis in das dunkle Mysterium ihres Ursprunges, wo in schweigender Majestät die Natur thront und nach ihren ewigen Gesetzen regiert.

In ihm selbst ist soviel Unausgelebtes, Unterdrücktes. Der erste Trieb seiner Dichterkraft, der dramatische, ist nach und nach verkümmert, weil es ihm an Sonnenschein fehlte; aber auch als Mensch mag sich der Dichter nicht voll ausgelebt haben, einesteils, weil die Ungunst seiner materiellen Verhältnisse es ihm in jungen Jahren nicht gestattete, hauptsächlich aber darum, weil er wegen des Faustischen Dualismus seines Wesens die Forderungen seines Herzens mit denen seines Geistes nie in Einklang zu bringen vermochte und der Geist schließlich immer die Hegemonie behielt. Er singt:

„Gar früh schon mußte ich verzichten
Und bitter hab' ich oft entbehrt,
Mir war im Leben und im Dichten
Der Freude voller Kranz verwehrt."

So verbindet ihn teilnahmsvolle Sympathie mit allen Verkümmerten, die ihr bestes menschliches Empfinden oder geistiges Können unterdrücken mußten und um ihr volles Menschentum gekommen sind, weil sie eingepfercht waren entweder in den entsetzlichen Marterpfuhl eines jammervollen Geschickes oder in den spanischen Stiefel irgendeines beengenden sozialen Gesetzes, dem der starke Mensch entwachsen möchte, das ihn aber immer wieder am Wachsen hindert, so daß er verkrüppelt.

Die Tragik der verkümmerten Lebenstriebe ist das Leitmotiv der „Novellen aus Österreich".

„Innocenz" muß sein natürliches Liebesverlangen und die beglückende Fähigkeit zur Liebe in sich ertöten, weil ein unmenschliches Gesetz ihm Entsagung auferlegt.

„Marianne“ und der junge Dichter, den sie liebt, müssen das Schönste, Beste, was ihnen das Leben noch geschenkt: den aufblühenden Liebesfrühling in ihren Herzen opfern, um das verhaßte Band einer freudlosen Ehe nicht zu zerreißen. Marianne stirbt daran. „Die Steinklopfer“ sind physisch Verkümmerte, die, vom Fluch der Armut verfolgt, ihre Kräfte vergeuden müssen im Dienste der Gesamtheit, ohne dadurch die bescheidenen Forderungen der eigenen Natur gewährleistet zu sehen. „Die Geigerin“ ist eine jener Unseligen, deren höchstes Vermögen die Kraft zu lieben ist, die in ihrem altruistischen Drange vor allem zur Mutter prädestiniert sind, bei denen deshalb die Geschlechtsliebe sich mit dem mütterlichen Triebe verbindet, um eine Zärtlichkeit und Großmut, eine Selbstlosigkeit hervorzubringen, die ihre höchste Befriedigung im Geben findet. Sie müssen unglücklich werden, weil der Mann im allgemeinen nur das schätzt, was er täglich erobern muß. Verschmäht und verstoßen, bricht Ludovikas große Liebeskraft endlich in sich zusammen. Um doch für irgendjemand zu leben, vielleicht auch in der dunklen Sehnsucht nach dem Kinde wird sie die Gattin eines Ungeliebten, den sie erhalten muß und dessen Undank sie schließlich in den Tod treibt. Ihr Freund Walberg ist auch ein Verkümmerter, aber von jener Sorte, die ein herbes Los mit edler Fassung erträgt wie Innocenz. Seine geistige Kraft, die er vergebens in den Dienst des Fortschritts stellen wollte, liegt unbenützt und seine Liebe mußte er unterdrücken, weil der Schatz, nach dem er sich heimlich sehnte, einem Unwürdigen zugefallen ist. Verkümmert ist der erste Herzenstrieb der Gräfin Reichegg, die ihr Liebesleben in einem Kloster begrub, und verkümmert ist auch das Herzensglück des einsamen Hagestolzen, des „Exzellenzherrn“ und seiner Jugendgeliebten, weil diese nicht den Mut gefunden, sich über die Schranke der konventionellen Sitte hinwegzusetzen. General Brandenberg („Vae victis“) sucht den Tod, weil seine Zeit und seine herzlose Gattin ihn zu den Toten geworfen

haben, und der begabte Schriftsteller Bacher („Tambi") ist weltfremd und menschenscheu geworden, weil die mitleidslose Menge auf ihrem Scheine besteht und verlangt, er möge einlösen, was sein Talent einst versprochen hat, und für den geistig Insolventen statt Teilnahme nur erbarmungslosen Hohn hat, so daß er sich mit seinem Herzen zum Tiere flüchtet, zu seinem Hunderl Tambi, und moralisch und physisch verkommt, nachdem dieser ihm erschossen wurde. Selbst der halblächerliche „Leutnant Burda", der sich von einer Prinzessin geliebt wähnt, erhält einen Stich ins Tragische dadurch, daß er mit dem Tode büßt, weil er es nicht verstanden hat, sich in seinen Wünschen einzuschränken und sein Phantasieleben mit der Wirklichkeit in Einklang zu bringen. Auch der Jude „Seligmann Hirsch", ein grotesker Lear, ist tragikomisch. Trotz seines lächerlichen, unsympathischen Wesens können wir ihm unsere Teilnahme nicht versagen, weil gerade sein Bestes: sein tiefer, altjüdischer Familiensinn, verkümmern muß. Sein Sohn ist Millionär, seine Tochter „Schloßfrau" geworden, der plebejische Alte mit den unfeinen, geräuschvollen Manieren ist in der „Gesellschaft" unmöglich und wird deshalb ohne Pardon immer abgeschoben. Er möchte sich in dem Glücke seiner Kinder auch gern ein wenig sonnen, aber er wird immer auf Reisen geschickt und stirbt einsam in der Fremde. „Die Troglodytin", die schöne, wilde Katze, muß verderben, weil sich ihr wildes Wesen nicht ausleben kann in dieser gesitteten Welt. Da der schmucke Forstadjunkt, dem sie ihre junge Schönheit anbietet, sie verschmäht, und man ihr auch den Bürgermeisterssohn, der sie heiraten will, nicht läßt, wird sie bösartig und verfällt aufs Brandlegen. Dadurch, daß man sie ins Zwangsarbeitshaus steckt, um ihre Wildheit zu brechen, erstickt man nur ihr besseres Selbst. Sie sinkt nun vollends, rächt sich durch abermalige Brandlegung und sucht dann den Tod. Auch in der edlen „Ginevra" wird der erste Herzenstrieb getötet, da ihr junger Verlobter

der Verführungskunst einer verheirateten Weltdame erliegt. Das leichtlebige „Wiener Kind“ muß es büßen, daß es ohne wahre Liebe in die Ehe trat. Das unbefriedigte Verlangen nach Glück treibt die Enttäuschte einem Abenteurer in die Arme, der ihr Unglück wird. Der Schloßherr von Kostenitz ist auch ein Kaltgestellter. Nachdem er sich im Jahre 1848 als Freund der Freiheit hervorgetan, sieht er sich nach Eintritt der Reaktion veranlaßt, sich auf sein Gut zurückzuziehen, um nur noch dem Glücke seiner Ehe und seiner geistigen Interessen zu leben. Seine edle, noch junge, kinderlose Gemahlin liebt den Sechzigjährigen ehrlich und tief; dennoch verfällt sie der Macht unterdrückter, unbewußter Lebenstriebe und wird ein Opfer jener dämonischen Unterströmungen der menschlichen Natur, die sich nicht kontrollieren und disziplinieren lassen. Von der blühenden Männlichkeit bezwungen, sinkt sie in die Arme des temperamentvollen Dragoneroffiziers, der es auf ihre Eroberung abgesehen hatte; ihre vornehme, feinfühlige Seele ist für immer zerstört. Der edle Gatte verzeiht, sie selbst kann sich aber nicht vergeben. Er tröstet, es sei nun wieder alles wie früher zwischen ihnen und es werde alles gut werden; sie aber weiß, es kann nie wieder wie früher sein, es kann nie wieder gut werden. Der blanke Schild ihrer Frauenehre hat einen unaustilgbaren Fleck erhalten, sie hat in einen Abgrund der eigenen Natur geblickt, den sie früher nicht kannte. Sie vergrößert ihre Schuld ins Ungemessene und wünscht sich den Tod. Den tiefen Seelenqualen ist ihr zarter Körper nicht gewachsen und so geht ihr Wunsch in Erfüllung.

Wie wir sehen, hat Saar das Losungswort vom Recht, sich auszuleben, in seiner diskreten Weise schon ausgesprochen, lange bevor es zum Feldgeschrei der Modernen wurde.

Auch durch sein Streben nach Wahrheit und Wirklichkeitsstimmung erscheint er als ein Mitbegründer der

modernen Schule. Schon in seiner Erstlingsnovelle „Innocenz" ist die Milieuschilderung von so unmittelbarer Wirkung, daß man den breiten Rahmen beinahe der eigentlichen Erzählung vorziehen möchte. Der Stimmungszauber der alten Wyschehrader Zitadelle im holden Schmucke des erwachenden Frühlings ist so fein empfunden und wiedergegeben, alle Einzelheiten der Vorkommnisse mit einer solchen Liebe zur Sache erzählt, daß wir alles miterleben. Saar war ein feiner Realist, lange bevor der Realismus Mode wurde.

In die Zukunft weist auch seine Erzählung: „Die Steinklopfer." Saar schlägt hier schon den Weg ein, den ungefähr zwei Jahrzehnte später Hauptmann so bahnbrechend beschritt, indem er seine Kunst in den Dienst der sozialen Frage stellte und unser teilnahmsvolles Interesse den Armen und Elenden zuwandte. Die Novelle beleuchtet gräßliche Zustände, die noch heute vorkommen können: wie unmenschlich Menschen behandelt werden dürfen im Dienste der Öffentlichkeit und wie selbst der Harmloseste, Demütigste durch fortgesetzte Mißhandlung zum Mörder werden kann. Durchaus modern ist die Schilderung der beiden Hauptpersonen. Tertschka: „Sie war barfuß, hatte um das Hinterhaupt ein wollenes Tuch gebunden und das Antlitz, das daraus hervorsah, war welk und von jener bräunlich-fahlen Hautfarbe, welche der Sonnenbrand in blassen Gesichtern zu erzeugen pflegt. Die Stirn wies tiefe Furchen auf und um den Mund lag ein Zug öder Traurigkeit, was die Sitzende älter erscheinen ließ, als sie sein mochte, und die verkümmerte Mädchenhaftigkeit ihres Leibes seltsam hervorhob."

Georg Huber: „Klein und unansehnlich von Wuchs, trug er einen alten, zerschlissenen Soldatenkittel, welcher, zu lang und zu weit, seinen Körper wunderlich umschlotterte, während ihm eine blaue, abgegriffene Feldmütze tief über die Stirn herabfiel. Er wankte im Gehen, obgleich er sich auf einen knorrigen Baumast stützte und der kleine Sack

von fadenscheinigem Zwillich, den er über die Schulter gehängt trug, ziemlich inhaltslos aussah. So näherte er sich scheu und verlegen, aus matten, farblosen Augen blickend."

Kein Bauer hat ihn als Knecht nehmen wollen, aber den Herren von der Assentierung war er doch recht. „Im zweiten Glied kann er mitlaufen", meinten sie, und nach einiger Zeit hat man ihn krank und gebrochen nach Hause geschickt.

Diese elenden, früh verbrauchten Menschen müssen nun Tag für Tag harte körperliche Arbeit verrichten und werden noch ausgebeutet durch einen rohen, herzlosen Aufseher, der ihnen für ihr schwerverdientes Geld verdorbene Nahrungsmittel verabreicht und sie zum Spiele verleitet, um ihnen die sauer erworbenen Groschen abzugewinnen. Georg und Tertschka sind rührend in ihrer Gutmütigkeit und traurigen Wortkargheit. „Es ist überall nicht gut in der Welt." Das ist ihre Ansicht vom Leben, die sie stärkt, in ihrem Elende auszuharren. Man verfolgt es mit inniger Teilnahme, wie sie sich in ihrem Jammer aneinanderschließen und der eine durch den anderen Halt gewinnt und ein Fünkchen Lebensfreude: wie das Mitleid die Brücke schlägt zwischen zwei gequälten Menschenherzen und darin die Liebe weckt; und wie der verachtete Schwächling durch die tiefe Empörung seiner ehrlichen Natur wächst und erstarkt und zuletzt den Riesen überwindet, indem er den Aufseher, der sein Leben bedroht, erschlägt.

Ergreifend ist der Kontrast zwischen der ewigen, adeligen Schönheit der freien Natur und der jämmerlichen Verkümmerung und Entwürdigung des geknechteten Menschen zum Ausdruck gebracht. Draußen duftet die Sommernacht und die zitternden Sterne schauen zur Dachluke der elenden Hütte herein, wo im Qualme des eben verlöschten Öllämpchens die erschöpften Arbeiter auf einer Schütte alten Strohs Nachtruhe halten. Die entzückende Semmeringlandschaft und dazu die Staffage dieser Elenden: das ist von ergreifender Wirkung.

Es ist Licht und Luft in diesen Bildern, Perspektive und Stimmung. Alles lebt. Nur daß der Dichter seinem Streben nach klassischer Vollendung den Dialekt geopfert hat, stimmt mit den heutigen Gesetzen des Realismus nicht überein.

Saar schildert sonst gern passive Menschen. Der Steinklopfer Huber ist von anderer Art. Das ist einer von den Geringgeschätzten, in denen sich plötzlich ein Ungeahntes erhebt: ein heiliger Mut, eine verborgene Kraft, wie es in dem Gedicht „Lebensregel" so schön ausgeführt ist.

Auch die Troglodytin und Ginevra gehören nicht zu den passiven Naturen. Die Troglodytin, die unerzogene Tochter von arbeitsscheuen Höhlenbewohnern der Gegenwart, ist ein freies Geschöpf, das jede Verkümmerung seines Naturrechts grausam rächt. Der Dichter hat keinen abstoßenden Zug beschönigt oder übergangen und doch in dem verwahrlosten Naturkinde eine Gestalt geschaffen, die unser Interesse und unsere Teilnahme erregt. Wir möchten es beinahe bedauern, daß der Staat auch solche prächtig wilde Wesen unter das Joch der Arbeit beugt. Sie stehen dem Tiere so nahe, daß wir leicht geneigt sind, auch die Rechte der Tiere für sie in Anspruch zu nehmen.

Die selbstgewisse, warmherzige Ginevra dagegen ist eine starke Seele, die vermöge ihrer inneren Kultur die Kraft gewinnt, sich nach schweren Schicksalsschlägen zu erheben und ein neues Glück zu erobern. Sehr schön hat hier der Dichter die edle Unbefangenheit, den großzügigen Ernst der Italienerin in der Liebe wiedergegeben. Es ist mehr schlichte, vertrauende Ursprünglichkeit in ihr als sonst in den Frauen. Das anziehende Versteckenspiel des Flirt ist ihrem Wesen fremd. Sie geht gerade auf das Ziel los. „Sie meinen es doch redlich?" sagt Ginevra bei der zweiten Begegnung und mit den Worten: „Sie lieben mich also?" breitet sie die Arme aus nach dem Geliebten.

In „Schloß Kostenitz" ist der ewige Widerstreit zwischen der Macht der Natur und der Kultur, den Saar

so gern veranschaulicht, am feinsten ausgeführt, weil jene lediglich auf das Unbewußte beschränkt erscheint und diese ohne jeglichen Zwang nur durch die Forderungen einer hochentwickelten Ethik sich geltend macht. Der Dichter behandelt den heiklen Stoff mit der ihm eigenen Zartheit und nur die Worte des Arztes: „Kinderlose Frauen in solchem Alter und —“ (er will sagen: an der Seite eines alten Gatten) leuchten in die verschleierten Tiefen des Problems hinab und erklären das befremdende Geschehnis.

Welchen großen Fortschritt der Dichter des „Innocenz“ im Laufe der Zeit in der Kunst zu charakterisieren und zu individualisieren gemacht hat, sieht man am besten an „Seligmann Hirsch“. Der alte Jude ist eine feine Studie von frappierender Lebenswahrheit. Einer jener Überlästigen, die in ihrer rastlosen Geschäftigkeit und naiven Selbstgefälligkeit das besondere Talent haben, sich in Dinge zu mischen, die sie nichts angehen, und sich überall unbeliebt zu machen; von innen besehen aber ein armer Bedauernswerter, der schwer darunter leidet, daß er allen zur Last ist. Keine der komischen oder widerwärtigen Eigentümlichkeiten seiner Gattung ist vergessen, und doch wird er niemals zur Karikatur. In der Komik liegt hier die Tragik.

Eine besonders lebensvolle Charakterstudie ist auch „Leutnant Burda“. Der Dichter schildert mit solcher Anschaulichkeit, als ob er die Figuren unmittelbar nach dem Leben gezeichnet hätte, so daß wir nicht wissen, was wir mehr bewundern sollen: die Treue seines Gedächtnisses oder die Kraft seines Vorstellungsvermögens. Die vielen überzeugenden Einzelheiten, die dartun, wie sich der eitle, aber im Grunde edel veranlagte Leutnant immer unheilvoller in dem Netze der eigenen Hirngespinste verstrickt, bis eine Katastrophe unvermeidlich geworden, sind so kunstvoll zusammengetragen oder ausgesonnen, daß sie vollständig den Eindruck des Erlebten hervorbringen. Von aktuellem Inter-

esse ist der Ausgang durch ein Duell, dem einer Nichtigkeit wegen ein Menschenleben zum Opfer fällt.

Die drei Novellen, die unter dem Titel „Herbstreigen" (1897) zusammengefaßt sind, lassen herbstliche Gestalten an uns vorüberziehen, deren erste Lebensblüte schon dahingegangen. Herr Fridolin hat seine „große Leidenschaft" schon hinter sich, seine treulose Milada hatte die Blüte der Unschuld schon verloren, als sie ihn mit gefährlichem Zauber umstrickte. Ninons Liebesfrühling ist längst vorüber und sie selbst gleicht einem welken Blatte, das der Wind durch alle Pfützen gejagt und das zuletzt doch noch in der vergoldeten Vase eines glänzenden Salons Platz gefunden. Ihr unglücklicher Gatte, den sie verließ, der berühmte Dichter, in dem wir leicht einen bedeutenden, bereits verstorbenen Schriftsteller erkennen, ist auch ein müdes Blatt, das nach stolzem Prangen und Rauschen welkt und abstirbt und von niemandem vermißt wird. Die verführerische Paula aus „Requiem der Liebe", auch ein welkes Blatt, wirbelt noch lustig umher und fliegt bald diesem, bald jenem zu; der alternde Musiker Buchfeld aber, dessen erste und letzte Liebe sie war, wird dadurch, daß er seine letzte Liebe begraben muß, selber zum Sterben reif und stirbt über dem Schaffen seiner letzten Komposition: „Requiem der Liebe". Die drei Novellen variieren das Motiv, wie schwach und töricht doch die Männer sind, die sich immer wieder von spekulativen Heuchlerinnen, eitlen Koketten und raffinierten Hetären täuschen und umgarnen lassen.

In dem Buche „Nachklänge" (1899), das eine Nachlese von Saars Lyrik, die zwei dramatischen Fragmente und drei Novellen, enthält, ist die kleine Novelle „Sündenfall" eine Perle der erzählenden Dichtung. Sie schildert, wie ein braver, lieber Junge mit der reinen Liebe zu der noch sehr jugendlichen Schwester seines Freundes im Herzen nach einem in wüster Gesellschaft verbrachten Abend von der verführerischen Macht eines hübschen, leichtsinnigen Mädels bezwungen

wird und in tiefer Beschämung seinen Fall betrauert. Das ist ein fein abgetöntes Bildchen einer dahingeschwundenen Jugend von so intimem Reiz, so flotter Pinselführung und so tiefer ethischer Bedeutung, daß ich es zu dem Besten zähle, was Saar geschrieben hat. Der Kontrast zwischen dem Milieu der „guten Familie“ und dem wüsten Kneipenleben der Studenten ist kräftig herausgearbeitet. Auch den Dialekt hat der Dichter nicht verschmäht. Wir sehen, was eine edlere Natur durch die Berührung mit niedrigen Elementen einbüßt: wir ermessen, was der Jüngling an seiner künftigen Braut verbrach, indem er die wonnigen Schauer der ersten Umarmung in den Armen einer anderen empfunden, und um was er sich selbst betrog, indem er sich in das Mysterium des Liebeslebens durch die Gemeinheit einführen ließ. Dr. Trojan in der gleichnamigen Novelle ist eine der ergreifendsten von Saars Gestalten. Der begabte Landarzt ohne Doktordiplom, der sich als Student verbummelt, weil er keinen Lernkopf hatte und nicht ins Fleisch schneiden konnte, aber immerhin dank dem „Gedächtnisse der Materie“ (sein Vater war Arzt) und seinen autodidaktischen Bestrebungen recht Tüchtiges leistete, versäumt es in seiner hochmütigen Verachtung der Chirurgie, an seiner Geliebten einen Anthrax rechtzeitig operieren zu lassen. Sie stirbt daran und der Mann, der sein Leben dadurch verpfuschte, daß er es nicht über sich vermochte, in einen Leichnam zu schneiden, legt nun mit einem furchtbaren Werkzeuge Hand an sich selber, indem er sich mit einer schartigen, verrosteten Sichel den Kopf beinahe völlig vom Rumpfe trennt. „Don Gasparo“, der weibstolle, alternde Italiener, der nicht leben kann „senza femina“ und von seinen Auserwählten immer nur ausgenützt und betrogen wird, ist ein Nachzügler des „Herbstreigen“.

Der letzte 1901 erschienene Novellenband veranschaulicht mit großer Kunst mehr oder weniger unerquickliche Gestalten. „Die Parzen“ sind Alltagstypen, an deren

Bildern uns weniger der Gegenstand als die künstlerische Ausführung interessiert. Mit wehmütiger Gelassenheit sagt uns der Dichter: durch nüchterne Klugheit kommt man in dieser Welt am besten vorwärts. „Die Brüder“ und „Der Burggraf“ sind fein beobachtete Studien menschlicher Entartung, und die Brauerin von Habrovan mit dem Madonnengesichte, die mit dem alten Faun ihr Mastodon von Mann betrügt, ist das widerlichste Weiberexemplar der Saarschen Novellen, das an empörender Gewissenlosigkeit nur noch von Sofka in der „Pincelliade“ übertroffen wird. Trotz des abstoßenden Stoffes wirkt aber die Novelle „Der Brauer von Habrovan“ durch die Eigenart der Typen, die meisterhafte Schilderung und die Überraschung, die sie bringt, höchst fesselnd. Der Dichter scheint hier in grellsten Farben einen Gedanken dargestellt zu haben, der öfter in seinen Werken wiederkehrt: daß das Weib in seinen Neigungen ganz unberechenbar und oft unbegreiflich ist. — Man könnte aus der Stoffwahl dieses Bandes auf eine Verstimmung des Dichters dem Publikum gegenüber schließen. Es ist, als wollte er mit dem Buche sagen: Ich liebte es einst, das Schöne, das Große und Edle darzustellen; das ist aber nicht nach eurem Sinne. Euer dekadenter Geschmack bevorzugt das Häßliche und Niedrige. Wohlan! Da habt ihr, was ihr wollt. — Auf die Wahrheit des Erzählten scheint es dem Dichter diesmal ganz besonders anzukommen; denn er nannte das Buch: „Camera obscura.“ Was es enthält, sind also Wirklichkeitsbilder, die er in der Dunkelkammer seines Geistes aufgefangen und mit seiner feinen Feder kunstvoll retouchiert hat.

Möchten wir so in den Erzählungen aus „Camera obscura“ gleichsam grimmige Konzessionen an den Zeitgeschmack erkennen, so werden wir versucht, das humoristische Epos „Die Pincelliade“, das ihnen voranging (1897), als eine übermütige Satire auf den herrschenden literarischen Geschmack aufzufassen, der für die Schilderungen überragender

Größe, idealer Schönheit und weltbewegender Taten wenig Sinn hat, sondern sich vornehmlich den Erbärmlichkeiten des Alltags zuneigt. Die kläglichen Helden des Gedichtes[1]) sind der Kompagnieschneider Pincelli und dessen treulose Gattin, eine ehemalige Kellnerin. Erinnert dies nicht an die Neigung mancher moderner Dichter, das Weib an der Kellnerin zu studieren und pöbelhafte Gestalten ohne fesselnden Reiz in den Mittelpunkt ihrer Dichtungen zu stellen?

Man hat Saar zuweilen Mangel an Humor zum Vorwurfe gemacht. Er hat diesen Vorwurf glänzend zurückgewiesen durch „Die Pincelliade". Wir wissen nun, es fehlt ihm keineswegs an Humor, nur an der Neigung, komische Typen und Vorgänge zum Gegenstande seiner Kunst zu machen. Er liebt die Kunst ernst und das Leben heiter, verbraucht deshalb seinen Humor mehr im Leben als im Dichten.

„Nun aber will ich mal was Tolles bringen,
Des ernsten Tons bin ich wahrhaftig satt"

beginnt der Dichter und gleich darauf orientiert er uns über die Art der tollen Dinge, die da kommen sollen, indem er schelmisch versichert, daß er diesmal auf Leserinnen verzichten müsse. Es kommt auch wirklich recht arg, dennoch können wir's dem Dichter nicht übelnehmen, daß er die Geheimnisse von Herrn Pincellis Ehe in die Welt hinausgesungen; denn er tut dies mit so liebenswürdiger Laune und so unwiderstehlicher Komik und versteht es so köstlich, durch die vornehme dichterische Form das „Pathos der Distanz" dem Stoffe gegenüber zu wahren, daß einer der ansprechendsten Züge im Bilde des Dichters fehlen würde, wenn er der Fastnachtslaune, der die „Pincelliade" entsprang, nicht nachgegeben hätte.

Wie in den meisten seiner Novellen bleibt der Dichter auch hier mit dem Leser in beständigem Verkehre, doch ist

---

[1]) „Das keineswegs nur so im Nebel hangt,
Vielmehr vom Anfang bis zu guter Letzt
In einer seltenen Wahrheitsfülle prangt."

der Ton, den er anschlägt, ein völlig neuer. Während er uns den Roman seines traurigen Helden erzählt, zieht er Vergangenheit und Gegenwart in den Kreis seiner humoristischen Beleuchtung und kommentiert sich selbst mit heiterer Ironie. Von köstlicher Wirkung ist der Gegensatz, der dadurch entsteht, daß er die „Königin der Strophen": die Stanze, dazu verwendet, uns von den profansten Dingen zu erzählen. Die kunstvollen Strophen gleiten in ungezwungenster Natürlichkeit dahin, und es ist sehr ergötzlich, wie der Dichter absichtlich komische Reimwörter häuft, dann wieder sich deshalb entschuldigt, über die Schwierigkeiten seufzt, welche die Stanzen bereiten, und während er den Faden der Erzählung weiterspinnt, mit satirischen Seitenhieben allerlei Erscheinungen von einst und jetzt streift. Die Frauen sind in der „Pinceliade" durch zwei so abschreckende Exemplare vertreten, daß der Dichter wohl fürchten mußte den Unwillen der Leserinnen zu erregen. Die schriftstellernde Frauenrechtlerin Frau Kraft ist das Zerrbild der nach Verwertung ihrer geistigen Kräfte ringenden Frau und die vampirartige Frau Pincelli ein weibliches Untier von empörender Herzlosigkeit. Das komische Epos bringt die Karikaturen der beiden Extreme, in denen sich das weibliche Wesen äußert und die beide dem Manne verderblich werden können, weil in beiden der Wille zur Macht vorwaltet, wiewohl er sich entgegengesetzter Mittel bedient, um zum Ziel zu gelangen. Des Dichters Männlichkeit wehrt sich mit den Waffen der Satire gegen die agressive Macht dieser Weibinstinkte, in denen sich das Feindliche des geschlechtlichen Antagonismus verdichtet zu haben scheint.

Durch seine neueste epische Dichtung: das in Hexametern verfaßte Idyll „Hermann und Dorothea", hat Ferdinand von Saar seine Verehrerinnen gewiß wieder völlig versöhnt. In der modernen Dorothea führt er uns nicht nur eine edle weibliche Erscheinung vor, was er ja in seinen „Novellen aus Österreich" wiederholt getan, er tut noch mehr: er zeigt uns, welche hehre Mission dem

Weibe der Gegenwart bei erweiterter Bildung im gesellschaftlichen und im Familienleben und auch in den nationalen Kämpfen unseres Vaterlandes zufällt. Saar hat bisher von seiner hohen Dichterwarte nur als nachdenklicher Zuschauer auf die nationalen Kämpfe niedergeblickt, ohne sich mit Rat oder Tat daran zu beteiligen. Freilich hat er schon in seinen „Wiener Elegien“ und manchem kleineren Gedichte sein tiefes deutsches Nationalgefühl bekundet. Diesmal aber bildet das nationale Interesse den Kern seiner Dichtung. Rührend und feierlich mutet es an, wie der teure Dichtergreis von seiner Zinne niedersteigt und unter seine Volksgenossen tritt, um ratend seine Stimme zu erheben als ein verehrter Patriarch, ein Weiser, dem die Bedrängnis seines Volkes zu Herzen geht. Es ist ihm vortrefflich gelungen, durch die Zitierung von Goethes Geist das zu bekräftigen, was er selbst uns zu sagen hat, und es ist ein gar hübscher Einfall, wie er Goethes unsterbliche Dichtung mit der seinen verwob. Eine Wiener Lehrerin, Dorothea Grosser, die ihre Ferien in einem mährischen Waldtale im Hause ihres Ohms verbracht, liest bei einem Feste des deutschen Schulvereins in dem benachbarten Städtchen die letzten Gesänge aus „Hermann und Dorothea“, die auf die Festgenossen tiefen Eindruck machen. Am heftigsten bewegt wird dadurch der junge Grundbesitzer Hermann Mattusch, der vor kurzem, nachdem er in Bosnien seiner Militärpflicht Genüge getan, zu seiner alten Mutter heimgekehrt ist, das Herz voll sehnsüchtiger Wünsche, den Kopf voll weitschauender Pläne. So hehr, so edel wie Dorothea war ihm noch kein Weib erschienen. Unter dem Eindrucke der Dichtung und der seltsamen Fügung, daß die Vorleserin Dorothea und er Hermann heißt, wenden sich alle seine Wünsche der schönen Fremden zu. Da sie schon am folgenden Tage zur Wiederaufnahme ihrer Berufspflichten nach Wien zurückkehren muß, sieht sich auch der neue Hermann vor die Notwendigkeit einer raschen Entscheidung gestellt. Das Beispiel von Goethes Hermann bringt seinen Entschluß

zur Reife. Er wirbt mutig um die Hohe, die ihn an Geistesbildung weit überragt und ihm deshalb unerreichbar schien, und sie sagt nicht nein, weil sie in seinem schlichten Wesen den edlen Kern erkannt hat und sich nach ehelichem Glück und einem ländlichen Heim sehnt. Wie bei Goethe haben auch bei Saar Hermann und Dorothea schon Herzenserlebnisse hinter sich. Beide haben sich mit ihrer Neigung ins tschechische Lager verirrt und der nationale Zwist hat ihnen die Herzen ihrer Erwählten entfremdet. Aus Liebe zu ihrem Volkstume beklagen sie es nicht mehr, da durch die Mischehen dem deutschen Geist sein bester Nährboden, die Familie, entzogen wird. Goethe weist in „Hermann und Dorothea" darauf hin, daß die Familie der Hort der Volkskraft ist, und Saar sagt uns, daß sie auch der natürliche Hort des nationalen Geistes ist. Beide geben uns zu verstehen, daß der Familie nur dann diese segensreiche Kraft innewohnt, wenn wahre Liebe den Ehebund geschlossen hat. In Saars „Hermann und Dorothea" ist die Idee von Goethes Dichtung aus dem allgemein Menschlichen auf das Gebiet des nationalen Lebens übertragen. Der Dichter der „Novellen aus Österreich" schildert hier wieder mit lebendigster Frische und Individualisierung ein Stück Österreich. Aus der Dichtung weht uns tatsächlich der Geruch der Scholle entgegen, auf der die Handlung sich vollzieht. So möchte ich „Hermann und Dorothea" eine Novelle aus Österreich in Versen nennen. Doch während seine früheren epischen Dichtungen — die „Pincelliade" mit inbegriffen — immer irgendeine traurige Wahrheit veranschaulichten und mitunter recht düstere Gemälde sind, liegt über „Hermann und Dorothea" ungetrübter Sonnenschein. Man sieht, der Dichter ist zu jener Reife gelangt, in der man nichts mehr beklagt, was das Schicksal verweigerte, sondern von der Höhe der Wunschlosigkeit mit olympischer Heiterkeit auf das Treiben der Menschen niederschaut, nur mehr bestrebt, ihnen durch die eigene Weisheit nützlich zu sein. Daß der Born seiner Empfindung und

Gestaltungskraft noch in jugendlicher Frische hervorquillt, beweist die liebevolle Durchbildung des Stoffes. Namentlich die geschilderten Kleinstädter sind lebensvolle, echt mährische Typen. In der für den teuren Sohn hoffenden und bangenden Frau Mattusch hat der Dichter seiner geliebten Mutter ein Andenken gestiftet. Interessant ist die Übertragung der tapferen und doch echtweiblichen Dorothea von Goethe ins Moderne. Die Dorotheen von heute sind die Erwerbenden, auf sich selbst Gestellten, in deren Herzen jedoch das innige Verlangen lebt, an der Seite eines geliebten und liebenden Gatten ihre menschliche Bestimmung zu erfüllen.

Saar hat sich als Dichter viel mit dem Weibe beschäftigt. Viele seiner Novellen und Gedichte schildern Frauentypen und Frauenschicksale, und in Prosa und Vers hat er zu der sogenannten Frauenfrage Stellung genommen. Für seine Auffassung vom Weibe sind ihm wie allen männlichen Männern die Forderungen der Männlichkeit mehr maßgebend als die der Menschlichkeit. Er stimmt mit Schiller überein, der des Weibes höchste Macht in seiner „weiblichen Schönheit" erkennt, und begegnet sich auf diesem Gebiete mit Nietzsche, mit dem er sonst nirgends zusammentrifft, indem er wie dieser fürchtet, daß durch die öffentliche Berufstätigkeit der Frau die Schwächung ihrer weiblichen Natur, mithin ihre „Entzauberung und Verlangweiligung" heraufkomme. Sein Danton sagt von Madame Roland:

„Sie war von jeher mir zuwider,
Wie alle Frauen, deren Fleisch zu Geist
Geworden."

Der Dichter selbst verwahrt sich indes gegen die Zumutung, daß er den geistig strebenden Frauen abhold sei. Sein Empfinden den Frauen gegenüber charakterisiert er in dem Sonett „Zugeständnis" folgendermaßen:

„Gewiß! Ich war nicht einer von den Kalten,
Die vor den Reizen steh'n der holden Frauen
Gekniff'nen Augs, mit Worten, halben, lauen —
Und stets sich wissen klug im Zaum zu halten.

Nein! Ich gehörte zu den Raschdurchwallten,
Die, läßt die Schönheit ihrem Blick sich schauen,
Zu tiefst empfinden jenes heilige Grauen,
Das da entstammt der Liebe Urgewalten.

Vom Trank war ich durchglüht, der Faust getrieben,
Daß er den Kram des Wissens schlug in Scherben,
Um Gretchen und um Helenen zu lieben —
Und doch wie jener Spanier, dessen Werben
Ganz ohne Zahl und Grenzen ist geblieben:
An unerfüllter Sehnsucht hinzusterben."

Erst mit zunehmender Reife vertiefte er sein Wissen vom Weibe. Die Frauengestalten seiner Jugenddramen haben noch wenig individuelles Leben. In den Novellen schildert er mit Vorliebe jene Weibtypen, in denen das Ewigweibliche vorwaltet: die Naiven, Unbewußten, deren Geist Knospe blieb, die den Reichtum und die Tiefe ihres Wesens nicht ermessen haben und entzücken durch die schönen Möglichkeiten, die es ahnen läßt; die Hingebenden, Selbstlosen, die im Bestreben, glücklich zu machen, sich so oft um die Möglichkeit bringen, glücklich zu sein; endlich die Verführerischen, die Wilden, Unerziehbaren mit den schweifenden Begierden und der naiven Grausamkeit des Raubtiers, die den Mann unterjochen durch die Gewalt ihrer ungebrochenen Weibnatur. — Er wünscht, der Lebensinhalt des Weibes möchte vor allem die Liebe sein, und kann sich ein ungeliebtes Weib nicht anders als unglücklich denken. In dem Gedichtchen „An eine Unglückliche" faßt er die Tragik des Frauenloses in vier Zeilen zusammen:

„Nach kurzen Jugendtagen
Verschuldetes Entbehren:
Die einen durch Versagen,
Die andern durch Gewähren."

Und an anderer Stelle warnt er die Frauen vor den neuen Lebenszielen, denen ihr entfesselter Geist nunmehr zustrebt:

„Glücklich werdet ihr stets nur werden
Durch eure Schönheit —
Glücklich nur, so lange sie dauert;

Denn zu tief verknüpft mit der Natur
Ist euer Schicksal.
Und zu dem alten Fluch des Geschlechts,
Dem kaum eine entgeht:
Zu den Leiden getäuschter Liebe
Werden gesellen sich noch
Getäuschter Ehrgeiz,
Verfehltes Wirken,
Fruchtloses Ringen,
Die Qual des Denkens
Und all die tausend Leiden
Und Kämpfe des Mannes."

Leider ist die Schönheit ein so seltenes und vergängliches Gut, daß sie für das Glück der Frauen keine genügende Gewähr bietet. Was soll mit den Nichtschönen und Nichtmehrschönen geschehen, die vielleicht noch überdies ihren natürlichen Beruf verfehlt haben? Sollte die Entfaltung ihrer geistigen Schönheit, die Verwertung ihrer geistigen Kräfte nicht ein Segen für sie sein? Die geistige Arbeit bereitet ja nicht nur Qual, sondern auch Lust, und es gibt ja schließlich auch erfolgreiches Streben und Wirken, das selbst über die Leiden getäuschter Liebe emporheben kann.

An einer Stelle („Liebesszene") hat übrigens auch Saar zugestanden, daß selbst die Liebe veredelt wird durch die Vergeistigung des Weibes. Nachdem er ein junges Pärchen geschildert hat, das in innigem Aneinanderschmiegen dem Studium eines ernsten Geisteswerkes obliegt, schließt er:

„Mir aber ward der Anblick zum Gedicht,
Zu einem neuen, hohen Lied der Liebe,
Da ich verklärt sah von des Geistes Licht
Auf Erden schon den dunkelsten der Triebe."

Den verblühenden Frauen bringt er tiefes Mitgefühl entgegen. Einige seiner schönsten und rührendsten Gedichte („Clarisse", „Ottilie", „Die alternde Magd" 2c.) entspringen diesem Mitempfinden. Wie verhängnisvoll es für das Weib ist, wenn es dem Zuge seines Herzens nicht folgen und sich nicht in einer wahren Liebe ausleben kann,

zeigt er an vielen Gestalten. Marianne stirbt an Herzlähmung, da sie beim Tanze zum erstenmal in den Armen des hoffnunglos Geliebten ruht; die Geigerin, Hermine („Exzellenzherr"), die Troglodytin, Milada („Fridolin"), Paula („Requiem") nehmen einen Ungeliebten, weil der Geliebte ihnen versagt blieb, und verkommen körperlich, seelisch oder moralisch. Manche seiner weiblichen Gestalten, wie Paula, die Brauerin von Habrovan, Sofka („Pincelliade") sollten wohl nur zeigen, wie treulos, herz- und gewissenlos, wie unbegreiflich lüstern und grauenhaft verderbt das Weib sein kann; mich dünkt aber, sie veranschaulichen noch etwas anderes: wie demoralisierend auf das Weib eine Ehe ohne Liebe wirkt.

Aus Saars späteren Novellen hören wir nicht mehr das Motiv vom Sichausleben heraus. Was da als Orgelpunkt über den mannigfachen Weisen schwebt, mahnt vielmehr an das ernste Gebot der Pflicht, und ein neues Motiv taucht auf: die Wahrheit, daß jeder sich selbst zum Schicksal wird und das, was wir Verhängnis zu nennen pflegen, in unseren eigenen Schwächen und Fehlern, unseren Verirrungen und Versäumnissen und zuletzt in unserer Natur tief begründet ist.

Vom eigensten Leben des Dichters erfahren wir wenig durch seine Dramen und Novellen. Seine ansprechende Persönlichkeit tritt uns zwar in den meisten Novellen entgegen, so daß wir uns ein recht deutliches Bild von ihm machen können, aber über seine inneren Erlebnisse schweigt er; nur Episoden läßt er dann und wann erraten. So vermuten wir, daß er Selbsterlebtes gegeben in „Marianne", „Exzellenzherr", „Requiem der Liebe", vielleicht auch in der „Troglodytin". Bei anderen ahnt man einen inneren Zusammenhang zwischen dem Stoffe und der Person des Dichters. Seine lebensvolle Natur, beherrscht von einer überwiegenden Geistigkeit, die zur Entsagung hinneigte, legte ihm das Entsagungsproblem nahe, das seinem „Innocenz" und „Hilde-

brand" zugrunde liegt;[1]) die Erfahrungen, die er in den „bösen Jahren" an sich selber gemacht, hat er in der Erzählung von dem unglücklichen Dichter Bacher („Tambi") verwertet; das Herannahen des Alters führte ihn auf Stoffe wie „Schloß Kostenitz", „Requiem der Liebe", „Don Gasparo"; und die Erkenntnis, daß sein Ich der Dämon war, der seinem Genius den Weg verstellte, brachte ihm Stoffe nahe, die dartun, daß der Mensch sich selbst sein Schicksal bereitet.

Den Menschen Saar lernen wir vollends erst durch des Dichters Lyrik kennen, der Kunstform, in der seine Persönlichkeit ohne Rest aufgeht. Als Lyriker hat er so Vollendetes geschaffen, daß wir ihn den besten Meistern an die Seite stellen müssen. Seine inneren Erlebnisse sind überaus mannigfaltig, und ebenso reich wie seine Gedanken- und Gefühlswelt ist auch seine Ausdrucksfähigkeit. Er beherrscht nicht nur das sangbare Lied, sondern auch die Gebiete der Gedanken- und der malenden Lyrik. — In den Liedern herrscht die elegische Stimmung vor. Selten greift der Dichter in die Leier, um seine Lust in die Welt hinauszujubeln, aber seine sanfte Trauer und sein heißer Schmerz suchen und finden Töne, die das Leid in süße Wehmut wandeln. Es ist eine so schöne Schwermut in seinen Liedern. Er gehört zu denen, welche die Wonne des Leides kennen. Was aus den Gedichten zu uns spricht, ist übrigens das Empfinden des gereiften Mannes: seine Jugendgedichte, die ja fröhlichere Weisen enthalten haben mochten, hat er nie veröffentlicht. Meisterhaft versteht es der Dichter, den Stimmungszauber, der seine Seele berührte, im Liede zu sammeln und wirken zu lassen. „Nacht", „Winterabend", „Tauwetter", „Sommerlied", „Herbst" u. a. sind Musterstücke lyrischer Stimmungsbilder.

---

[1]) Was Walberg („Geigerin") von sich selber sagt, ist zum Teil eine Charakteristik des Dichters.

In der Gedankenlyrik ist er voll kerniger Weisheit und erfrischender Kraft. Man freut sich über die ehrliche Entrüstung, mit der er alles Unechte, Hohle, Wichtigtuende, Protzige, Oberflächliche, Pöbelhafte, Gemeine abkanzelt und in die Schranken weist, und erkennt mit Bewunderung, welchen großen Maßstab er an Menschen und Dinge legt und wie seine empfängliche Seele in tiefem Verständnis mitschwingt bei allem menschlichen Leid. Eine edle, freie Persönlichkeit, die um des äußeren Vorteils willen nichts von ihrer Eigenart aufgibt, spricht aus diesen Gedichten. — Große Kunst entfaltet er in der darstellenden Lyrik, die er unter dem Titel „Bilder und Gestalten" zusammenfaßt. Jedes Gedicht ist hier ein Stück Leben durch Dichteraugen gesehen. Die höchste Anschaulichkeit und Lebendigkeit vereint mit echter Poesie. „Wohin ich blicke, find' ich Schönheitsspuren", sagt er in einem seiner Sonette, und er versteht es, Perlen aus dem Schlamme zu fischen, aus dem Alltäglichen und Häßlichen künstlerische Schönheit zu ziehen. Er ist ein Maler mit Worten, und nicht nur das Schöne und Erhabene, auch das Niedrige oder Abstoßende sucht er im Bilde festzuhalten, teils aus Lust am Gestalten, teils um es in ein neues Licht zu stellen und die verborgene Schönheit zu entschleiern oder das tragische Moment des Häßlichen herauszuarbeiten. Ein großes Mitleid kommt in seiner Lyrik zu Wort. Das Schicksal der Armen und Beladenen geht ihm nahe, und unter den Toten sind es die Vergessenen, die kein Grab haben oder deren Ruhestätte niemand schmückt, denen er im Geiste Kränze windet.

Die Form seiner Poesien ist von edelster Schönheit. Er ist ein Meister in der Behandlung der Sprache, besitzt das feinste Gefühl für die Nuance und Intensität jedes Sinneseindrucks und für Farbe und Gewicht des Wortes. Seine Verse haben rhetorischen Glanz und musikalischen Rhythmus. Er liebt die vollen Akkorde und die schöne Gebärde und erscheint doch niemals hohl oder theatralisch.

Form und Inhalt decken einander vollständig, und trotz der peinlichsten Korrektheit in Stil, Metrum und Reim gleiten die Verse doch ungezwungen in weicher Anmut dahin. Ein großes Können erscheint hier geleitet von hohem Kunstverstande. Es macht dem Dichter Freude, sein Flügelroß mit Eleganz die schwierigsten Tanzschritte und Figuren ausführen zu lassen. Er bewegt es gern in den strengen Formen der antiken Strophen und des Sonetts; aber wie schön es auch tanzt, niemals kommt sein angeborener Adel, Takt und Maß, die ihm innewohnen, besser zur Geltung, als wenn er es in freien Rhythmen scheinbar fessellos dahinfliegen läßt. Er ist der echte Künstler, der an der Kunstform seine Lust hat, aber nie in leeren Formalismus verfällt.

F. von Saar ist in seiner Lyrik sehr subjektiv und von großer Offenheit. Er verschmäht es, seine eigenen inneren Erlebnisse in Bildern zu objektivieren, sondern bekennt sich zu ihnen. Darum ist seine Lyrik vorläufig, da eine ausführliche Biographie des Dichters noch fehlt, die beste Quelle zur Erforschung seines Lebens und Seins. Ich kann es mir nicht versagen, das schöne, dem Andenken seiner Gattin gewidmete Gedicht hier anzuführen, mit dem er die zweite Auflage seiner Gedichte abgeschlossen hat. Es ist geeignet, nicht nur viele Vorzüge seiner Lyrik darzutun, sondern auch den biographischen Teil dieser Studie einigermaßen zu ergänzen.

Melanie.

Seit du von mir für immer bist gegangen
Und einsam ist mein Tag und meine Nacht,
Seh ich dich oft im Traum mit bleichen Wangen,
Das dunkle Aug' in düst'rem Schmerz entfacht.

Du trittst herein in das verwaiste Zimmer —
Und siehst wie fremd mit langem Blick dich um,
Und still verklärt von geisterhaftem Schimmer
Willst du dann wieder gehen ernst und stumm.

O bleibe! ruf' ich aus mit bangem Schauer —
Wohin, eh noch dein Mund den Gruß mir bot?
Da schüttelst du das Haupt mit tiefer Trauer:
Du weißt es ja, so sprichst du, ich bin tot.

Ich aber drauf: Und bist du auch gestorben,
Wir können dennoch beieinander sein,
Wir hatten unser Glück so schwer erworben,
Ich laß dich nicht, und fürder bist du mein.

Du schaltest nach wie vor im kleinen Hause,
Das du betreut mit sorglich lieber Hand —
Belebst und schmückst wie sonst des Dichters Klause,
Den keine Seele je wie du verstand.

Und wieder sitzen wir beim schlichten Mahle,
Die Bissen reichend unserm treuen Hund
Und wandeln dann begnügt im Abendstrahle
Mit sanften Schritten durch des Garten Rund.

Da bebst du auf in seligem Entzücken,
Dein Angesicht färbt leiser Röte Schein —
Doch wie ich jetzt dich an mein Herz will drücken,
Erwach' ich auch im Dunkel — und allein.

Und dennoch sieh: muß auch der Traum zerstieben,
Er kündet mir geheime Wirklichkeit;
Was da geschehn: wir sind vereint geblieben
Und scheinbar nur hat uns der Tod entzweit.

Wenngleich dein Irdisches zu Staub vermodert,
Ich weiß es, daß dein Geist mich stets umschwebt,
Von jener Flamme, die in dir gelodert,
Fühl' ich für immer mir das Herz durchbebt.

Was mit den Jahren wir erlebt, erstritten,
Zum festen Kitte ward es allgemach —
Wir wurden eins durch das, was wir erlitten
In dieser Welt, die viel an uns verbrach.

Und hier am Schlusse dieser Liederreihe,
Ach, so vertraut dir einst in Ton und Wort —
Empfängt erst unser Bund die letzte Weihe:
So lang sie leben, lebst du mit mir fort.

Den stärksten äußeren Erfolg errang Saar mit seinen „Wiener Elegien“, die 1893 erschienen und noch im selben Jahre in zweiter Auflage herauskamen. Die Liebe zu seiner Vaterstadt, die schon in den Novellen da und dort in liebevollen Lokalschilderungen aufquoll, läßt er hier breit und voll ausströmen. Da er nach längerer Abwesenheit wieder nach Wien kommt, erschließt sich ihm die Poesie dieses großen Lebendigen, das sich immer erneut, das soviel Leben schon verschlungen und soviel Unsterbliches aus seinem Schoße geboren hat. Er schaut die Stadt mit den frischen Augen des Fremdlings an und mit dem gerührten Herzen des treuesten Sohnes. Er kehrt zu ihr zurück wie zu einer Jugendgeliebten, die mittlerweile zur prangenden Schönheit erblüht ist. Mit staunendem Entzücken, aber auch mit Befremden sieht er ihre herrliche Entfaltung, und am tiefsten berührt fühlt er sich doch von jenen Zügen ihres Wesens, die an die liebe Vergangenheit mahnen. So bewundert der Dichter den Glanz des neuen Wien, aber seine Seele träumt von dem alten und ist am innigsten erfreut, wenn sie zwischen all der fremden Pracht ein Stück Altwien findet, wo

„Vergangenheit träumt still in die Zukunft hinein“.

Die Dichtungen verdienen den Titel „Elegien“ nicht bloß deshalb, weil sie in Distichen geschrieben sind, sondern auch weil die vorwaltende Stimmung eine elegische ist. Während der Dichter das glänzende und geräuschvolle Leben der Gegenwart betrachtet, dünkt ihm, die echte wienerische Herzensfröhlichkeit fehle ihr doch. Wien ist schöner und stolzer geworden, aber nicht glücklicher. Das Volk ist ärmer, dabei nicht so genügsam wie einst und durch Parteiungen zerklüftet. Vom Kahlenberge aus

„Im Herzen der alten, der herrlichen Ostmark,
Deren Banner einst stolz flatterte über das Reich,“

überblickt er zuletzt mit Trauer die Geschicke des Vaterlandes, in dem die eigenen Glieder „in Verblendung mit Haß wüten (. . .) gegen das Haupt“, und mit der Hoffnung auf einen

neuen Sonnenaufgang segnet er beim Klange der Osterglocken seine Vaterstadt:

„Doch du bist noch, o Wien! Noch ragt zum Himmel dein Turm auf,
Uralt mächtiges Lied rauscht ihm die Donau hinan,
Und so wirst du besteh'n, was auch die Zukunft dir bringe,
Dir und der heimischen Flur, die dich umgrünt und umblüht.
Sieh, es dämmert der Abend, doch morgen flammt wieder das Frührot,
Und bei fernem Geläut segnet dich jetzt dein Poet."

Es gibt keine zweite Dichtung, die den Zauber der alten Kaiserstadt in Gegenwart und Vergangenheit und ihr Leben im Kreislaufe des Jahres so umfänglich und gleichmäßig schön darstellte wie diese. Dank dem ruhigen Tone der antiken Form ziehen die Bilder des Alltagslebens wie feine antike Reliefs an uns vorüber. Saar hat mit diesem Werke der Stadt, die ihn hervorgebracht und mit ihren tausend Lebensquellen genährt und großgezogen, seinen Dank abgetragen.

Suche ich nun aus den Werken des Dichters sein Wesen zu erkennen, so stellt es sich folgendermaßen dar: Er ist eine stark ausgeprägte, vornehme Individualität, die unter allen Umständen sich selber treu bleibt. Er verschmäht billige Effekte und den leeren Wortprunk, befleißt sich vielmehr einer edlen Schlichtheit in Sprache und Darstellung und einer Korrektheit des Stils, die heute manchem vielleicht altmodisch erscheinen dürfte. Er verzichtet darauf, der Mode zu entsprechen, sucht vielmehr das Bleibende im Wechsel. Er entwürdigt sich nie zum Diener des Geschmackes der Menge, und so sehr er auch den äußeren Erfolg schätzt, durch geistige Prostitution ihn zu erkaufen lag ihm gänzlich fern. Nichts ist seinem Wesen so tief zuwider wie die Gemeinheit. Als Gemeinheit erscheint ihm auch jeder Servilismus nach oben und unten. Der Dichter und der Mensch sind bei ihm nicht zwei Wesen verschiedener Art, wie das so häufig bei anderen der Fall ist; wir erhalten vielmehr aus seinen Schriften eine deutliche und richtige Vorstellung von ihm, weil er in seinen Dichtungen ganz und gar nicht

verlogen ist und nicht posiert. Vielleicht ist durch diesen Vorzug ein Mangel bedingt, den er lachend eingesteht, indem er in der „Pincelliade“ versichert: „Aus dem Stegreif kann ich gar nichts dichten.“ Wie es scheint, fehlt ihm, was Schopenhauer „die Wahrheit des Traumes“ nennt. Wenigstens hat er nie den Versuch gemacht, bloß Erträumtes zu schildern, wahrscheinlich in der Befürchtung, daß er die große Anschaulichkeit, die seine Schilderungen auszeichnet, auf diesem Gebiete kaum erreichen könnte. Er ist mit seinem Schaffen an die Welt der Wirklichkeit, an das Leben gebunden, aber um schaffen zu können, muß er in die Einsamkeit flüchten. Eine vollebige, genußfrohe Natur, ist er immer in Gefahr, sich zu zersplittern; darum bedarf er zur Arbeit „ernstester Sammlung“. Sein rücksichtsvolles Wesen ist wehrlos gegenüber den Forderungen der anderen und, so sehr er die Menschen auch liebt und mit ihnen fühlt, für seinen Geist ist jede Person ein Gefängnis. Wenn er sich auch äußerlich in Fesseln legen läßt, ein Unbezwingliches bleibt in ihm, das triumphierend ruft: „Meine Seele habt ihr nicht.“

Wiewohl Saar in stetem Zusammenhange mit den Interessen der Öffentlichkeit steht und gern aus dem Leben des Alltags schöpft, vor dem Geist des Alltags sucht er sich stets zu bewahren. Wie sehr es ihn auch lockt, sich dem Leben ganz hinzugeben, die höchste Befriedigung findet er doch, wie jeder zum Schaffen Erkorene, im Genusse des eigenen Geistes. Einen Trauermantel, der von Kelch zu Kelch fliegt und sich auf keinem niederläßt, sondern hohen Schwunges ins Dickicht entflattert, spricht er also an:

„Du dunkel Geflügelter!
Ach, wie so ganz
Gleicht meine Seele dir,
Die in sanfter Schwermut
Tief verlangend und doch entsagungsvoll
Über des Lebens
Holden Verheißungen schwebt,

Um immer wieder
Zurückzuflüchten
In einsame Schatten."

So hat er sich aus der zerstreuenden Lebensfülle der Großstadt immer wieder in die Stille seines lieben Blansko oder Raitz zurückgezogen, wo er manchen Winter verbrachte, um dann zum Erstaunen seiner Freunde in der Stadt wieder aufzutauchen, wenn die anderen schon die Koffer zur Reise packten und im Begriffe waren, aus den „glühenden Stein gräbern" in frischere Lüfte zu flüchten. Er bedurfte dieser Abschließung, um das Seine zutage zu fördern. Durch diese Abschließung ging ihm aber zuweilen die Triebkraft des großen Lebensstroms verloren, die das Räderwerk unseres Organismus in rascheren Schwung bringt und die Kühnheit und Leichtigkeit der Produktion bewirkt. Hebbel war sich ihrer fördernden Macht bewußt, als er das Distichon schrieb:

„Götter, ich ford're nicht viel, ich will die Muschel bewohnen,
Aber ich kann es nur dann, wenn sie der Ozean rollt."

Solche innere und äußere Ursachen erklären es hinlänglich, warum Saar nicht so viel und nicht so leicht geschaffen hat wie manche andere Dichter.

„Errungen wird der Lorbeer und erstritten
Und nur von dem, der sich ihm ganz verpfändet,
Für ihn geblutet und den Tod erlitten."

Wir hören einen leisen Selbstvorwurf aus dieser Terzine heraus, mit der er ein Sonett schließt, und finden die Ergänzung des Gedankens, der hinter ihr liegt, in folgenden Strophen:

„Daß du das Leben nicht als Kampf genommen,
Nur als der Kräfte holdes Wechselspiel,
Daß du in heiligen Gluten still entglommen,
Nur sanften Flugs wolltest an das Ziel.

Daß du selbst jenen, die dich da entweihen,
In Güte dich geopfert und Geduld,
Daß du nicht hassen konntest, nur verzeihen,
Das war dein Schicksal, Herz, und deine Schuld."

Er war nie ein Streber, noch eine Kampfnatur. Oft hat er es versäumt, seine Siege auszunützen, so passen die Verse, die er an Austria richtet, auf ihn selbst.

„Was du lässig versäumt, was du verschuldet auch,
Edel warst du doch stets, o du mein Österreich.“

Ferdinand von Saar steht noch heute im Vollbesitze seiner dichterischen Leistungsfähigkeit; man kann somit über seine Bedeutung in der Literatur noch nicht das letzte Wort sprechen. Doch was er bisher vollbracht hat, sichert ihm einen ersten Platz in der Literatur unserer Zeit. Er gehört zu den besten Erzählern und ist als Lyriker einer der feinsten, vielseitigsten Formkünstler. Auch seine Stellung im Geistesleben der letzten Dezennien und seine Verdienste um dessen Förderung lassen sich heute schon überblicken. Er war ein Vertreter der edlen, klassischen Art zu einer Zeit, da die Dichtkunst zu verwildern drohte; seine Kunst war aber kein bloßes Epigonentum, sondern die Emanation eines selbständigen Geistes, die eine Brücke schlug zu der Literatur der jüngsten Zeit. Wiewohl der Einfluß Schopenhauers auf seinen Stil und seine künstlerische Entwicklung nicht zu verkennen ist, so hielt er sich doch frei von dem Pessimismus seiner Lehre selbst zu einer Zeit, da deren Wirkung am mächtigsten war. Er wurde einer der ersten Apostel des neuen Evangeliums von der Bejahung des Willens zum Leben. Denn was seine Gestalten in den Tod treibt, ist immer nur unbefriedigte Sehnsucht nach dem Leben. In der Natur, deren Forderungen er so gern vertrat, sah er das Vorbild jeder echten Kunst, und so war er auch einer der ersten unter den Neueren, der, die Schablone verwerfend, wieder ins volle Menschenleben hineingriff und durch dessen getreueste Wiedergabe künstlerische Zwecke zu erreichen suchte. Auch durch das soziale Mitleid, das aus mancher seiner Dichtungen spricht, erscheint er als der Vorläufer einer neuen Kunstrichtung. Die heutige dichtende Jugend hat viel von ihm gelernt. Uns Österreichern ist er dadurch noch be-

sonders teuer, weil er als Dichter so tief im Heimatboden wurzelt und als Mensch mit seinen vielen Vorzügen und manchen kleinen Schwächen eine Verkörperung echt österreichischen Wesens bildet.

Saar hätte ohne Zweifel noch manches Große geschaffen, wenn seine Stellung an der Zeitenwende ihm die innere Fortentwicklung nicht erschwert hätte. Er verlor viel Zeit und Kraft mit inneren Umwälzungen, mußte manches abtun, was er hochgehalten, manches geplante Werk aufgeben, weil er, von der Bewegung mitgerissen, sich in seinem Innern zu weit davon entfernt hatte. Wir lesen dies zwischen den Zeilen seines wehmütigen Sonetts „Mein Lied“:

„Nicht mögt ihr glauben, daß ich mir verhehle,
Wie oft es widerspricht dem Geist der Zeiten.
Schon will die Zukunft anders sich bereiten,
Und so sind auch die Töne, die ich wähle.

Was auch der Ruhm der Gegenwart erzähle,
Und welche Siege mächtig sie begleiten,
Den inn'ren Zwiespalt könnt ihr nicht bestreiten,
Und dieser Bruch, er ging durch meine Seele.“

Der rüstig Schaffende, der gegenwärtig wieder an einem neuen Novellenbande arbeitet, hat uns gewiß noch manches Wertvolle zu sagen, und so wünschen wir aus vollem Herzen, seinen Lebensabend möge das reinste Dichterglück vergolden. Ferdinand v. Saar darf sich mit Recht der reichen Ernte seines Lebens freuen, eingedenk des Dichterwortes: „Wer den Besten seiner Zeit genug getan, der hat gelebt für alle Zeiten.“

Ludwig Halirsch.

(Zum hundertsten Geburtstage.)

Von

Rudolf Holzer.

Niemand kennt heute dieses hell und rapid aufflammende Talent unserer vaterländischen Literatur! Wie wenige entsinnen sich, den Namen hin und wieder gelesen oder gehört zu haben! Gelesen in verblaßten, altväterischen Bücheln, gehört aus dem Munde des Literarhistorikers oder sonderbarer Schwärmer längst vergangener Zeiten österreichischen Dichtertums.

Ludwig Friedrich Franz Halirsch war ein österreichischer Poet, also Beamter und — — und — — eben deshalb heute verschollen, versunken. Selbst mit diesen wenigen Marksteinen vermag sich der halbwegs in das vaterländische Dichterleben Eingeweihte die Grenzen und Lebenslinien von Halirsch' Dasein zu stecken. Er erlebte, was die „Literatoren" von damals alle erlebten; weil wir Geschichtliches behandeln, wollen wir in der unpersönlichen Vergangenheit bleiben und nicht die Gegenwart zum Vergleiche heranziehen! Halirsch verlor zum einzigen Unterschiede gegenüber seinen Dichtergenossen im Tode auch noch die Heimat; er liegt, in heute fremder Erde, auf dem Cimitero von Verona begraben; sonst verlief sein Schaffen und Streben, Denken und Trachten, wie allen freien, phantasievollen und vor allem tätigen Köpfen Österreichs, als von einem lächelnden, naturgesegneten Gefängnis gehalten — ungesegnet, zwecklos. Weil in einem Grabe geboren, lebte er nicht über den Sarg hinaus!

Eine beiläufige Parallele, soweit sie zwischen einem Deutschen des Nordens und des Südens überhaupt zu ziehen gestattet ist, läßt Halirsch aus dem vagen Schatten eines längst entschwundenen Literaturgeschmackes und Geistes deutlich und charakterisierend erstehen: er ist der österreichische Wilhelm Wackenroder.[1] Herkunft, Frühreife, seelische Veranlagung, literarische Physiognomie, Neigungen, Lebensschicksale, brüchiges Gemüt, düsterer Sinn und endliches Verhauchen im frühesten Lenze, ist beiden gemein. Selbst ein Freund Tieck, der „Herzensergießungen" redigierte und anregte, fehlte Halirsch nicht: wir haben uns Tieck ins Österreichische zu transponieren und erkennen dann in der neuen Gestalt — Johann Gabriel Seidl.

1802, das Jahr des Heiles der österreichischen Poeterei, in dem die Talente so reichlich aufschossen wie die Schnuppen am Firmamente, zählte auch Halirsch zu seinen Kindern. Er wurde am 7. März geboren. Von allen Dichtern des Vormärz, deren Seele, Wesen und Schaffen doch ganz durchtränkt, gesättigt von Heimatart und Heimatscholle waren, ist Halirsch in Äußerlichkeiten am wenigsten „wienerisch", und was das Interieur betrifft, eine so ungemein ästhetische, von strenger Formschönheit durchströmte Begabung, wie sie sich mit der leichtbeweglichen, schwingenden Wiener Seele nicht oft paarte. Menschlich wie künstlerisch kam ihm Grillparzer zunächst. Wie dieser hatte Halirsch an dunklen, scheuen Gefühlen zu leiden; der heute unbekannte Dichter steht dem Meister an Formschönheit und Tiefsinn der Gedankenwelt nicht nach, nur — sich selbst zu bezwingen, tönende, seelenerlösende, versöhnende Leier zu werden und, wie Grillparzer, an der eigenen wunden Brust die Brüder, ja die Menschheit zu erwärmen, das blieb Halirsch versagt — vielleicht, weil ihn der Tod so zeitlich hinweggeführt, für ihn das Tor des großen Rätsels zufiel, ehe er sich selbst gefunden hatte.

Aus dem vermeintlich nüchternen Advokatenstande, der vom Handel die Bedachtsamkeit und Vorsicht, vom Gesetze die

Trockenheit und Doktrin hat, entsproß in Österreich eine Reihe Poeten-Väter: jene von Halirsch, Seidl, Grillparzer und Nestroy waren Doktoren der Rechte, Hof- und Gerichtsadvokaten. Die Söhne sollten diesem Berufe folgen, sprangen aber in die Freiheit, sangen, bis sie der Herbst an die Wirklichkeit des Lebens erinnerte, das heißt, weniger blumig gesprochen, sie Beamte wurden und für das karge Futter der schwarzgelben Krippe den drückenden Kettenzaum des Systems auf sich luden. Halirsch ward Beamter des Hofkriegsrates.

Doch kehren wir zu früheren Jahren zurück! J. G. Seidl und Halirsch waren in den Knabenjahren in Gesinnung und Streben so innig vereint, daß der eine um jeden Schritt, um jeden Plan und Federzug des anderen wußte. Daß nach Halirsch' Tod Seidl die Aufgabe wurde, des Freundes Nachlaß zu einem literarischen Denkmale zu gestalten,[2]) ist wohl der sprechendste Beweis dieses innigen Bundes. In einer liebevollen, freilich durch die Nähe der Begebenheiten unkritischen Einleitung ward Seidl auch des Freundes erster Biograph.

Bereits Halirsch' Vater schrieb juridische Fachartikel und war neben Schultes[3]) Redakteur der von ihnen gegründeten „Annalen der österreichischen Literatur“. Ludwigs Mutter rühmte Seidl als eine Frau „voll klaren, ruhigen Verstandes und vortrefflichen Charakters“. Schon in frühester Jugend verlor Halirsch diese führende, beglückende Hand und ward zu einer Schwester des Vaters nach Brünn gebracht, bis er im Herbste 1813 zum weiteren Schulbesuche in das väterliche Heim wieder zurückgenommen wurde.

Knabe und Jüngling zeigten schon sinnigen Hang zur Einsamkeit, zum Ernst; das wunde Gemüt blutete in frühzeitigen Kämpfen und fiel in die Unfruchtbarkeit einer überempfindlichen, immer nur duldend-empfangenden, nicht wehrhaften Veranlagung. Wie Grillparzer fehlte Halirsch die eigentliche Kindheit mit Tollen und Treiben; sie entbehrte nicht der Lebenslust, wohl aber der Jugend. So entrollt sein

Lebensbild das merkwürdige Schauspiel, die berühmte Wiener Lustigkeit, den berühmten Wiener Leichtsinn in einer durchaus in moll gestimmten Tonart erklingen zu hören, zu fühlen, wie nahe dem Wiener Walzer die Träne steht! Ein innerer Drang trieb den Knaben zu Büchern, für die er nicht reif war. Seine, ihn lenkende Tante, eine Frau aus der Wertherzeit, verstand, vermochte oder wollte nicht die handgreifliche einseitige Überspannung nach der phantastisch gemütvollen Seite hin verhindern.

So sehen wir Ludwig Halirsch als 17jährigen Studenten der Wiener Universität in einem Kreise schönheitsfreudiger Jünglinge, alle „zierliche Dichter", wie Frau Pichler die um die Poeterei sich heiß bemühenden jungen Leute nannte. Sofort wurde zu den vielen schon bestehenden, lieben Frauen oder adeligen Damen gewidmeten, allen möglichen edlen, schönen Zwecken dienenden Taschenbüchern eine in stattlichen Bänden erscheinende Zeitschrift „Die Cikade"[4]) herausgegeben. Sie zirpte freilich nur zwei Sommer lang: 1819 und 1820. Im zweiten Bande erschien nun Halirsch' erste Veröffentlichung: die Scharade in Versen „Dreysilbig" und drei Prosa-Genrestücke, „Glücksspiele" betitelt. Ganz im Tone jener überschwänglichen, umständlichen Zeit, behandeln sie mit Laune und heute, ob ihres grotesken Wesens — natürlich ungewollt — humoristisch, Ausschnitte aus dem Gesellschaftsleben der Jahre nach dem großen Kongreß. In der „Cikade" und dann in den sie ablösenden „Eichenblättern"[5]) vereinigten sich die jungen Talente, die im zweiten Dezennium des versunkenen Jahrhunderts die literarische Produktion weiterzuleiten, weiterzubilden hatten. Ein einziger hielt als Mann, was der Jüngling versprach: Eduard von Bauernfeld, der als E. v. B—d in der „Cikade" Epigramme und sein allererstes Lustspiel „Der Magnetiseur" veröffentlichte. Da waren ferner noch Deinhardstein,[6]) Franz von Hermannsthal,[7]) Eduard von Badenfeld (Eduard Silesius[8]), Eugen Wesely,[9]) August Schumacher,[10]) Rudolf

Born[11]) und K. E. Waller, worunter sich niemand anderer als Halirsch verbarg. Das um vieles reifere Unternehmen der Vierteljahrschrift „Eichenblätter" enthielt von Halirsch die dramatische Kaprice „Der Mensch und die Leute". In bewußt sittlicher Sinnesart grollten darin der Grimm und die Unzufriedenheit des höhergestimmten Sehnsuchtsmenschen, „des Idealisten", wie man noch vor kurzem zu sagen pflegte, wider den satten, dumperen Phäaken ... Der „Mensch" breitet, auf hoher Felsenspitze stehend, die Arme pathetisch gen Himmel; die „Leute" versetzt der jugendungestüme, zornige Dichter in das Tal, an eine reichbestellte Schlemmertafel ... Die Dante-Nachempfindung ist hier überdeutlich; durch Pathos und Größe spricht sich zwingend eigenartiges Talent aus.

Die Jünglingsjahre Halirsch' sind nicht nur individuell, sie enthüllen auch die Strömungen, Anschauungen sowie das Kräfteverhältnis zwischen Wollen und Können der damaligen „Literatoren". Noch hatte kein Name eine eigentliche Vorherrschaft, der Grillparzers war gerade bekannt geworden. Gruppen junger Leute, wie sie sich nach Sinnesart zusammenfanden, bildeten Vereine, in denen über schöngeistige und geschichtliche Fragen disputiert wurde, oder man gab bei sehr vielem Geld und Unternehmungssinn einen empfindsamen Almanach heraus. In „Cornelia", „Aurora", Aglaja", „Vesta" 2c. 2c. ergoß sich der Liederstrom der damaligen Lyrik. Halirsch war einer der fleißigsten Mitarbeiter an all den Duodezbändchen der schönen Literatur. Aus einem Briefe an den „Hölty Steiermarks", den begabten, durch Zensur-Mißgeschicke aber früh verstummten Gottfried von Leitner,[12]) wissen wir, daß Halirsch nicht bloß dichterisch tätig war, sondern auch als Redakteur des „Taschenbuches für Liebe und Frohsinn"[13]) seine Freunde zu poetischer Mitarbeiterschaft aneiferte. Später übernahm er den literarischen Teil der „Vesta".[14]) Der junge Apostel wollte namentlich das „literarische Gesindel" aus diesem Kreise verbannen. An Leitner schrieb er 1826: „Die wenigen, die etwas leisten könnten,

schweigen, vielleicht weil die übrigen zu laut sind. Ebert[15] ist wie tot, ich begreife nicht, was dieses gewaltige (!) und dabei so reiche Talent mit einemmal hemmt! Seidl geht, wie mancher andere, in der Buchmacherei zugrunde, ich bedauere ihn!"[16] Anderseits schrieb Leitner noch im Jahre 1831, da sich Halirsch von der zersplitternden Mitwirkung an Zeitschriften und Taschenbüchern losgesagt hatte, an Anastasius Grün, der zu den herzlich nahestehenden Freunden Halirsch' gehörte: „Die heurige ‚Vesta' läßt in dieser Beziehung (literarischer Wert) noch vieles zu wünschen übrig. Nieder mit allen Manirierten! Halirsch hatte vor 5—6 Jahren den schönen Gedanken, wir vier Gleichzeitigen: Halirsch, Seidl, Ebert, Leitner — damals hatte Anastasius Grün noch keinen ‚letzten Ritter' gegen uns ausgerüstet — sollten jährlich die edelsten Erzeugnisse unserer Muse zusammenstellen und gegen das deutsche Ausland mutig und wetteifernd in die Schranken treten. Seither sind Sie unserem Bunde zugewachsen, mit frischer Tatkraft und frischen Kränzen."

Und Lenau? War damals erst kurz eingetreten in das literarische Wien. Die Berta-Tragödie war vorübergerauscht und hatte die nachtschwarze Tiefe dieses poetischen Borns erschlossen: Treulosigkeit aller Liebe, Mißklang zwischen Weltschönheit und Gemütsverstörung entrissen dem blutenden Poetenherzen Seelenklagen, wie „Die Waldkapelle", „Das tote Glück", „Sehnsucht nach Vergessen", „Vergänglichkeit". Veröffentlicht waren bis 1830 bloß „Die Jugendträume", „Die Werbung", „Glauben, Wissen, Handeln".

Der Wunsch, auch jenseits der schwarzgelben Pfähle bekannt zu werden, veranlaßte Halirsch, zahlreiche Beziehungen mit Nord- und Süddeutschland anzubahnen, und so verband ihn eine planmäßig geführte, höchst umfangreiche Korrespondenz mit A. Müllner,[17] Gustav Schwab, Willibald Alexis,[18] F. W. Gubitz[19] und anderen. Kein österreichischer Schriftsteller, auch nicht der späteren Folge, stand zu den deutschen Literaten in so lebhafter und geschätzter Beziehung wie Halirsch.

Namentlich Willibald Alexis war ihm ein wärmerer und anerkennenderer Kritiker als irgendeiner der Heimat.

Die Freunde aus den Kindertagen, Halirsch und Seidl, traten auch Hand in Hand in das literarische Getriebe ein. Ihre Arbeiten trugen große Ähnlichkeit zur Schau, die Intimität der Herzen wie Geister wirkte auf ihr Schaffen zurück, das in einigen Werken, wie dem zweiaktigen Lustspiele „Schwärmer, Sansfaçon und Gleichgültiger“ (Kotzebues dramatischer Almanach für 1825) und dem Lustspiele „Das Porträt“,[20]) überhaupt ein gemeinsames war. Rasch und frühzeitig errang sich Halirsch ein achtungsvolles Ansehen. Bauernfeld nannte ihn in seinem biographischen „Alt- und Neu-Wien“ einen „Frühreifen“. Mit der Entwicklung veränderte und erhob sich das Niveau seines literarischen Kreises. So bestand der engere Zirkel der Halirsch Kongenialen in späteren Jahren aus Karl Egon Ebert, Bauernfeld, J. F. Castelli,[21]) Freiherr von Schlechta,[22]) ihm zugetane, liebe Freunde, nicht bloße Mitstrebende, waren außer Seidl noch Leitner und Anastasius Grün.

Halirsch fühlte eine besondere Berufung für dramatische Schöpfungen: es ist nicht ausgeschlossen, daß er eine bleibende Bühnendichtung geschaffen hätte. Die auf uns gekommenen sind wohl nur Versuche, allerdings Versuche eines dichterisch empfindenden, vornehmen Geistes, der weder eine festgefügte Lebensanschauung auszudrücken vermochte, noch eine kräftige, dramatisch gestaltende Hand besaß, um das Leben in dichterischer Erhabenheit auf der Bühne meistern zu können. Auch das angeborene Gefühl für die Wahl dramatischer Vorwürfe und für die lebendige, bühnensichere Form mangelt allen Stücken Halirsch'. Seine ersten dramatischen Arbeiten waren das Gedicht „Petrarca“ (1823[23]) und das Trauerspiel „Die Demetrier“ (1824). Das zweiaktige Scherzspiel „Schwärmer, Sansfaçon und Gleichgültiger“ ist von reizender Grazie und einer Feinheit der heiteren Lebenslust, aus jeder Szene quillt die Zeit der blumigen

Toiletten, blumigen Tapeten, blumigen Redensarten. Seine Fabel behandelt den Streit zwischen den personifizierten vier Temperamenten. Geringfügige technische Verbesserungen könnten dem Stückchen, eine kostbare Nippe aus der Kongreßzeit, auch auf der heutigen Bühne Freunde erwerben.

Im nächsten Jahre erschien das Schauspiel in einem Akte „Hans Sachs“.[24] Ein Stück — nicht ohne Eigenart. Der Nürnberger Poet steht in Jünglingsjahren, erlernt das Schuhmacherhandwerk, um Meister Christophs Evchen, die als Preis für eine Meisterarbeit vom Vater gesetzt ward, zu gewinnen. Die Einflechtung und Benützung des Till Eulenspiegel in dem Sachsstoffe ist originell und reizvoll. Für die Beurteilung Halirsch' ist aber dieses Werkchen insofern von größerem Werte, als es seine Begabung mit herzlich frischem Humor beweist.

„Die Tartarenschlacht“,[25] ein Trauerspiel in fünf Aufzügen nach einer Erzählung van der Veldes aus dem Jahre 1829, ist, wie das im „Taschenbuche zum geselligen Vergnügen“ von Friedrich Kind für 1830 enthaltene Schauspiel in einem Akte „Der hohe Hirt“, vollständig undramatisch und bar jeglicher bühnenverständiger Konzeption. Schöne lyrische Momente lassen natürlich immer wieder das edlere Talent erkennen.

Andere Bühnendichtungen, wie ein dramatisches Märchen in zwei Aufzügen, wozu Kapellmeister Roser die Musik komponierte und das im Theater a. d. Wien hätte gespielt werden sollen, dann „Till Eulenspiegel“, Lustspiel in fünf Aufzügen, „Des Hasses Fluch“, Trauerspiel, „Der Tag der Vergeltung“, Drama in zwei Abteilungen, fanden sich im Nachlasse Halirsch' ohne Angabe, ob und wo sie gedruckt worden seien; einige sind anonym Theatern eingereicht und auch aufgeführt worden.

Von dem literarischen Wien mit Spannung erwartet, wurde am 1. September 1827 im „k. k. Hoftheater nächst der Burg“ Halirsch' dramatisches Gedicht „Der Morgen

auf Capri" aufgeführt.[26]) Die Handlung ist äußerst einfach. Der siegreiche neapolitanische Feldherr Cornari erfährt von einem Reisigen namens Costa bei einem Feste, das er anläßlich der Nobilisierung seines Sohnes Enrico und dessen Verlobung mit einem Edelfräulein gibt, daß dieser bereits mit der bürgerlichen Annonciata, Costas Schwester, verlobt sei. Nicht das Flehen des Sohnes, nicht die liebliche Erscheinung Annonciatas vermögen den Zorn des Feldherrn zu lindern. Er verstoßt und verflucht den Sohn. Da ertönen Schlachtrufe, eben hat der Feind die Tore der Stadt erreicht. Cornari eilt ins Gefecht. Auch Enrico fehlt nicht; er rettet das Leben des Königs. Der erzürnte Vater bleibt auch nach dieser Tat des Sohnes unbewegt, ja, als der König ihm die Gewährung einer Gnade zugesteht, bittet er, seinen Namen, der nach seinem Gefühle entehrt worden sei, ablegen zu dürfen. Der König, erzürnt über solche Härte, entläßt ihn aus seinen Diensten um so leichteren Herzens, da Cornari in der letzten Schlacht den Kampf mit so nutzloser Erbitterung führte, daß sich das Heer empörte. In dieser Lage trifft er Costa wieder, der, ebenfalls gegen seine Schwester aufs höchste aufgebracht, Cornari anzeigt, die Personen ihres Hasses befänden sich auf dem Felseneilande Capri. Sie ziehen dahin; bei der Landung treffen sie einen alten, wahnsinnigen Bettler, der in ähnlicher Lage wie Cornari, einst Weib und Kind seiner Rachsucht opferte. Costa will erschüttert umkehren, aber Cornari, fest auf seinen blutigen Vorsätzen beharrend, zwingt ihn zu folgen. Sie geraten in Streit, der wahnsinnige Alte eilt hinzu und erschlägt Costa. Von dem Bettler mit verbundenen Augen geleitet, erklimmt nun Cornari die steilen Felsen, um in das Innere der Insel zu gelangen, dort reißt er die Binde ab, ergriffen von dem Reiz des südlichen Himmels, der paradiesischen Landschaft, wird sein Herz gerührt und er verzeiht Enrico und Annonciata. — —

Das Stück wurde in der Zeit vom ersten Aufführungstage bis 3. Dezember nur fünfmal dargestellt.[27]) Der Rezensent

von Bäuerles „Theaterzeitung“ schrieb darüber warme, lobende Berichte. „Stück und Darstellung“ — schließt er — „wurden mit ungeteiltem und rauschendem Beyfalle, der sich auch bei den seither stattgefundenen Wiederholungen gleich geblieben ist, aufgenommen.“ Die Wiener „Zeitschrift für Kunst, Literatur, Theater und Mode“[28]) läßt sich kritischer, ja polemisch aus: „Wir glauben dem Autor um so mehr unsere Aufmerksamkeit widmen zu müssen, da ein vaterländischer Dichter uns diese Gabe spendet und ihn um so freymütiger auf die Mängel und Gebrechen desselben (Morgen auf Capri) aufmerksam machen zu müssen, als uns an der künftigen Entwicklung seines Talents aus dem oben erwähnten Grunde um so mehr liegen muß und eine Lobhudeley, wie sie durch die Umtriebe einer gewissen Clique seit einiger Zeit bey uns im Schwange geht, nur geeignet ist, das Talent zu ersticken, statt es zu leiten und zu läutern.“

Halirsch entnahm den Stoff der Kruseschen Novelle „Anacapri“, deren allmähliche epische Entwicklung im Drama nicht ausgedrückt werden konnte. Die Empfindung der Unnatürlichkeit stellt sich ein. Es fehlt das Menschliche. Cornari ist weder zu achten, noch zu lieben. Der wahnsinnige Bettler ist eine Theaterfigur. Kindisch mutet es an, daß sich Cornari mit verbundenen Augen von einem Wahnsinnigen, der soeben einen Menschen erschlug, allein über die Klippen führen läßt. Die tragischen Konsequenzen entspringen freilich poetischem Gefühle, werden aber nicht poetisch empfunden, weil ihnen jede Möglichkeit des Widerhalles im Herzen des Publikums fehlt. Vergehen wider Wahrheit und Natur schädigen den Dramatiker, feuriger, klarer Prunk der Diktion lassen den Lyriker erkennen. Der Rezensent der „Modenzeitung“ schließt: „Wir glauben bey aller Rücksicht, welche wir für das Talent des Herrn Halirsch hegen, daß dieses Werk ein nicht gelungenes genannt werden müsse; daß, obschon in den beyden ersten Aufzügen sich die Spuren dramatischen Talentes nicht leicht verkennen lassen, dennoch das Ganze jenes belebenden Geistes

entbehrt, welcher regelnd und herrschend über der Dichtung schweben soll."

An Ludwig Costenoble[29]) hat die Nachwelt nun eine dritte kritische Stimme, die zu vernehmen am allerinteressantesten ist, wobei ferner deutlich das Verhältnis zwischen Schauspieler und Kritiker offenbar wird. Costenoble steht völlig auf dem extremen Mimen-Standpunkt, im Kritiker unbedingt einen Gegner zu sehen. Halirsch hatte einmal als Rezensent der Theaterzeitung „gefunden, daß Madame Weißenthurn in ihrem Nachspiele ‚Die Engländerin' die Rolle der trägen Haushälterin recht charakteristisch dargestellt habe. Das sind die wahren, aufmerksamen Beurteiler, die nicht einmal wissen, welche Person die Rolle gegeben hat. Meine Frau wurde für die Weißenthurn[30]) gehalten und als solche gelobt." Diese Verwechslung scheint Halirsch die Gunst des Schauspielers entzogen zu haben. Als Halirsch im Februar 1831 zum zweitenmal auf den Brettern des Burgtheaters mit „Das Lustspiel" erschien, bestand noch immer eine merkliche Gereiztheit. In einem Briefe an Leitner sprach der Verfasser nach der Leseprobe des Stückes eine lebhafte Hoffnung auf Erfolg aus. Der Dichter ersuchte den Freund, den „Herren Theaterdirektor in Grätz" zu fragen, ob er das Manuskript nicht erstehen wolle. „Am besten werde sich's zur Einnahme eines beliebten Konversations-Schauspielers eignen." Am 12. Februar fand die Aufführung in Wien statt: das Tagebuch Costenobles berichtet: „Am 63. Geburtstage des Kaisers zum erstenmal: ‚Das Lustspiel', Lustspiel in vier Akten von einem ungenannten Verfasser. — Bei der heutigen Probe erschien Weidmann und erzählte: er habe auf der Zensur gehört, es sei ein Werk des Herrn Halirsch. Gott sei uns in auswärtigen Blättern gnädig, wenn das Lustspiel zur Tragödie wird oder zum Lustspiel im Lustspiel; dann wird Herr Halirsch wieder seine Fehler auf die Darsteller wälzen, wie er es nach dem Falle seines ‚Morgen auf Capri' getan! — Inzwischen hatte ich immer noch Hoffnung auf einen

guten Ausgang, obwohl das Machwerk zu sehr Krähwinkliade ist, um am Geburtstage des Kaisers mit Ehren zu passieren. Die Zusammenstellung eines würdigen Fürstenpaares mit den lächerlichsten Kleinstädtern ist offenbar ein Verstoß gegen Wahrheit und Geschmack. Der Kaiser kam ins Theater und wurde mit Händeklatschen und Vivatrufen empfangen. Das war schön als Patriotismus, aber schon ein halber Mord für unser Stück, worin nun für heute keine Hand sich für die Schauspieler rühren durfte. Der erste Akt ging ohne Teilnahme vorüber. Die meiste Sensation machte der große Backenbart des Herrn Wothe, der den Milizleutnant Lieblein äußerst mager in seiner gewöhnlichen süßlichen Manier gab. Die Anschütz mit Vorführung ihrer aufgeweckten Auguste so wenig als ich mit dem feurigen Syndikus vermochten das Publikum zu fesseln und zu erwärmen. Am Ende des zweiten Aktes, wo das Fürstenpaar erscheint, wollte das Parterre schon revoltieren, aber die Anrede der Marie — Dlle. Pistor — an die Durchlauchtigten, voll Beziehungen auf den Kaiser und seine Gemahlin, belebte das Publikum noch einmal und zum letztenmal. Man schrie unaufhörlich: Bravo! und Vivat! aber nicht dem Herrn Halirsch, sondern dem Monarchen in der Loge. Der Kaiser — wahrscheinlich noch mehr Bühnenweihrauch witternd — verließ mit dem ganzen Hofe das Theater und das Publikum ließ nun seinen Empfindungen freien Lauf — es lachte, zischte, murrte, plauderte laut und klatschte aus Hohn und Spott über des Autors Stümperwerk. Dlle. Pistor, der solch eine Szene neu war, konnte sich kaum fassen und brachte nur unter Tränen ihre Partie zu Ende. Auf dem Gesichte Schreyvogels stand eine Mischung von Angst, Zorn und Ingrimm deutlich zu lesen über den Fall des Stückes, das er protegiert und so vortrefflich gefunden hatte, daß er dem anonymen Verfasser durch die Weißenthurn ein Belobungsschreiben hatte zustellen lassen. Seine Unfehlbarkeit, auf die er so eifersüchtig ist wie der Papst, hatte natürlich eine Verletzung

in aller Welt Augen erhalten. Das Stück selbst ist an und für sich nicht schlechter als ‚Leichtsinn und Liebe‘[31] von Bauernfeld; ja ich möchte ihm hinsichtlich der Charakteristik noch mehr Vorzüge einräumen, aber es enthält zu viel müßige Worte.“

Außer den Genannten wirkten Anschütz, Heurteur, Löwe, Fichtner mit. Das Stück wurde nicht wiederholt und der Mißerfolg schlug den verbitterten, düsteren Dichter in lähmendes Schweigen. Als er wenige Wochen später unerwartet in seiner dienstlichen Stellung nach Italien berufen wurde, flatterten über die Veranlassung die seltsamsten Gerüchte auf. Alexis schrieb im Berliner „Freimütigen“, sie liege in „freundlich gubernialen Rücksichten, um dem Dichter das Mißgeschick seines dramatischen Produktes leichter tragen zu helfen“. Das „Berliner Conversationsblatt“ vom 5. März 1836 wollte wissen, daß Halirsch „den feindlichen Prinzipien, welche im deutschen Lande über die Dichter walten“, entflohen sei. Die klare Wahrheit lag in einer Beförderung innerhalb Halirsch' amtlicher Stellung, die allerdings mit dem Abgang zu der in Italien aufgestellten Armee verbunden war. Ob doch nicht ein gewisser Zusammenhang zwischen dem kaiserlichen Theaterbesuche — Kaiser Franz sah es bekanntlich höchst ungern, daß Staatsbeamte für das Theater schrieben — und der Entfernung des Dichters aus dem literarischen Leben Wiens bestand? Halirsch aber fühlte einen unsichtbaren Stachel und nahm in dem Gedichte „Trennungen“ von der Muse, von der Geliebten, ja, in Versen, wie:

„So sei es denn, so sei es losgerissen
Aus deinen Armen, los aus meiner Welt!
Fahr' wohl, schön seh ich dich in Duft zerfließen
Und zum Phantome wird,
Was mich beseelt, was Eins mit mir gewesen,
Eins, wie die Blütenkrone nicht der Frucht;
Dahin, dahin — zerstäubt in wilder Flucht,
Und kaum die Spur noch, daß es war, zu lesen!“

von allen Fibern, Schönheiten, Empfindungen der Menschenbrust überhaupt Abschied. Es lag in Ludwig Halirsch viel vom mystischen Fanatismus des Lebensverächters.

Dieses Dichters Entwicklung bietet den erquickenden Eindruck eines ununterbrochenen Aufsteigens; jedes Werk bedeutet gegen das vorhergehende eine Erweiterung, Vertiefung. So hatte er am Ende seines Lebens die ihm erreichbare Höhe gewonnen; in den letzten zwei Lebensjahren schuf er jene beiden Werke, um derentwillen Halirsch der Vergessenheit entrissen werden soll. Vor allem das erhaben angelegte, mit persönlicher Größe der Gedanken, in purpurnem Prunk der Sprache gehüllte Nachtstück „Meister Tod".[32] Ein philosophisch-poetisches Gedicht, das alle Dichtungen Hamerlings an Tiefe und Ursprünglichkeit weit übertrifft. Die zwei wesensverwandten Poeten verhalten sich wie farbenglühender Marmor zu poliertem Gips. „Invideo, quia quiescunt!" steht als einführendes Motto auf dem Umschlagblatte des Buches. Vom Tode als Sieger, Verherrlicher, Erhabener singt darin der Dichter:

„Ein König, stand er hier in seinen Reichen,
Sein Thron ein Grab und seine Schätze — Leichen;
Erhaben schön — das Antlitz hell und klar,
Nicht häßlich, wie die bange Furcht es malet —
Ein Genius, von höherm Glanz umstrahlet,
Der uns verkündet: Ich allein bin wahr!"

... Nacht senkt sich nieder. „Mutter Natur", deren Augen Tränen geweint, von denen jede als Stern erblinkt, wacht. Meister Tod schaut über die Lande. Da erscheint ihm als Mädchen, wie zum ersten Tanze gekränzt, das junge, schöne, heitere Leben. Mit der Bitte, nur diesmal zu geben, statt zu rauben, dringt sie auf ihn ein.

„So wenig, Tod, ach! und für mich so viel
Ist der, den ich von dir erbitten will.
So wenig und so viel! Du finst'rer Richter,
O schon' ihn mir, er ist ein stiller — Dichter."

Der Tod bleibt ungerührt, denn er allein ist wahres Glück; das Leben ist nur halber Tod; ewige Liebe wohnt

nur bei ihm. Wenn aber einer, unter all den Tausenden nur einer von den Gewesenen sich fände, der noch verlangt, mit ihr sich zu vereinen,

„Der aus dem Grabe wie einst aus der Wieg',
Als du das Kind mit deinem Kuß erwecket,
Die Arme noch sehnsüchtig nach dir strecket,
Dann ist's entschieden, dann hast du den Sieg!"

Ein Wink von ihm und lautlos öffnen sich die Gräber. Das Leben lockt und buhlt, zaubert mit bunten Worten und anfachenden Wünschen bei den Abgeschiedenen neue Daseinslust empor. Selbst der Jüngling, dem das Leben alles gab, bleibt unbewegt und schilt die Schöne eine blasse Leiche,

„Die sich ihr Antlitz, das verwelkte, bleiche,
Geschmückt für ihren Bräutigam — den Tod."

Dem Bettler, den das Leben hierauf anruft, ist es zu schön, zu reich; er ist nur an Not gewöhnt und wäre bei Lebensfesten stumm und bleich. So ruft das Mädchen einen Helden an, dem es einst Lorbeeren und Ruhm verlieh. Doch auch er wirft die angetragene Liebesgabe von sich; und als selbst der Knabe, der schied, eh' das Dasein ihm mehr ward als frohe Hoffnung, dem Tode die Hand entgegenstreckt und sich vom Lebensengel abwendet, da erkennt dieses den bleichen Riesen für seinen Meister an. Der Dichter stirbt und indes noch das Leben an seinem Grabe weint, erscheinen das Kind des Lebens und Lebens Sinn: die Poesie, die Gefühlsbeherrscherin am Himmel, und neben ihr tauchen des Dichters Züge auf.

„Nach mancher Trennung und nach mancher Irrung,
Nach so viel Zwist und trauriger Verwirrung,
Das Leben wieder an der Dichtkunst Brust!"

Tod und Leben versöhnen sich bei dieser harmonischen Vereinigung, da naht ein übermächtiges Phantom: Ahasver.

„Du Ruheloser, was ist dein Begehr?
Du kennst den strengen Spruch, der uns geschieden,
So ziehe fort und suche andern Frieden,
Der meine wird, du weißt's, dir nie zuteil —"

ruft Meister Tod. Ahasver verlacht ihn aber.

„. . . Ein Höherer, nicht du, nicht du,
Ruft dann das Wort Unsterblichkeit uns zu —
Kennst du das Wort? Kein Grab und keine Leichen,
Kein Staub mehr, Tod, und keiner — meinesgleichen!
Kein Leben mehr, das bange vor dir weint,
Kein Leben mehr, das krankhaft nach dir stöhnet,
Kein Leben mehr, das seine Menschen höhnet,
Doch auch kein Tod mehr, der das Leben peint!"

Über Tod und Leben erhöht Ahasver den Menschen als Sieger, denn arm ist der Tod und ärmer noch das Leben, sie können sich nicht erheben aus Grab und Wiege; der aber drinnen liegt, der Mensch, der vermag es. Tod und Leben sinken vor Ahasver in den Staub.

„Er aber blickt empor und ruft: ‚Ich glaube!'
Dann weiter wendend, träumt er fort — den Traum!" . . .

Eigenartig ist die Einführung des Ahasver und von außerordentlicher dichterischer wie geistiger Höhe der Gedanke, das Herrentum des Menschen in ihm zu verkörpern. Das persönliche und zeitliche Verhältnis der Dichtung spricht Halirsch in einem Briefe an Leitner wie folgt aus: „Es ist eine Dichtung, in der ich alles niedergelegt, was ich bis jetzt vermag, aber die gegenwärtige Zeit ist doch gar zu unpoetisch für die Poesie." Der Satz enthält die Bedeutung der Dichtung in sich eingeschlossen.

Im nächsten Jahre, 1831, erschien jenes Gedicht, das Halirsch einen zweiten Kranz flocht. Es ist ein Idyll: nach den Farben und Lauten, in denen es prangt und erklingt, scheinbar ein Gegenstück zum nachtdunklen „Meister Tod", indes im Innersten sind beide Dichtungen Brüder, aus einer gleichgestimmten Seele. Einem Zuge der Mode folgend, nannte Halirsch diese „Erinnerungen an den Schneeberg" — „vierzig Reisebilder";[33] sie waren als Freundschaftsbezeugung „dem Grafen Anton Alexander Auersperg" zugeschrieben. Nun, „die Bilder" sind liedhafte, bukolische Gedichte und „die Reise" bestand in einer tüchtigen Wanderung über den breiten Rücken des Schneebergs; statt einer Zahn-

radbahn vernahm Halirsch das Raunen des Berggeistes. Wieder überzeugen diesmal mehr reizende, lächelnde, liebliche, gemütvolle Verse, daß mit dem Frühverblichenen vor allem eine durchaus lyrische Begabung verstummte. In der Lyrik liegt Halirsch' Meisterschaft.

Unendlich zu beklagen ist darum auch das Verschollensein seiner herrlichen Balladen. Man weiß, welche Höhe die österreichische Balladendichtung lange vor der schwäbischen einnahm. Halirsch' Name wird auch in diesem Zusammenhange nicht genannt, wiewohl einzelne Balladen an kunstvoller Fassung und vor allem an Vertiefung über den besten Voglschen stehen. Wie dieser, liebt Halirsch das Schaurige, Dämonische, nur fühlt man: hier sind sie nicht bloße Dekoration oder Stimulanz, sondern ein angeborener Ernst verdüstert sich in ihnen zu Trübsinn und krankhafter Schwermut. Halirsch nährte von seinem Herzblute die der Seele entquellende Poesie, er steht als Mensch seinen Werken so nahe, wie etwa Grillparzer oder Lenau den ihren. Aus Halirsch' „Balladen und lyrischen Gedichten"[34]) seufzt und klagt nicht der Weltschmerz oder die Verzweiflungspoesie eines Lenau, sondern ein Trauern ob des Daseinselends überhaupt. Deshalb auch die Vorliebe für graue, dämonische Stoffe und das Verbohren in pessimistische, transzendentale Philosophie. Nicht seine seelische Melancholie preßt ihm Tränen aus, die Melancholie des Lebens gewahrt er im rosigsten Antlitze und sie wich nie einer barmherzigen Lustigkeit und Leichtlebigkeit, die so manch weinendes Herz oder verstörten Sinn auf kurze Weile zu umfangen pflegen.

Das Versenken in Halirsch' Dichtungen rief vor dem Auge des nach hundert Jahren lebenden Verehrers sein menschliches Wesen herauf. Ludwig Halirsch war eine Vollnatur, durchdrungen von Erdschwere und Ewigkeitsgefühl: dazu kam noch die Belastung mit dem österreichischen Übel: galliger, zersetzender Hypochondrie. Wenige Wochen vor seinem Tode schrieb er an Willibald Alexis einen überaus

charakterisierenden Brief: „Seit einem Jahre führe ich ein ewiges Wanderleben, und selbst der Sommer- und Herbstaufenthalt in Mailand war von fortwährenden größeren und kleineren Ausflügen in die Nähe und Ferne unterbrochen. So trink' ich in der Tat den überschäumenden Becher des Lebens, den Italien uns von der Zeit und allen ihren Bewegungen Müdegejagten reicht, mit so vollen Zügen, daß mir, wie Goethes König von Thule, die Augen darüber übergehen. Dennoch sehne ich mich wieder nach Deutschland zurück; es liegt in der Hastigkeit und Eile dieses Genießens etwas Übersättigendes; und die Oberfläche, auf der alles dahinfliegt, macht am Ende doch die Leere allzu sichtbar. Mit den großen Erinnerungen ist es auch nichts, sie erdrücken uns, statt uns zu heben, und es ist lauter Trümmerwerk, Bruchstücke, wehmütige Torsos, zwischen welchen die Fratzen Harlekins und Pasquins hervorgrinsen, so daß man ein ordentliches Heimweh nach deutschem Grund und Boden und Ernst bekommt." Wieder wird die Erinnerung auf Grillparzer und allenfalls Raimund gelenkt, wenn man erfährt, daß Halirsch bei seinen Zeitgenossen wohl geachtet, aber nicht gerade für sympathisch gehalten wurde. Man nahm ihn für einen Hypochonder „im ausgedehntesten Sinne des Wortes" — sagt Castelli in einer Charakteristik Halirsch'. Bald war es die Furcht vor einer eingebildeten Krankheit, die ihn peinigte, bald sorgte er sich ob seiner Stellung, bald war er verbittert, keine Anerkennung zu finden. Er sah in Menschen Feinde, denen es nicht eingefallen wäre, ihn zu kränken, wenn sie nicht durch seine oft in Bitterkeit ausartende Abneigung gereizt worden wären. Er tat oft Unrecht, bereute und fügte neues Unrecht zu. Halirsch war verschlossen, eitel und stolz; selbst Seidl, sein Freund und freundschaftlicher Biograph, gesteht es.

Kriehuber hat den Dichter porträtiert. Ein, der Zeitmode entsprechend, glattrasiertes Gesicht schaut mit sprechendem, hartem Blick aus dem Blatte. Die Stirne, klar und über-

hoch, gibt dem Gesichte einen kalten, energischen Ausdruck. Großer Mund und vorspringendes, scharfes Kinn zerreißen die Harmonie der Züge. Man ist geneigt, in dem Bilde einen Mann nahe der Vollreife des Lebens zu erkennen, etwa einen geistvollen Militär des Vormärz in Zivil. Wohl traut man diesem Kopfe zu, einem warmen Herzen anzugehören: ob das aber einer warmen Ergießung fähig war?

Beredte, vollwertige, individuelle Denkmale eines Dichterlebens sind Halirsch' Werke, nur der jubelnde, brausende Strom eines leidenschaftlichen Herzens fehlt ihnen völlig. Kühler, geläuterter, nicht verzweifelter, aber hoffnungsloser Geist wallt durch ihre Zeilen.

Also ein Unglücklicher?! Nein, es waren nicht Lebensverhältnisse, die ihn drückten; erst wohnte er unter angenehmen Verhältnissen im Vaterhause, sein letztes zugemessenes Jahr verrann im Lebensgenusse des heiteren Italien. Physische Leiden hatte Halirsch auch nie zu erdulden; er war immer gesund gewesen. Nur der „Proteus unter den Krankheiten" des Österreichers: die Lebensmüdigkeit und Melancholie, hatte ihn vom Tage des ersten Gedichtes an gepackt. Wie bei Lenau, war das trübe Gemüt die nährende Quelle seiner Schaffenskraft, also keineswegs eine Hemmung. Und was für Stolz, Kälte aufgefaßt wurde, war sein Bewußtsein, von höherer Warte das Leben einzuschätzen. Halirsch verfing sich in den Grübeleien um die ewigen Lebensrätsel. Das Unvergängliche, das Bleibende, Ruhende im Geistigen des Menschentums hatten ihn über den Moder der Vergänglichkeit obsiegen gelehrt. Er forderte einmal Leitner auf, wider Gedankenlosigkeit, Stumpfheit und Literatenmachenschaften zu kämpfen. „Trostloser als Sie, warf' ich mich in Arm der Kunst und stark und gewaltig hat sie mich aufrecht gehalten, wie oft ich auch niederzusinken meinte. Ja, mein Freund, die Göttliche vor uns und in uns, das Bewußtsein, ihrer nicht unwert zu seyn, der feste Wille und der heilige Mut, für sie alles zu wagen, alles zu opfern, dies

allein kann in solchen Verhältnissen erheben und stärken — mir wenigstens ist es dadurch gelungen, ruhiger zu werden: und umfaßt auch mich zuweilen der Kummer, so weiß ich ihn durch Gesang zu bändigen, der dann freilich mitunter etwas rauh klingt."

Es erübrigt nun noch, des Novellisten Halirsch zu gedenken, denn zahlreich, wie die lyrischen Beiträge, waren die Erzählungen und Novellen, die man aus seiner Feder in damaligen Zeitschriften antrifft. Auf diesem Gebiete ist er völlig veraltet und ohne Belang: seinerzeit mögen diese Arbeiten gerühmt worden sein: man kann nicht zugestehen, daß sie über die damaligen Formen der Mode und des Publikum Geschmackes hinausgehen oder gar Zukünftiges enthalten.

Weitaus bedeutender ist Halirsch als Kritiker; er beurteilte zehn Jahre hindurch, bis zu seiner Abreise nach Italien, das Burgtheater. Costenoble kann nicht umhin zu sagen: „Halirsch hat sehr vernünftig über ‚Käthchen von Heilbronn' und ‚Pfefferrösel' geschrieben." Unter dem Titel „Dramaturgische Skizzen" gab er diese gesammelten Aufsätze 1829 heraus;[35] sie waren „dem Dichter der ‚Totenkränze', Freiherrn J. Chr. von Zedlitz, als Zeichen der aufrichtigen Hochachtung" gewidmet. Es ist von ganz merkwürdigem Reize, die ersten kritischen Waffengänge über „König Ottokar", „Ein treuer Diener seines Herrn", „Das Märchen aus der Feenwelt", „Moisasurs Zauberfluch" zu lesen. Rückhaltlos erkennt Halirsch Grillparzer an; voll kritischer, wenn auch ehrenwerter Kühle spricht er von Raimund. In allen Aufsätzen gibt sich ein feines Verständnis für die ästhetischen Bedürfnisse der Bühne kund; der Kritiker Halirsch verstand zu schauen, aufzufassen und zu schreiben; er war auch darin einer der Vornehmsten seiner Zeit.

Das Jahr in Italien zeitigte noch einige wunderschöne Liederkränze: „Verona illustrata", „Erinnerungen an Venedig". Am 15. März schrieb er sein letztes Gedicht: „Abschied."

„Nun wird es ernst, nun wird es Zeit,
Der Tag ist kurz, der Weg ist weit,
Und eh' ich's noch geahnet,
Heißt es: Leb' wohl, Venetia,
Schon ist die schnelle Gondel da,
Der Schiffer klopft und mahnet!"

Nach zweitägigem Unwohlsein fand ihn am Morgen des 19. März 1832 sein Diener tot im Bette liegend auf. Der Schiffer war gekommen, ihn zu holen, aber mit dem Sarge statt der Gondel. Man dürfte nicht behaupten, daß die Mitwelt an Halirsch einen geistigen Todschlag durch Lauheit oder Übersehen verübte; in allen Journalen wurde sein Heimgang besprochen.[36]) Costenoble widmet der Todesnachricht die Notiz in seinem Tagebuche: „Jedermann beklagte den Verlust des geistreichen jungen Mannes." Des Dichters Jugendfreund, Eduard Silesius (Eduard von Badenfeld), veröffentlichte in der „Wiener Zeitschrift für Literatur, Kunst und Mode" den Nachruf „An meinen früh entschlummerten Freund Ludwig Halirsch":

„So hat dich uns der Genius entführet,
Von dem — wie tief im Herzen todesbang,
Wir kalt von deiner Geisterhand berühret,
Dein erstes Lied vom Meister Tod uns sang!

— — — — — — — — — — — — —

Ach, gibt es Trost bey einer solchen Trauer?
Es ruft sein sel'ger Geist aus hintern Höh'n:
‚Nicht ruht des Lebens Wert auf seiner Dauer,
Und lebt' ich kurz, so lebt' ich voll und schön!'

‚Wie mancher lebt in achtzig trägen Jahren
Nicht halb so viel wie ich im letzten Jahr;
Und ungetrübt hab' ich sein Glück erfahren,
Ich wußte nicht, daß es das letzte war.'

— — — — — — — — — — — — —

Nun denn, leb' wohl, auf frohes Wiedersehen!
Wir trösten uns, doch wir vergessen nicht:
Dein Geisterhauch soll liebend uns umwehen,
Dein Bild umglänz' uns im Erinn'rungslicht!"

— — — — — — — — — — — — —

Erst diese Totenklage um den Freund erschließt der Nachwelt einen Wesenszug, der dem Kritiker im Seelengemälde fehlte: Halirsch, der Poet, der Lyriker, war vollständig unerotisch; keine Nachricht ist überliefert, daß die Frau in sein Leben hineinspielte, und nun verrät die Totenklage: „Wie mancher lebt in achtzig trägen Jahren nicht halb so viel wie ich im letzten Jahr — — —!" Castelli, der Salon- und Gesellschaftslöwe des schöngeistigen Wien, flüsterte das heilige Geheimnis aus: der Sänger des „Meister Tod" ward doch auch von irdischer Liebe bezwungen; er entbrannte zu Mailand in wahnsinniger Leidenschaft für die herrliche Malibran.[37] Umstrahlt vom Glanze der Liebe, schied dies junge, hoffnungsreiche Leben. Uns blieb erübrigt, den Ruhm seines kurzen, aber reichen Daseins festzuhalten, mit frischem Lorbeer zu bekränzen.

Anmerkungen.

¹) Wackenroder, Wilh. Heinr., geb. 1773 zu Berlin, verlebte mit Tieck die Universitätsjahre in Erlangen und Göttingen. Starb 1798. Ein Jahr vorher erschienen die „Herzensergießungen eines kunstliebenden Klosterbruders".

²) Seidl, Joh. Gabr., Vater der österr. Volkshymne (geb. 1804, gest. 1875 zu Wien), studierte daselbst die Rechte, dann Philologie, wurde 1829 Gymnasialprofessor in Cilli; 1840, als Kustos am Münz- und Antikenkabinett zu Wien, gab er Halirsch' literarischen Nachlaß heraus. (C. Gerold, Wien. 2 Bände.) Enthält: „Meister Tod", „Frühlingsreise durch Italien", die Novellen „Die jungen Herzen", „Belladonna".

³) Schultes, Jos. Aug., geb. 15. April 1773 zu Wien. War zum Kaufmannsstand bestimmt; van Swieten verschaffte Sch. ein Stipendium. Widmete sich hierauf dem Studium der Medizin, wurde ein Gehilfe des damals berühmten Professors Frank an dessen Klinik. Nebenbei hatte sich Sch. der Botanik zugewendet; wurde 1797 Professor der Naturgeschichte an der Theresianischen Akademie, 1806 Lehrer der Chemie und Botanik in Krakau, 1808 in gleicher Stellung nach Innsbruck, 1809, nachdem er in Untersuchung, wegen Teilnahme an der Tiroler Erhebung wider Napoleon, gestanden war, an die bayrische Universität Landshut berufen. Starb 21. April 1831 als Direktor der chirurgischen Schule dortselbst. Verfaßte botanische Schriften von grundlegender Bedeutung, namentlich über die Wiener Umgebung.

[4]) „Cicade, der Unterhaltung gewidmet und herausgegeben von Karl Friedrich Weiß und seinen Freunden. Druck und Verlag bei Felix Stöckholzer von Hirschfeld.“ — Von dieser Schrift befindet sich nur in der k. k. Hofbibliothek ein Exemplar.

[5]) „Eichenblätter, der Gesellschaft adeliger Frauen zur Beförderung des Guten und Nützlichen. Verlag bey Leopold Grund, 1821.“

[6]) Deinhardstein, Joh. Ludw., geb. 1794 zu Wien, gest. 1859 ebenda. Widmete sich klassischen und ästhetischen Studien; wurde 1827 Professor der Ästhetik am Theresianum. 1832–1841, nach Schreyvogel, Vizedirektor des Burgtheaters.

[7]) von Hermannsthal, Franz Hermann, geb. 1799 zu Wien, gest. 1875 ebenda, k. k. Staatsbeamter, gehörte zu den bemerkenswertesten österreichischen Talenten, trat namentlich als Lyriker hervor.

[8]) von Badenfeld, Eduard (Eduard Silesius), geb. zu Troppau 1800, starb zu Dresden, studierte die Rechte, trat 1826 in den Staatsdienst; pflegte als Schriftsteller die lyrische und didaktische Poesie, das Drama und die Philosophie. Er war als eifriger Tourist bekannt, nahm seine Exkursionen vom rein kalobiotischen Standpunkte vor und stellte die Alpenländer als den klassischen Boden für verschönertes Leben in Bezug auf Natur und Geselligkeit dar.

[9]) Wesely, Eugen, geb. 1799 zu Wisowitz in Mähren, gest. 1828 zu Iglau, wandte sich dem Lehrfache zu. Um- und Neudichtungen slovenischer Volkssagen erschienen in der „Iris“ unter dem Titel „Saveblümchen“, 1826.

[10]) Schumacher, August, geb. 1790 zu Corbach, gest. 1864 zu Moskau, hielt sich wiederholt in Österreich auf. In der Gedichten-Sammlung „Herz, Schmerz und Scherz in Liedern“ (Wien 1821) besang er Wiener Land und Leute. Mehrere seiner Stücke wurden am Theater an der Wien aufgeführt.

[11]) Born Rudolf. Über ihn sind keine biographischen Daten vorhanden.

[12]) Ritter von Leitner, Gottfried, geb. 18. November 1800, gest. 1890 zu Graz. Nach dem Studium der Rechte wandte sich L. dem Lehrfache zu, ward dann Beamter der steirischen Landesverwaltung.

[13]) Dessen Redakteur Kuffner die Leitung niedergelegt hatte.

[14]) „Vesta, Taschenbuch für Gebildete.“ Druck und Verlag Franz Ludwig, Wien, 1831—1836. Enthält von Halirsch 1831 die Novelle „Die Schule des Lebens“, das Gedicht „Das Bild des Theuerdank“, 1832 die Gedichte: „Die Vorsehung“, „Karl der Kühne“, die Erzählung „Das Lied der alten Muhme“.

[15]) Ebert, Karl Egon, Ritter von, geb. 1801 zu Prag, gest. 1882 ebenda als Archivdirektor und Hofrat des Fürsten Fürstenberg, gehörte dem Prager Dichterkreise an.

[16]) Mitgeteilt von Dr. Anton Schlossar, Wiener Zeitung, 1899, 31. März.

[17]) Müllner, Adolf Amadeus, geb. 1774 in Langendorf, gest. 1829 zu Weißenfels. Hauptvertreter der Schicksalstragödie.

[18]) Alexis, Willibald (Wilhelm Hering), Romanschriftsteller, geb. 1798 zu Breslau, von 1827—1835 Redakteur des Berliner Konversationsblattes, das er 1830 mit dem „Freimütigen" vereinigte.

[19]) Gubitz, Friedr. Wilh., geb. 1786 in Leipzig, gest. 1870 zu Berlin, studierte zuerst Theologie in Jena, 1805 Lehrer an der Kunstakademie zu Berlin, redigierte seit 1817 den „Gesellschafter".

[20]) „Das Porträt", zweiaktiges Lustspiel, unveröffentlicht.

[21]) Castelli, Ign. Franz, geb. 6. März 1781, gest. 5. Februar 1862 zu Wien, studierte die Rechte, wurde Sekretär bei der niederösterreichischen Landesstelle; wegen Kriegs- und Wehrmannsliedern 1809 von Napoleon geächtet, floh er nach Ungarn, wurde später als Hoftheaterdichter am „Kärntnertor" angestellt. Hauptvertreter des Wiener Humors, vielseitig und überaus fruchtbar, schrieb über 200 Theaterstücke und, als einer der ersten, Gedichte in niederösterreichischer Mundart.

[22]) Schlechta, Freiherr von, Ottokar Maria, geb. 20. Juli 1825, gest. 18. Dezember 1894 zu Wien, Orientalist, trat 1882 als außerordentlicher Gesandter und bevollmächtigter Minister in den Ruhestand, gab mehrfache Überarbeitungen und Übersetzungen aus der orientalischen Poesie heraus.

[23]) „Petrarca", Leipzig 1823 bei Adolf Wienbrack. Das dramatische Gedicht war Badenfeld, Castelli, Schlechta und Seidl „zur Erinnerung an unsere Sonntagsmorgen" gewidmet. Halirsch hatte deswegen in der „Ludlam" den Namen „Peter der Grantige" als Anspielung auf das genannte Trauerspiel und wegen seiner immerwährenden Erbitterung.

[24]) „Hans Sachs" wurde 1826—1827 zu Graz und Linz, 1828 in Hamburg aufgeführt.

[25]) „Die Tartarenschlacht" erschien im „Deutschen Original-Theater", herausgegeben von S. W. Schießler, Prag 1829.

[26]) „Der Morgen auf Capri", Druck und Verlag von Karl Focke, Leipzig 1829.

[27]) Freundliche Mitteilung des Herrn J. A. Weltner, Archivars der Hoftheater-Intendanz.

[28]) „Wiener Moden-Zeitschrift", herausgegeben von Joh. Schickh; hervorragendes belletristisches Blatt. Unter ihren Mitarbeitern

fehlt kein bedeutender österr. Schriftsteller jener Zeit; von 1816–1846 leitete sie Franz Witthauer.

[29]) Costenoble, Ludwig, k. k. Hofschauspieler und Regisseur, geb. 1769, gest. 1837 zu Wien. C.s „Tagebuchblätter aus dem Burgtheater", herausgegeben von C. Glossy, 1889.

[30]) v. Weißenthurn, Johanna Franul, k. k. Hofschauspielerin und dramat. Dichterin geb. 1773 zu Koblenz, gest. 1847 zu Wien, eine Dame von großem gesellschaftlichen Einflusse, spielte 1809 vor Napoleon auf dem Schönbrunner Schloßtheater die „Phädra". Frau v. W. schrieb gegen 60 Theaterstücke.

[31]) „Leichtsinn und Liebe", richtig L. aus L. oder „Täuschungen", Lustspiel in vier Aufzügen von Bauernfeld, zum erstenmal aufgeführt am 12. Jänner 1831 mit großem Erfolge.

[32]) „Meister Tod" aus Halirsch' Nachlaß, vollendet am 31. März 1830.

[33]) „Erinnerung an den Schneeberg." Wien 1831. Druck und Verlag von Franz Ludwig.

[34]) Balladen und lyrische Gedichte. Leipzig 1829. Verlag von Karl Focke.

[35]) „Dramaturgische Skizzen." 1829 ebendort.

[36]) „Bäuerles Theaterzeitung" vom 29. März 1832. Die „Wiener Zeitschrift" schreibt am 31. März unter Nr. 39: ... „Viele schöne Hoffnungen sind mit ihm zu Grabe gegangen; sein kräftiger, für alles Große und Schöne begeisterter Sinn würde ohne Zweifel auch den neuesten Abschnitt seines Lebens, den Aufenthalt in Italien, zu einer reichen Quelle des Schaffens verarbeitet und der Welt fruchtbringend gemacht haben. Sein Name wird ehrenwert in den Annalen der vaterländischen Literatur verzeichnet stehen."

[37]) Malibran, Felicita Maria, Sängerin, geb. 1808 zu Paris, gest 1836 zu Manchester, berühmt durch ihr dämonisches Darstellungstalent, war 1832 in Italien.

Johann Nepomuk Vogl.

(Zur Erinnerung an seinen hundertsten Geburtstag.)

Von

Eugen Probst.

Die Neigung zur Beschränkung auf kleinere Kunstwerke der Poesie, insbesondere zu balladenmäßiger Behandlung volkstümlicher Sagen und geschichtlicher Begebenheiten, war während der ersten Jahrzehnte des vorigen Jahrhunderts über ganz Deutschland verbreitet. In Österreich fand sie besondere Förderung durch Josef Freiherrn von Hormayr, der im historischen Taschenbuche, im österreichischen Plutarch und im Archive eine Menge von historischem Materiale lieferte und zu dessen poetischer Verwertung anregte.

Auf das ausführlichste behandelte er in den Jahrgängen 1817 und 1818 des Archivs die Frage: „Ist denn des österreichischen Kaiserstaates Geschichte ärmer an herzerhebenden und hochtragischen Stoffen für Dramaturgie, Ballade, Roman und bildende Kunst als die des Altertums oder eines fremden Mittelalters?" Und die heimischen Poeten säumten nicht mit der Antwort. Die meisten von ihnen stellten sich mit Balladen ein, deren Stoffe programmgemäß der patriotischen Geschichte entnommen waren und manche Gelegenheitsdichter zu Gesängen aneiferten, die freilich nichts waren als versifizierte Berichte von mehr oder weniger merkwürdigen Begebenheiten der vaterländischen Vergangenheit.

Zu Beginn der Zwanzigerjahre wurden diese Anregungen mit großer Lebhaftigkeit von einem jüngeren Geschlechte auf

genommen, dessen ersten Versuchen die Blätter des österreichischen Archivs in liberaler Weise zur Verfügung standen. Es waren durchwegs blutjunge Leute, welche die beengenden Zustände der Heimat, deren bürgerliche Freiheit nur in beschränktem Maße dazu angetan war, kühne Gedanken, männliche Gesinnungen und erhabene Leidenschaften zu betätigen und künstlerisch zu gestalten, vorläufig kaum empfanden. Sie fühlten sich frei und traten in naiver Begeisterung mit Uhland, Schwab, Kerner, von deren epischen Dichtungen Hormayr wiederholt Proben zur Nacheiferung erscheinen ließ, in die Schranken, ohne den Abstand zu erkennen, der sie von der Höhe geistiger und künstlerischer Freiheit trennte, aus der jene Meisterwerke hervorgegangen waren.

Zu diesen jungen Dichtern, unter welchen sich Gabriel Seidl, Leitner, Halirsch, Tuller und manche andere späterhin einen Namen gemacht haben, gesellte sich, verhältnismäßig spät, ihr Altersgenosse Johann Nepomuk Vogl, um als Balladendichter bald einen Ruf zu erlangen, der weit über die Grenzen seiner Heimat hinausreichte.

Er war am 7. Februar 1802 in Wien geboren und da sich sein Vater, ein geachteter Kaufmann, der Neigung des Sohnes zur Malerei, zu der er früh Begabung zeigte, widersetzte, trat dieser, nach zurückgelegten Elementarstudien, im Alter von 17 Jahren als Beamter in die Kanzlei der niederösterreichischen Stände. Drei Jahre später vermählte er sich mit Sophie Mathieu, der Tochter eines französischen Obersten, der in der österreichischen Armee Dienste genommen hatte. Sie starb frühzeitig und hinterließ ihm vier Kinder, die das reifere Lebensalter nicht erreichten. In zweiter Ehe war der Dichter mit der Witwe des Schriftstellers Nikolaus Österlein vermählt. Von einigen Reisen innerhalb der Monarchie abgesehen, verlief sein Leben gleichförmig. Seine Amtsvorstände waren J. J. Hannusch und Fitzinger, die sich selbst eines literarischen Namens in der Heimat erfreuten und der dichterischen Begabung Vogls kein Hemmnis aufer-

legten, so daß sich seine Produktivität unbeschränkt entfalten konnte.

Vogls Tätigkeit war denn auch eine vielseitige. Er hat Lieder, Balladen, Romanzen, Schauspiele, Novellen und Erzählungen geschrieben, sich überdies als Übersetzer fremdsprachiger Dichtungen und endlich als Redakteur verschiedener Taschenbücher, als Herausgeber des österreichischen Morgenblattes und des österreichischen Volkskalenders bewährt, der sich viele Jahre lang der größten Beliebtheit und Verbreitung erfreute. Begonnen hat er als Lyriker, und das Vorwiegen allgemeiner Empfindungen, der Mangel an Reflexion und der leichte, volksmäßige Ton seiner Gedichte machten sie in so besonderem Maße zu musikalischem Vortrage geeignet, daß sie die Aufmerksamkeit der vorzüglichsten Liederkomponisten auf sich zogen. Die reizvollen Weisen eines Storch, Titl, Adolf Müller, Hölzl u. a. haben ihnen auch zu einer Popularität verholfen, die sie zu einer Zeit, die bereits in der Lyrik den individuellen Gehalt zu suchen und zu schätzen begann, an sich kaum erreicht haben würden. Was sie Bekenntnismäßiges enthielten, betraf fast ausschließlich das Verhältnis des Dichters zu den ewigen Fragen, Hoffnungen und Enttäuschungen des Lebens und unterschied sich nicht von dem allgemeinen Erfahrungsgange des empfindenden Menschen. Ein persönliches Moment kam noch am meisten in den beschreibenden Gedichten zur Geltung, wie denn Vogl seiner ganzen Sinnesweise nach weniger auf die Betrachtung der Empfindungen der eigenen Brust, als der außer ihm liegenden Erscheinungen gerichtet war.

Früher, als seine lyrischen Gedichte im Buchhandel erschienen sind, veröffentlichte er denn auch die erste Sammlung seiner Balladen und Romanzen (Wien, Wallishausser, 1835), die seinen Namen bald allgemein bekannt machte. „Es gibt nicht viel poetische Werke in Österreich", berichtet der Freund und Biograph Vogls, Dr. August Schmidt, „welche bei ihrem Erscheinen ein größeres Aufsehen in literarischen

Kreisen gemacht hätten als die kleine Balladenbroschüre mit der auffallenden Vignette zur Leichenfrau. Die kritischen Stimmen sprachen sich darüber beinahe einhellig sehr lobend aus. Das Buch selbst aber fand reißenden Absatz." Schon 1837 folgte ein zweiter Band, und als der Dichter im Jahre 1846 eine Gesamtausgabe seiner Balladen, Romanzen, Sagen und Legenden veranstaltete, hatten diese einen europäischen Ruf, denn sie waren indessen zum großen Teil ins Englische, Französische, Spanische, Italienische und Ungarische übersetzt worden.

Vogl ist gewiß eines der namhaftesten Talente unter jener Gruppe von Dichtern, die, um einen Ausdruck Julius Seidlitz aus dem Jahre 1836 zu gebrauchen, „nach Ausscheidung der eigentlichen Koryphäen unserer heimischen Poesie als spezifisch österreichische Dichterschule übrigbleiben". Österreichisch wohl zunächst deshalb, weil sie in ihrer Bildung auf den Gesichtskreis beschränkt blieben, den ihnen die geistige Bevormundung des Staates gönnte. Von diesem Erlaubten hat Vogl als Balladendichter verhältnismäßig den meisten Nutzen gezogen. Während seine Mitstrebenden unter dem Einflusse Schillers und Uhlands verharrten, hat er sich an Goethe, Bürger, Heine, dem Schatze des Wunderhorns, der altenglischen Ballade und spanischen Romanze herangebildet und sich so eine Sicherheit des Tones und Kolorits angeeignet, die ihm in Bezug auf das Zuständliche seiner Stoffe keine Beschränkung auferlegte. Im Gegensatze zu den ritterlichen Balladen seiner Kunstgenossen, wo Treue und Untreue, Sieg und Niederlage, unstandesgemäße Liebe mit ihren Leiden und ihrer Tragik den Schauplatz fast ausschließlich beherrschten, entnahm er denn auch seine Stoffe den verschiedensten Zeiten und Völkern. Vergangenheit und Gegenwart, Geschichte und Sage, Gehörtes und Erlebtes ergriff er mit gleicher Unbefangenheit, und es war vor allem dieses fabulistische Vermögen Vogls, welches seiner Zeit willkommen war und ihm ihren Beifall erwarb.

Es war eine dumpfe Zeit des Stillstandes, in deren Volkstiefen sich kaum noch die Vorahnung der Ereignisse regte, welche um die Mitte des Jahrhunderts dem Leben einen reicheren und fruchtbareren Inhalt geben sollten, als ihn die zahllosen Durchschnittsballaden und Novellen jener Tage mit sich führten. Das Bedürfnis nach Neuigkeiten, nach der Kunde von ungewöhnlichen Privatgeschehnissen war es fast allein, das sich ungehinder täußern durfte und, wo es in der Dichtung Befriedigung fand, mit naivem Wohlgefallen gern über alle anderen Forderungen hinwegsah, die nach einer großen Epoche der nationalen Literatur an ein Kunstwerk gestellt werden durften. Das kam Vogel zustatten. Als sein Altersgenosse Josef Schön, der nebst Duller vielleicht am meisten dazu berufen gewesen wäre, mit ihm in den Wettkampf zu treten, im Jahrgange 1826 des Archivs das Wesen der Ballade darzulegen suchte, forderte er von ihr „poetische Tiefe, welche aber nicht mit der philosophischen zu verwechseln ist. Denn poetisch tief ist dasjenige, was gewissermaßen an Ideen anklingt, ohne ein abstrakter Satz zu sein". Diese theoretische Forderung hat Vogl niemals sonderlich Sorge gemacht, wie er überhaupt kaum danach veranlagt war, Ansprüche an sich zu stellen, deren Erfüllung sich nicht zwanglos aus der Natur seines Talentes ergab.

Und er war ein ursprüngliches Talent, das sich in seinem ganzen Schaffen von einer ihm eigenen Empfindungs- und Anschauungsweise leiten hat lassen, die mehr volkstümlich als original, weder zu dem üblichen Ritter- und Minnewesen noch zu Weichlichkeit und Sentimentalität hinneigte. Wo Vogl auf Stoffe traf, die dergleichen enthalten mochten, kehrten sie sich ihm leicht in das Humoristische und zur Karikatur. Er hat nicht nur mancherlei abgebrauchte Balladenmotive, sondern die landläufige Ballade überhaupt mit einer Laune parodiert, die deutlich zeigt, wie vollkommen er sich von ihrer Beschränkung frei wußte. Ritterliche Staatsaktionen hat er nur von patriotischem Gesichtspunkte aus behandelt und

sein Augenmerk vor allem auf rein menschliche Beziehungen und Vorgänge gerichtet. Dabei spielte das erotische Moment bei ihm eine verhältnismäßig untergeordnete oder doch von aller beliebten Empfindsamkeit und Übertreibung freie Rolle. Seine Frauen waren ihm kein von aller Erdennot entrückter Gegenstand troubadourmäßigen Kultus. Sie fesselten ihn nur durch das gemeinsame Schicksal, das Greis und Kind, Mann und Weib ohne Unterschied ergreift, um sie zu beugen oder zu erheben und mit Lust oder Leid zu erfüllen. Häufig hat er von letzterem den Frauen ein volleres Maß zugemessen als seinen Männern, die er gern in todesmutigem und unbeugsamem Widerstande gegen das Verhängnis darstellte. Mit Vorliebe wählte er deshalb Konflikte, die bei den handelnden Personen den Heroismus des Erduldens oder der Tat hervorrufen. Der Geschmack schrieb ihm da nicht eben scharfe Grenzen vor, und häufig genug führte das Bedürfnis, das Fatum in seiner ganzen Wucht zu zeigen, den Dichter auf krasse Begebenheiten, wie sie den Balladen: „Der Kordonnist“, „St. Walpurgis“ u. a. zugrunde liegen, oder zu den düsteren Effekten des Gespenstischen und zur wilden Romantik des Räuberlebens.

Balladen dieser Art bildeten eine Voglsche Spezialität. Mit Unrecht wurden sie aber später für das Kennzeichen der gesamten Balladendichtung Vogls ausgegeben, die es zum größten Teil doch mit erfreulichen Zuständen und würdigen Erscheinungen des Lebens zu tun hat. Vor allem gehören hierzu seine historischen und vaterländischen Balladen, welche zu den erquicklichsten Früchten der Hormayrschen Saat gerechnet werden müssen, dann seine ergreifenden Bilder aus dem Soldatenleben, ferner eine Reihe von Dichtungen, die, wie „Der letzte Dienst“, „Propertia Rossi“, „Der letzte Tänzer“ und viele andere, über das Hormayrsche Programm hinausgehen, endlich zahlreiche Stücke von rein volkstümlichem Gehalte, wie „Die drei Freier“, „Das vergessene Lied“, „Donauweibchen“, „Die vierte Stimme“, und nicht

zuletzt die schönen Balladen vom „Mutterherzen", für dessen Treue, Liebe und Leid Vogl die ergreifendsten Töne gefunden hat.

Den meisten dieser Arbeiten liegen wirklich poetische Konflikte des Herzens und der Gesinnung zugrunde, wie sie in gleicher Zahl wenigen einheimischen Balladendichtern vor die Seele traten. Die Leichtigkeit und Bestimmtheit, mit der er sie zu entwickeln wußte, war aber häufig so bestrickend, daß es zum mindesten begreiflich scheint, wenn einer — und zwar nicht von den geringsten unter den österreichischen Kritikern jener Zeit — im Vergleiche der Voglschen Dichtungen mit den Leistungen seiner übrigen Landsleute die Äußerung wagen konnte: „Vogls Poesie neigt zu Uhland, nur ist sie schärfer ausgeprägt, tiefer, doch roher geschnitzt."

Tatsächlich hat das Interesse Vogls an dem äußeren Ereignisse ihn keineswegs über die subtileren Vorgänge des Gemütes hinwegblicken lassen. Seiner im Grunde herben Männlichkeit, die, wie manche Mitteilungen seines Biographen bezeugen, auch im Leben zur Tat, zu Wagnis und Abenteuern drängte, waren zarte Stimmungen der Seele und die Fähigkeit, sich in die schicksalbestimmenden Regungen des Herzens zu versenken, nicht fremd. Nur insofern, als die dargestellten Handlungen nicht immer aus ihnen hervorgehen, fehlte es vielen seiner Balladen an jener „poetischen Tiefe", aus welcher das Ereignis über das Niveau des banalen Geschehnisses emporwächst. Was ihm aber hierin abgehen mochte, ersetzte er durch Naivetät der Auffassung und durch ungewöhnliche Lebendigkeit der Darstellung. Denn trotz mancher Mängel seiner Vortragsweise war Vogl ein geborener Erzähler, der mit wenigen einleitenden Worten zu fesseln und für das Schicksal seiner Gestalten zu interessieren wußte. Dabei wirkte er nicht allein durch die spannende Gestaltung der Fabel, sondern oft noch in höherem Maße durch die Charakteristik und Zeichnung der Personen, die bei ihm nicht, wie in so mancher Ballade jener balladenreichen Zeit, gleich

den Figuren eines Puppentheaters die Handlung durchführen. Er wußte ihnen individuelles Leben zu verleihen, und das dichterische Vermögen, das sich daran bewährt, war um so beachtenswerter, als er es nicht nur mit wenigen Typen zu tun hatte. Die große Verschiedenheit der Lebens- und Kulturverhältnisse, welchen er seine Stoffe entnahm, bedingte vielmehr eine beträchtliche Mannigfaltigkeit an Charakteren und Gestalten. Mögen sie aber der Heimat oder der Fremde, der Vergangenheit oder Gegenwart angehören, Erscheinungen des wirklichen Lebens oder Gebilde der Phantasie vorstellen, Vogl wußte sie fast immer zu voller, lebendiger Anschaulichkeit zu bringen. Darin übertraf er seine Landsleute durchweg; nur wenige von ihnen haben Balladengestalten aufzuweisen, die, wie Vogls Isabella Davalos, Dorfspielmann, Dobóczi und sein Weib, Frau Metta u. a., bis hinab zu der spukhaften Gesellschaft der „Friedhofsschenke" sich dem Leser gleich lebendig vergegenwärtigen und dauernd einprägen würden.

Ungeachtet solcher Vorzüge war Vogl, als er am 16. November 1866 starb, dem jüngeren Geschlechte fast nur noch als Herausgeber des Österreichischen Volkskalenders bekannt, auf dessen Redaktion er sich während der letzten Epoche seines Lebens fast ausschließlich beschränkte. Schon die Stürme des Jahres 1848 haben die meisten seiner poetischen Arbeiten der Vergessenheit überliefert, was vielleicht weniger deren Beschaffenheit als dem Umstande zuzuschreiben ist, daß die Gattung, in der er sein Bestes geschaffen, die Ballade, mit dem Beginne eines sich freier entwickelnden öffentlichen Lebens von anderen Formen der Dichtkunst, namentlich der Erzählung in Prosa, verdrängt wurde. Diesem Zuge der Zeit hat Vogl selbst auch Rechnung getragen und nach 1848 eine Reihe von Erzählungen geschrieben, die einen bedeutenden Fortschritt gegen seine älteren novellistischen Versuche zeigen, aber doch mit den Leistungen jüngerer Talente, zu welchen Adalbert Stifter zählte, nicht wetteifern

konnten. Vielmehr mögen sie in ihrer Anspruchslosigkeit, durch ihre oft patriarchalische Tendenz und ihren harmlosen Humor viel dazu beigetragen haben, daß man den Dichter am Ende seiner Laufbahn ebenso sehr unterschätzte, als er einst überschätzt wurde.

Dies Los traf ihn unverdient. Nicht daß man Vogl mit Dichtern von dem Range eines Grillparzer oder Lenau, auf welchen die Bedeutung der österreichischen Poesie jener Zeit beruhte, annähernd vergleichen könnte. Dazu fehlte es ihm sowohl an allgemeiner literarischer Bildung als auch an Tiefe der Weltanschauung und an Bedeutung der Lebensziele. Er war bei allem männlichen Gepräge seines Wesens eine naive Natur, die an Wald und Flur, an heiterer Geselligkeit und frischer, zwangloser Äußerung dessen, was ihn bewegte und ergriff, sein Genügen fand. Mühsame Betätigung seiner Kunst war ihm fremd, und die so häufigen Verstöße gegen die Elementarforderungen der Metrik, die große Sorglosigkeit in der Anwendung der Sprache, die viele seiner Dichtungen entstellte, haben nachmals mehr als alles andere zu absprechenden Urteilen über seine Leistungen und deren literarischen Wert beigetragen. Mit geringerer Berechtigung wurde es aber in der Epoche zunehmender politischer Bewegung getadelt, daß seinen Dichtungen jede Beziehung zu den bewegenden Fragen der Zeit fehle. Denn tatsächlich sind die wenigen politischen Lieder, die Vogl um 1848 veröffentlicht hat, unter dem augenblicklichen Eindrucke jener Tage entstanden und hängen mit seinen übrigen Schöpfungen nur äußerlich zusammen. Die großen öffentlichen Fragen der Zeit, in der er lebte, haben manches poetische Talent in Anspruch genommen. Vogl fühlte sich nicht dazu berufen, an ihrer Lösung mitzuwirken. Wie er sich mit dem Weltlaufe teils durch Resignation, teils, wie in seinen Trinkliedern, mit Humor abfand, fühlte er sich auch mit dem Bestehenden innerlich nicht im Widerspruch. Im ewigen Flusse der Dinge fesselt ihn nur das einzelne Ereignis, die einzelne Erscheinung,

und aus diesem rein künstlerischen Interesse an den novellistischen Momenten des Lebens, aus der Entschiedenheit, mit der er sie erfaßte, entsprang die Wirkung, die er hervorgebracht hat.

Vogl erinnert in seiner Weise an den fahrenden Sänger des Mittelalters. Es war sein Beruf und sein Verdienst, in einer Zeit und in einem Lande, dessen öffentliches Leben fast stille stand, dessen erzählende Literatur nicht minder an dem Mangel an Handlung und Ereignissen krankte, sondern von wenigen Ausnahmen abgesehen, an langatmigen Schilderungen schwächlicher Empfindungen und Meinungen dahinsiechte, von ergreifenden Schicksalen, ungewöhnlichen Geschehnissen, leidenschaftlichen Gefühlen und todeskühnen Taten gesungen zu haben.

Allerdings steht die Bühne, auf der sich die Begebenheiten seiner Balladen abspielen, nicht hoch. Aber wenn irgendeine poetische Form dem Volksempfinden nahe zu kommen suchte, so ist es die Ballade. Manche Dichter von hoher Bildung haben sich vergeblich bemüht, in ihren Balladen einen volkstümlichen Ton zu treffen. Vogl war er angeboren. Blieb ihm als Dichter einer hochentwickelten Kulturepoche auch gar vieles um jener Gabe willen versagt, so wäre es doch unrecht, einen Poeten von der schrankenlosen Produktivität eines Vogl nach der Masse seiner Erzeugnisse und nach deren Mängel zu würdigen. Wir dürfen uns billigerweise an seine gelungenen, seiner Begabung angemessensten Arbeiten halten, und wer in dieser Absicht auf die Menge seiner Werke zurückgreift, wird unter Welkem und Abgestorbenem doch eine immerhin beträchtliche Zahl von Dichtungen finden, die von einem starken angeborenen Talente zeugen, Arbeiten, die durch ihren wahrhaft volkstümlichen Gehalt und Ton sicherlich verdienen würden, neben den besten Erzeugnissen der Art der deutschen Literatur erhalten zu bleiben.

Franz Stelzhamer.

(Zur hundertsten Wiederkehr seines Geburtstages.)

Von

Hans Sittenberger.

„Ich heiße mit Namen voll und ganz
Peter Andreas Xaver Franz.
Stelzhamer schreib' ich mit einem ‚m',
Das war den Leuten stets unbequem,
Und wie wenig sie gaben fürs Leben her,
Im Namen bekam ich immer mehr."
(Lebens-Umriß.)

Das Jahr 1802 hat dem deutschen Volke Österreichs zwei hervorragende Dichter beschert: Nikolaus Lenau und Franz Stelzhamer. Beide von Grund aus lyrische Naturen, Phantasie- und Empfindungsmenschen durch und durch, trugen sie den Traum ihrer Seele in die grobe Werkeltagswirklichkeit hinein und standen den Anforderungen des praktischen Lebens fremd, beinahe feindselig gegenüber. In dieser Unfähigkeit, sich unter den anderen anzusiedeln, sind sie eins, in allem anderen aber so verschieden als möglich. Lenau, aus bürgerlichen Kreisen hervorgegangen und in ihnen aufgewachsen, steht mitten im Kampfe seiner Zeit, ist voll von ihren Zweifeln, ihrer Unzufriedenheit; Stelzhamer, der Bauernsohn, gehört zwar auch keineswegs zu den Leisetretern und Anbetern der herrschenden Gewalt, aber er sieht dem Ringen um die Freiheit doch recht gelassen zu, vollkommen zufrieden, persönlich frei zu sein, und im tiefsten Herzen hält er am ehrwürdigen Herkommen fest, an Zucht und Ordnung der Väter; die „Ahnl", die so autokratisch

für das Wohl ihres Enkelkindes sorgt, ist seine Idealgestalt. Lenau, ein kranker Mann durch und durch, führte einen leidenschaftlichen, verzweifelten Kampf mit dem Leben, Wunde um Wunde trug er davon und ging jammervoll zugrunde. Stelzhamer, der Kerngesunde, focht zwar auch manchen harten Strauß, aber wenn ihn Welt und Leben gar zu arg drängten, ging er auf leichten Sohlen nebenaus in den grünen Wald, über blühende Wiesen, holte sich dort seinen Frieden und sang seine Lieder.

„Woran du gar so mühvoll trägst,
Wohl an der Lust des Lebens,
Die hab' ich mir zurecht gelegt
Und spiele damit eben"

sagt er von sich in nicht gerade wohllautenden, aber sehr bezeichnenden Versen. Von Weltschmerz ist in seiner harmlosen Seele keine Spur zu entdecken. Und noch etwas trennt ihn scharf von Lenau: während diesem — dem Kosmopoliten — die weite Welt als Heimat noch zu enge dünkt, ist für Stelzhamer die engste Heimat eine ganze Welt. Er, der so viel wanderte, ist über Österreich und Bayern doch nie hinausgekommen. Wien und München bezeichnen die entlegensten Stationen seiner Pilgerschaft, und sie galten ihm schon als Fremde; ganz er selbst war er eigentlich nur, wenn er daheim war in seinem geliebten Innviertel.

„Vier Viertl is a Ganz's,
Und ganz dein ghert da Franz,
Wia da Mueda sein Suh —
Und sein Mueda bist du"

singt er.

Dort im Innviertel zu Groß-Piesenham, einem Dorfe in der Nähe von Ried, ward er am 29. November 1802 geboren. Auf dem „Siebengütel" kam er zur Welt, als das jüngste von sieben Kindern, deren vier aber frühzeitig starben. Sein Vater, Johann Stelzhamer, war ein ehrsamer Bauersmann, fleißig, sparsam, ein tüchtiger, unverdrossener Arbeiter. Aber wenn das Tagewerk getan war, dann setzte er sich

gern still in einen Winkel, sann über allerlei klug und lächelnd nach, ergötzte sich daran, bunte Träume zu spinnen und malte sich's aus, wie er sein Leben einrichten wollte, wenn es von ihm abhinge. Stelzhamer schildert ihn so in dem ergreifenden Gedichte: „Mein'n Vadern seine Wünsch' und wie s' ihm ausganga sand." Er war, was die Leute im Dorfe einen „Sinnierer" nennen, und etwas von dieser Art ist auch auf seinen Sohn übergegangen.

Weit größer war aber der Einfluß der Mutter. Eine rüstige Schafferin und unermüdlich fleißig gleich ihrem Manne, war sie doch viel heiterer und lebendiger als er. Die Arbeit ging ihr noch einmal so gut von der Hand, wenn sie sang. Als Mädchen galt sie für die flotteste Tänzerin; Frau und Mutter geworden, entsagte sie dieser freundlichen Kunst nicht ganz und hatte ihr helles Vergnügen daran, von Zeit zu Zeit die alte Übung wieder aufzufrischen. Bei aller Heiterkeit war sie aber ernstlich fromm, eine gläubige Katholikin, die es mit ihren religiösen Pflichten gar genau nahm. Gelernt hatte sie, die Bäuerin, blutwenig, soviel wie nichts, ihr Wissen reichte nicht über das Nächste hinaus, allein sie war eine kluge Frau, in deren einfachem Sinne sich das Leben klar und freundlich widerspiegelte. Auch besaß sie wie die Frau Rat die Gabe des Fabulierens, und während sie die Nadel führte, um die kleine Schar mit der nötigen Gewandung zu versorgen, erzählte sie den aufhorchenden Kindern die allerschönsten Geschichten. Ein unbegrenztes Vertrauen lebte in dieser schlichten Natur; wenn das Ungemach noch so schwer drängte, wenn es ihr bittere Tränen erpreßte, sie blieb aufrecht und das Lächeln kam wieder in ihre Augen, das schöne, zuversichtliche Lächeln: „Es muß zuletzt doch alles gut werden." Und dieses selige Vertrauen wandte sie vor allem ihrem Lieblinge, ihrem Franz zu: mochten alle anderen, selbst der Vater, an ihm irre werden, sie zweifelte nicht an ihm, sie verzagte nicht. Das Größte, Schönste an ihr war aber doch ihre unendliche Liebe. Echt mütterlich

sorgte sie still und heiter, nie auf sich bedacht, immer auf die anderen, zu jedem Opfer bereit und glücklich, wenn es nicht umsonst gebracht war. Der reichste Schatz an Liebe galt wieder ihrem Franz; denn wie der jüngste, so war er ihrem Herzen auch der nächste. Aus diesem liebevollen Herzen heraus verstand sie ihn, der sonst so weit über sie hinauswuchs, sie verstand, daß etwas Seltsames, Besonderes in ihm aufblühte, das anderer, zarterer Pflege bedurfte, als sie sonst wohl Dorfkindern zuteil wird. Sie ahnte das heiße Ringen seiner Jünglingsseele, sie führte und leitete ihn, da er schon im Begriffe stand, ein Mann zu werden. „Sie war das lautere Lieben", sagt Stelzhamer von ihr.

In allem Äußeren verlief seine Kindheit, wie sie eben bei einem Bauernsohne zu verlaufen pflegt. Er war viel allein und sich selbst überlassen, führte die Gaisen und Gänse auf die Weide, übte sich in allerlei körperlichen Fertigkeiten, wie sie für Buben nützlich und erfreulich sind, im Klettern, Plattenwerfen und derlei Dingen; im Kegelschieben und Eisschießen hat er es früh zur wahren Meisterschaft gebracht und Zeit seines Lebens bewahrte er dafür eine oft betätigte Vorliebe, wie er denn überhaupt dem Spiele mit einer gewissen Leidenschaft fröhnte. In der Schule zeigte er sich zuerst etwas ungebärdig und nicht gerade übereifrig, machte aber doch gute Fortschritte und der Lehrer lobte ihn als einen aufgeweckten Knaben. Auch der Kaplan wurde auf ihn aufmerksam und beschloß sich seiner anzunehmen. Wenn er nach gelesener Messe sich behaglich zum Frühstück setzte, nahm er den Franzl vor und ließ ihn mensa, mensae und amo, amas abwandeln. Abends, während des Spinnens, lernte dieser dann seine Aufgaben.

Nachdem er so in die Anfangsgründe der lateinischen Sprache eingeführt und in allem genügend vorbereitet war, wurde er — vierzehn Jahre alt — auf das Gymnasium nach Salzburg geschickt. Er machte dort rasche Fortschritte, und schon im dritten Jahre seines Studiums war er so

weit gediehen, daß er durch Privatunterricht sich seinen Unterhalt verdienen konnte. Damals bereits regte sich in ihm die Lust am dichterischen Schaffen, und durch die leichte Fertigkeit, mit der er Verse zu schreiben wußte, setzte er sich bei seinen Schulkameraden bald in großes Ansehen. Eines seiner frühesten Gedichte führt den Titel „Ein Traum“. Stelzhamer schildert darin, wie ein Poet durch die Macht seines Gesanges die Bewunderung und Liebe eines Königs erwirbt, von dem er dann reich belohnt wird. Dieses Gedicht ist ungemein bezeichnend für ihn — für seine naive Unkenntnis des Weltlaufs, aber auch für seine Auffassung vom Künstlerberufe. Ihm ist das Sängertum wirklich Beruf, ein stolzer, freudiger Beruf, und Zeit seines Lebens wartete er auf den König, der ihm reichlich lohne. Bürgerlichen Erwerb zu suchen verschmähte er.

Diese unüberwindliche Lust, sein Leben frei und ungebunden zu erhalten, vergällt ihm die Jahre nach Absolvierung des Gymnasiums. Wohl wendet er sich den juridischen Studien zu — zum großen Ärger seines Vaters, der ihn gern hätte „geistlich werden“ sehen — aber sie widern ihn bald mehr und mehr an. Toter Formelkram dünkt ihm die Rechtsgelahrtheit und er vermag keine Spur lebendigen Geistes darin zu entdecken. Zur Not vollendet er die Studien, allein nichts kann ihn bewegen, sein Leben in einer staubigen Kanzlei zu fristen, und er sagt der Juristerei kurz entschlossen Valet.

Nun beginnt eine Zeit des Suchens und Tastens. Stelzhamer übernimmt zuerst die Stelle eines Hauslehrers in der Nähe von Wien, dann geht er auf ein Jahr als Hofmeister zu einem Grafen nach Schlesien; allein die Verhältnisse in dem gräflichen Hause werden ihm bald unerträglich, auch regt sich sein Künstlerblut und er sucht den Weg in die lockende, fröhliche Freiheit hinaus. Zunächst allerdings führt ihn sein Weg in die Irre; früh schon hatte er sich in allerlei Zeichnungen versucht, jetzt nimmt er die alte Übung wieder auf, und je mehr er sich darein vertieft, desto

fester wird seine Überzeugung, er sei zum Maler geboren. So kündigt er denn seine Stellung und geht nach Wien, wo er sich in die Malerakademie aufnehmen läßt. Doch nicht lange ist hier seines Bleibens. Ohne Erwerb, ohne Unterstützung, fehlen ihm die Mittel, die Studien an der Akademie zu beenden. Auch mag er wohl erkannt haben, daß seine malerische Begabung denn doch nicht ausreiche, und so verzichtete er auf seinen Künstlertraum. Eins aber ist ihm von seinen Versuchen denn doch geblieben: das scharfe Auge für alles Gegenständliche. Man darf an Goethe erinnern; wie dieser hatte Stelzhamer einen untrüglichen Blick für das Plastische, wie dieser verstand er mit raschen Worten lebensvolle Bilder vor unsere Augen zu zaubern.

Zu diesem Suchen und Irren kam neues Wirrsal durch eine bittere Enttäuschung in der Liebe. Das Mädchen, an dem sein ganzes Herz hing und von dem er sich innig wiedergeliebt wußte, wurde von ihren Verwandten gezwungen, einen anderen zu heiraten. Man redete dem armen Ding zu, Stelzhamer, der, obwohl schon dreißig Jahre alt, noch immer keine „Versorgung“ gefunden, sei ein leichtsinniger Mensch, mit dem's ein braves Mädchen nicht wagen könne, und es war schwach genug nachzugeben. Hart traf dieser Schlag den armen Stelzhamer, aber er holte das Beste aus ihm hervor, er machte ihn zum Dichter. Damals entstanden jene Lieder: „Schwermut“, „Wahnwitz“, „Sturm“, „Ausklingen“, „Späte Erkenntnis“, „Ergebung“, „Ostern“ 2c., die viele Jahre hernach im Cottaschen Verlage unter dem Gesamttitel „Liebe“, vermischt mit anderen späteren Dichtungen, erschienen.

Seine volle Eigenart offenbart sich darin noch nicht. Diese Lieder sind in schriftdeutscher Sprache geschrieben und das Schriftdeutsche ist Stelzhamer, wie sehr er auch selbst ärgerlich dagegen protestiert, doch immer etwas Fremdes geblieben. Nur bisweilen, wenn er die Schriftsprache ganz

dem Volkstone zu nähern vermochte, gelang ihm Vollendetes. Immerhin zeigten auch diese ersten Lieder — bei mancher Unvollkommenheit in der Form — doch den echten Dichter: sie sind Bekenntnisse, Ergüsse eines übervollen Herzens. Nichts Gemachtes, Erdachtes, nichts Erfundenes ist darin: sie sind Leben, das nach Gestaltung ringt, und was von ihnen gilt, das gilt von allen Dichtungen Stelzhamers.

So recht frei sang er sich sein gequältes Herz aber doch erst, als ihm Lieder von den Lippen flossen, die zu seiner eigenen Überraschung gar wohlgemut in den Lauten seiner heimatlichen Mundart erklangen: in „obderennsischer" Mundart, wie er selbst sie etwas schwerfällig und wohl auch nicht ganz zutreffend nannte. Denn diese Mundart ist nicht schlechtweg ein Oberösterreichisch, sondern ganz genau die Mundart, die in Stelzhamers Heimatdorf Groß-Piesenham gesprochen wird. Treu und mit fast eifersüchtiger Sorge hat er daran festgehalten, jeden Laut, jede Ausbiegung eines Lauts wollte er bewahren; denn er fühlte, darin lag seine Stärke, daß er nicht — wie andere — im Dialekt schrieb, sondern daß er seine Mundart sprach, Wort um Wort natürlich, echt und ihm vertraut von Kindheit an.

Wie die schriftdeutschen Gedichte, gelten auch die ersten mundartlichen vor allem seinem verlornen Liebesglücke. Ungesucht, ja ungewollt sind sie gleich jenen, sie haben sich den Weg vom Herzen über die Lippen erzwungen.

Und alls, was a Stimm' hat,
Das singt und das schreit,
Glei sobald iehm öbs weh tuet
Und wann's öbbes freut.

So sagt er selbst. Sein Schmerz erhebt in diesen Liedern bittere Klage gegen den Neid der Welt, sein Weh seufzt daraus, aber auch die wiederkehrende Freude am Leben, sein neuerwachender Mut klingt uns herzhaft daraus entgegen. Voll köstlichen Humors ist das Doppellied vom „Dauber", der sein „Däubing" verloren hat und nun trostlos, einsam

im Kogel sitzt, selbst Essen und Trinken verschmähend. Aber er tröstet sich.

„Drei Tag' und drei Nacht
Hot a glidn sei Load,
Nocha hat a um d' Däubing
Koan Bresl mehr g'froat.

Is wieda kreutzlusti,
Floigt hin und floigt he,
Und es schmökan iehm d' Kerndel
Jetzt wieda wia eh.

'n Nochbaum sein Däuberl,
Ums Schnaberl nu raot,
Dö is iezten sein Weiberl;
Zwö is die Aon' taodt!"

Freilich sagt der Dichter zum Schlusse, er sei kein Tauber und sein „Everl" könne er nicht vergessen, aber wer mit so gutem Humor zu schildern weiß, wie Liebesleid in neuer Liebeslust erstirbt, der ist wohl selbst nicht weit von der Genesung.

Während diese Lieder sich rasch von Mund zu Mund verbreiteten und von dem Konventualen des Stiftes Reichersberg Zöhrer in Musik zersetzt wurden, studierte Stelzhamer in Linz als Externist — Theologie. „Getäuschten, doch geläuterten Herzens", wie einer seiner Biographen sagt, hatte er sich nämlich entschlossen, endlich den heißesten Wunsch des noch immer zürnenden Vaters zu erfüllen. Allein er war ein Weltkind und nicht für die Kutte geschaffen. Bei der ersten Prüfung kam es denn auch zum Bruche. Der gestrenge Examinator befragte ihn über das Wunder von den Broten und Fischen und war höchlich erstaunt, eine Antwort zu bekommen, die zwar der dichterischen Phantasie des Prüflings alle Ehre machte, mit den Lehren der Theologie aber gar nicht stimmte. Er erteilte dem Kandidaten eine strenge Rüge und das verletzte Stelzhamer so sehr, daß er augenblicklich den Saal verließ und nicht wieder kam. Man darf vermuten, daß ihm der Anlaß hierzu nicht unwillkommen war und

daß er ihn nur benützte, um den Bruch, der innerlich längst schon vorbereitet war, auch äußerlich zu vollziehen.

Nun war guter Rat teuer. In seinem Elternhause Zuflucht zu suchen, daran durfte er nicht denken; denn sein Vater wollte von dem ungeratenen Sohne nichts wissen. Stelzhamer wandte sich denn an alte Studiengenossen, von denen er viele im Lande wußte, und so focht er sich glücklich bis Passau durch. Dort traf er mit einem Kollegen aus Graz, namens Bechtold, zusammen, der gleich ihm die Jura an den Nagel gehängt hatte, und derzeit Direktor einer Wandertruppe war. Dieser redete ihm zu, sich seiner Künstlerschar anzuschließen; Stelzhamer ließ sich nicht lange bitten, und so wurde der Extheologe — Schauspieler. Außer einigen kleineren Chargen fiel ihm hauptsächlich das Fach der Intriganten zu. Er scheint übrigens kein schlechter Schauspieler gewesen zu sein, wenigstens läßt sich das aus dem Interesse schließen, das ihm die berühmte Sophie Schröder, die eben in Passau Gastrollen gab, entgegenbrachte.

Aber lange dauerte auch das Komödiantentum nicht. Eines schönen Tages stellte Direktor Bechtold die Zahlungen ein und die Truppe löste sich auf. Zum Unglücke saß Stelzhamer bei einem Wirte ziemlich tief in der Kreide und dieser Biedermann ließ ihn nicht ziehen. So blieb dem Dichter kein anderer Ausweg, als sich nach Hause um Hilfe zu wenden. Er schrieb an seine Mutter, schilderte ihr seine Bedrängnis und die Gute kam selbst. Sie ließ sich den weiten Weg nicht verdrießen, zu Fuße wanderte sie die zwölf Stunden von Piesenham nach Passau und mit ihren Spargroschen löste sie ihren Franz aus. Sie tat's ohne Vorwurf, ohne unfreundliches Wort. Diese Güte rührte, erschütterte ihn und die innige Liebe, die sein Herz seit jeher für die Mutter hegte, floß in einem Liede über seine Lippen; damals entstand das herrliche Gedicht: „Mein Müederl.“

Mutter und Sohn wanderten nun, eins über das andere glückselig und beide doch blutarm, nach Schärding. Dort

aber fand eine Begegnung statt, die für Stelzhamer entscheidend werden sollte. Er traf in der Wirtsstube einen Schulkameraden aus Salzburg, Thanner mit Namen, der nun die Stelle eines Auskultanten beim Pflegegerichte bekleidete. Das Gespräch kam auf die mundartlichen Dichtungen Stelzhamers und Thanner schlug vor, sie auf Subskription herauszugeben. Gesagt, getan! Thanner legte gleich einen Bogen auf und im Laufe des Abends zeichneten sich alle Honoratioren ein; so kam die stattliche Summe von — 15 Silbergulden zustande. In dem Herrenstübel zu Schärding nahm Stelzhamers Schriftstellerlaufbahn ihren Anfang.

In die 15 Gulden teilten sich Mutter und Sohn; nächsten Morgen wanderte die alte Frau heimwärts, Stelzhamer aber wendete sich nach Reichersberg, wo er vom Prälaten und den Stiftsherren auf das gastlichste empfangen und bewirtet wurde. Hier bekam die Subskription einen Zuwachs von 24 Gulden und Stelzhamer war überglücklich. „Im Prälatenwagen mit silberbordiertem Kutscher“ fuhr er von Reichersberg fort, aber in Kurolzmünster, seiner nächsten Station, ereilte ihn sein Schicksal. Von der Kegelbahn her hörte er ein wohlbekanntes Geräusch, das ihn mächtig lockte: eine Gesellschaft huldigte eifrig dem Kegelspiele und Stelzhamer schloß sich sofort an. Allein in dem Metzger sollte er seinen Meister finden; in wenig Stunden war der ganze kaum erworbene Reichtum verspielt. Betrübt und leeren Beutels zog er nun seine Straße weiter und sang ein neues, schönes Lied, das ihm eben einfiel, das Lied vom Spiellumpen. Er schwört sich darin zu, nie mehr zu spielen, „und i halt, was i sag'“ beteuert er —

„Müet na sein — daß i gwingat
Heut über acht Tag.“

Die Idee, seine Lieder in einem Büchlein zu sammeln, gab er trotz diesem Mißgeschicke nimmer auf. Seine Wanderungen führten ihn endlich nach Wien, wo er mit vielen Berühmtheiten, Grillparzer, Lenau und anderen bekannt wurde.

Hier fand er denn auch in dem Hofbuchhändler Peter Rohrmann einen Verleger. Dieser Erfolg bewirkte die langersehnte Versöhnung mit dem Vater. Stelzhamer kehrte heim und dort in dem Siebengütel bereitete er, emsig feilend, die Ausgabe seiner Gedichte vor. Während er daran arbeitete, starb sein Vater. Jetzt erst begriff er so recht den Wert dieses schlichten Mannes, jetzt, nachdem er ihn verloren. Auch in seinem Leben gab es wie in dem Grillparzers ein „Zu spät". Manche seiner Lieder zeugen von seiner innigen Verehrung für seinen Vater, vor allem das prächtige „'n Ähnl sanö Lehrn".

Seine Mutter erlebte noch das Erscheinen der „Lieder in obderennsscher Volksmundart" und seine ersten großen Erfolge, dann starb auch sie. Ergreifend sind seine Klagen um die Geschiedene.

Über Stelzhamer kam das Gefühl völliger Einsamkeit und Verlassenheit.

„Ma Mueder is gstoribn,
Auweh, iez is aus!
Wo kriag i a Mueda,
Wo find i a Haus
Mit an Stüberl, woi schlaf,
Woi iß, woi wahn,
Dos is olls mit da Mueda
Valaorn und davan!"

So klagt er. Seine Wanderlust hilft ihm endlich darüber hinweg. Von Ort zu Ort zieht er, seine Gedichte vortragend: er spricht aus dem Gedächtnisse, denn das Lesen, meint er, gehört für das Federvieh. Die Art der fahrenden Sänger lebt in ihm wieder auf. Auf seinen Wanderungen kommt er nach München, nach Wien. Dort spricht er vor König Max, hier hält er Vorträge im Meidlinger Theater. Überall jubelt man ihm zu, in den Landstädten Oberösterreichs nimmt man ihn wie einen lieben Vetter auf, in den Großstädten bestaunt man ihn. Erfolg auf Erfolg stellt sich ein und mit den Erfolgen auch Geld, viel Geld sogar — aber es ist bald vertan.

Damals versuchte er sich auch als Erzähler; in den Jahren 1845 und 1846 erschienen etliche Novellen von ihm. Sie wurden, sehr zu seinem Verdrusse, ziemlich kühl aufgenommen. Allein das Publikum hatte nicht so unrecht. In der Prosa ist Stelzhamer nie ganz zu Hause gewesen: um das Tiefste seiner Seele auszusprechen, brauchte er Klang und Rhythmus, der Vers war ihm die natürliche Ausdrucksweise. Wahre Meisterstücke dagegen sind seine idyllischen Epen „Da Soldadnvöda“ und „D' Ahnl“, in denen er mit unübertrefflicher Meisterschaft Zustände und Charaktere seiner Heimat schildert.

1845 vermählte er sich zu Linz mit Barbara Reyß, die er in Wien hatte kennen gelernt. Die Ehe war, wie er selbst nach dem Tode seiner Frau bekannte, keine glückliche. Frau Barbara war zwar eine sehr brave Frau, allein von engen Sinnen und etwas dürrem Gemüte. Stelzhamer schildert sein Verhältnis zu ihr in den köstlichen „Ehestandsstudien“.

„Jawohl wir lieben uns, mein Weib!
Nur stehen wir uns ferne
Oft geographisch mit dem Leib,
Stets aus des Wesens Kerne.

Ich jage über Berg und Tal
Nach Einem dir fast fremden —
Es gibt, o Weib, ein Ideal
Hoch über Strumpf und Hemden! —

Du hegest für das „schwarz und rot“
Respekt im Hauskalender,
Ich bin darin ein Idiot,
Ein wahrer Zeitenschänder.

Ein Gott, ein Rock, was braucht man mehr,
Und hatt' ich einmal mehre,
So war das Unterscheiden schwer,
Der welche älter wäre?“

Übrigens war Stelzhamer selbst an dem stillen Zerwürfnisse nicht ganz ohne Schuld. Es mangelte ihm an der

Geduld, sein Weib zu sich hinanzuführen, auch war er für einen Ehemann in keiner Weise seßhaft genug. Monatelang schweifte er durch die Lande, ohne sich sonderlich viel um sein Hauswesen zu kümmern, und es scheint fast, als ob ihn auch manche fremde Schönheit gelockt habe. Ein großes Glück erwuchs ihm aber doch aus seiner Ehe: ein Kind, ein allerliebstes Mädchen, Linchen geheißen. Das hing mit innigster Zärtlichkeit an dem Vater und, wenn er fort war, verzehrte es sich in Sehnsucht nach ihm. Grausam sollte auch dieses Glück zerstört werden. Als Stelzhamer einmal nach fast jahrlanger Abwesenheit heimkehrte, fand er sein Kind tot. Es hatte sich vergebens nach dem Vater gesehnt, vergebens noch auf dem Sterbebette sein Kommen erhofft. Dieser Schlag traf ihn schwer, er hat sich nie ganz davon erholt.

Nach elfjähriger Ehe starb Frau Barbara; Stelzhamer hielt ihr Andenken stets in Ehren. Etliche Zeit nach ihrem Tode überfiel ihn selbst eine schwere Krankheit und zwang ihn, seine Sängerfahrten aufzugeben. Nun trat ein, was eigentlich vorauszusehen war: es wurde allmählich stille von ihm. Seinen Liedern fehlte eben das Allerbeste, der lebendige Vortrag, seine eigene, hinreißende Persönlichkeit. So versiegten bald auch seine Einnahmsquellen und es kamen wieder knappe Zeiten. Treue Freunde halfen aus; endlich stellte sich das Land Oberösterreich und, diesem Beispiele folgend, auch die Regierung mit einem Jahresgehalte ein, das ihn für die letzte Zeit seines Lebens aller Sorgen enthob.

An der Schwelle des Greisenalters schloß er eine zweite Ehe; sie brachte ihm endlich das ruhige Glück, nach dem er so lange gesucht, ohne es erjagen zu können. In einem behaglichen, wenn auch bescheidenen Heime verbrachte er seinen Lebensabend.

Als einundsiebzigjähriger Mann nahm er noch einmal seine Wanderfahrten auf; wieder, wie ehedem, bezauberte er seine Hörer. Aber seine Kraft versiegte plötzlich, eine Lungen

entzündung warf ihn nieder. Volle fünf Wochen dauerte sein Ringen mit dem Tode, am 12. Juli 1874 verschied er.

Einer der größten Lyriker des deutschen Volkes starb in ihm, ein Volksdichter, wie keiner vor noch nach ihm. Die Mundart ist für ihn nicht wie für so viele andere, die Lieder in irgendeinem Dialekte schreiben, etwas Zufälliges, etwa gar eine Bequemlichkeit, sie ist für ihn vielmehr die notwendige Ausdrucksweise. Denn auch seine Gedanken, seine Empfindungen haben sozusagen etwas Mundartliches. Bei aller Bildung, die er sich erworben, ist er im Herzen doch Bauer geblieben, der Franzl von Piesenham. Seine Lust stampft gern kräftig auf, sein Zorn und Spott fährt derb darein, sein Schmerz ist schlicht und ohne Rührseligkeit. Auch im größten seelischen Kummer schlägt bisweilen die naive Sorge für sein Leibliches vor. In einem Atem beklagt er den Tod der Mutter und daß er nun keine Stätte mehr habe, wo er sorgenlos essen und schlafen könne. Weinerliche Stimmungen sind ihm fremd, und wenn ein Weh ihn noch so tief packt, das Leben in ihm ist zu kräftig, um zu unterliegen, es drängt ihn hinaus, wo die Blumen auf den Wiesen blühen, es treibt ihn in den Wald mit seinem fröhlichen Schalle und der Vogel „versingt ihm den Schmerz". Köstlich ist sein Gedicht „Das schwoari Herz", ein Bauernroman im kleinen; voll Humor wird darin erzählt, wie das von Liebeskummer beschwerte Herz sehr bald wieder leicht wird.

Ein echter Bauer ist er auch in seiner unbedingten Achtung vor der überlieferten Sitte. Kaum ein anderer Dichter hätte gewagt, wie er das in seiner „Ahnl" getan hat, der Vernunftheirat das Wort zu reden. Und doch hat er darin das Wesen der Ehe vielleicht tiefer erkannt als so manche, die schöne Worte vom Zuge des Herzens reden. Sich ineinander einleben, das macht die Ehe aus. Jeden lockt's, sein Glück nach eigener Wahl zu suchen; aber die Wahl ist oft trügerisch. Wer sich aber dem Leben fügt,

wie's nun einmal ist, wer sich in der Hand hat und sich in den Grenzen, in die er gestellt ist, behauptet, der zwingt zuletzt das Glück und ob es noch so spröde tut. Eine kräftige Lehre, eine Bauernlehre, für weiche, zärtliche Herzen ein Grauen, für starke aber ein Segen.

Bäuerliche Sitte, die Art, wie Dörfler leben und denken, gibt Stelzhamers Liedern die charakteristische Färbung. Immer knüpft er ans Engste an, an das Altvertraute, das er von Kindesbeinen an kennt; das alles aber ist lebendig durch und durch: Menschen und Tiere, Baum und Blume; ja selbst das scheinbar Leblose belebt sich vor unseren Blicken, sein Heimatdorf, sein Vaterhaus. Seine Rede ist einfach und gradaus, aber sinnlich und überaus anschaulich. Seine Bilder nimmt er aus der nächsten Umgebung, was er gerade vor sich sieht und um sich hört. Volkstümlich ist er auch in seiner Vorliebe für das Lehrhafte: wenn sich die Gelegenheit irgendwie schickt, ein Weisheitssprüchlein anzubringen, so läßt er sie sich gewiß nicht entschlüpfen. Doch bleibt das alles durchaus persönlich, und was er lehrt, das hat er an seiner eigenen Haut erfahren, wie er denn überhaupt — als echter Lyriker — immer selbst im Mittelpunkte seiner Dichtung steht. Volkstümlich an ihm ist auch die Lust am breiten, behaglichen Ausmalen, die naive Freude, sich reden zu hören, die ihn bisweilen etwas gar zu weit führt, aber doch nie zur Geschwätzigkeit verleitet. Volkstümlich ist endlich seine starke Neigung zur Allegorie — einer Allegorie freilich, die, kein bloßes Spiel mit Gedanken, immer gegenständlich, immer lebendig bleibt. Sein Meisterstück darin ist wohl das Märchen von der Königin Not.

Sein tiefstes Leben aber war Musik. „Wie meine Lieder gelesen werden sollen? Mir wäre lieber gewesen, wenn Sie mich gefragt hätten, wie die Lieder sollen gesungen werden", sagt er selbst in der Vorrede zu dem ersten Bande seiner Dichtungen. Nur aus diesem musikalischen Grundzuge seines Wesens ist er zu begreifen. Seine Lieder hat er nicht am

Schreibtische gedichtet, sondern wenn er auf der Landstraße dahinwandelte oder im Waldesschatten hingestreckt lag. Da flogen sie ihm zu, da hat er sie vor sich hingetrillert. Wirklich gesungen hat er sie freilich nicht, wenigstens nicht anderen vorgesungen, aber wenn er sie vortrug, so muß ein feineres Ohr das Schwingen der Melodie leise herausgehört haben.

Er war ein fahrender Sänger wie Herr Walter von der Vogelweide, gleich ihm ein frommer Mann, aber kein Kopfhänger, sondern ein Freund der Lust und des Lichts. Walter zog von Hof zu Hof, Stelzhamer von Wirtshaus zu Wirtshaus, jener sang vor der feingebildeten, ritterlichen Gesellschaft, dieser am liebsten vor schlichten Kleinbürgern und Landleuten, wenn er sich auch unter Vornehmen gar wohl zu behaupten wußte. Beide breiteten sie Freude aus, wohin sie auch kamen, und beide hegten sie die naive Sorge, daß man ihnen dafür auch gebührend lohne. Ihr Sang war all ihr Hab und Gut. Das war freilich ein Schatz, der sich immer wieder erneuerte, denn alles, was sie berührten, wurde zum Sang. Sie hatten „ein klingendes Herz“ in der Brust, und mit freudigem Stolze ruft Stelzhamer aus:

„Freud oda Load —
Jubel oder Klag'
Kimmt als a G'sang
Vo mir an Tag.“

Raimunds „Gefesselte Phantasie“ in neuem musikalischen Gewande.

Von

Eugen Kilian.

Eine Aufführung von Ferdinand Raimunds lieblichem Zauberspiel „Die gefesselte Phantasie“ ist in unseren Tagen auch auf dem Heimatboden des Dichters ein seltenes künstlerisches Ereignis geworden, das nur festlich gestimmten Weihestunden seine Verwirklichung zu verdanken scheint. Einer solchen Feststunde hat es bedurft — der Eröffnung des Raimund-Theaters am 28. November 1893 — um das sinnige Märchenspiel, das seit dem Jahr 1865 von dem Spielplan der Wiener Bühnen verschwunden war, dank der rühmlichen Initiative von Adam Müller Guttenbrunn, wenigstens vorübergehend zu neuem theatralischen Leben in der Geburtsstadt des Dichters zu erwecken.

Angesichts dieser Tatsache vermag es nicht zu erstaunen, daß „Die gefesselte Phantasie“ außerhalb Österreichs, wo Raimund auch mit seinen vollendetsten Schöpfungen noch immer nicht diejenige Verbreitung auf den Bühnen gefunden hat, die dem Klassiker des deutschen Volksstücks zukommen müßte, ein verborgenes und so gut wie unbekanntes Kleinod in dem reichen Goldschatz des Wiener Meisters geblieben ist. Seit der Dichter selbst „Die gefesselte Phantasie“ gelegentlich seiner Gastspielfahrten 1831 und 1832 nach München und dann nach Berlin und Hamburg verpflanzte, ist das Stück außerhalb Österreichs wohl kaum mehr auf die Bühne gelangt.

Dieses Schicksal der Dichtung ist unverdient: doppelt unverdient auf dem Boden Wiens, wo schon das biographische und literarhistorische Interesse des Stückes, aus dem uns der Schmerzensschrei des gequälten Dichterherzens gegen die Verleumdungen einer unverständigen Menge entgegenhallt, seine häufigere Bühnenpflege zur Ehrenpflicht für die Theater erheben müßte. Aber nicht bloß diese Rücksicht und das Gebot der Pietät, auch der ästhetische Wert des Werkes an sich rechtfertigt die Forderung, daß es von seinem eigentlichen Bestimmungsort, der lebendigen Bühne, nicht verschwinden sollte.[1])

Wohl vermag „Die gefesselte Phantasie" hinsichtlich ihrer Volkstümlichkeit und ihrer unmittelbaren theatralischen Wirkungskraft sich nicht dem „Bauer als Millionär", dem „Alpenkönig und Menschenfeind", dem „Verschwender" und anderen Schöpfungen des Dichters an die Seite zu stellen: wohl ist der Einwand nicht unberechtigt, daß das Stück in seinen allegorischen Teilen und vor allem in der Behandlung des Florianischen Inselreichs einen gewissen antiquarischen Beigeschmack nicht zu verleugnen vermag, daß Ausdrucksweise und Witz der Florianischen Helden teilweise bedenklich auf Stelzen gehen, daß der heutige Hörer eigentlich erst mit dem Realismus der Wiener Wirtshausszene zu erwärmen beginnt. Aber trotz aller Mängel der Dichtung, trotz des mancherlei Veralteten, was uns mit den naiven Kinderaugen einer vergangenen Zeit daraus entgegenblickt: welche Fülle echter und herzerquickender Poesie ist über dem ganzen Werk ausgegossen! Welches Leben sprudelt uns aus dem anheimelnden Altwiener Bild der Wirtshausszene entgegen, welch

[1]) Vgl. zur Würdigung des Stückes die interessante Studie von Rudolf Prisching in dem zum 50. Geburtstag von Karl Glossy erschienenen „Wiener Stammbuch" (Wien 1898), S. 120—139.

Ferner die Gelegenheitsschrift zur Eröffnung des Raimund-Theaters von Adam Müller-Guttenbrunn (Wien 1893), nebst dem darin enthaltenen Anhang von Glossy: „Zur Geschichte der Gefesselten Phantasie."

kräftiger und sieghafter Humor tritt mit der Gestalt des Harfenisten Nachtigall in den poetischen Dunstkreis des Märchenbildes! Welch sicherer und souveräner Kunstinstinkt verrät sich in der Art und Weise, wie der Dichter die heterogenen Elemente des Stückes, allegorische Feerie und burleske Realistik, zu einem einheitlichen Ganzen zu verschmelzen weiß! Wie glücklich steigert sich der zweite Akt in seiner theatralischen Wirkung bis zu dem eigentlichen künstlerischen Höhepunkt des Stückes, der unvergleichlichen Szene, wo Nachtigall mit Hilfe der gefesselten Phantasie sein Preisgedicht verfassen soll, eine Szene, die an Eigenart des Entwurfes, an Klarheit und Genialität der Ausführung ihresgleichen sucht, die unbedenklich dem Köstlichsten zur Seite gestellt werden kann, was der Genius des Dichters gezeitigt hat!

Angesichts des unbesiegbaren dichterischen Reizes, der auch diesem vernachlässigten Schmerzenskind der Raimundschen Muse eigen ist, darf es wohl mit besonderer Genugtuung begrüßt werden, daß außerhalb Österreichs in jüngster Zeit der Versuch ins Leben trat, dies Stück des Dichters, das seit einem Zeitraum von über 60 Jahren jenseits der schwarzgelben Grenzpfähle nicht mehr gespielt worden war, der modernen Bühne zurückzugewinnen. Das Interesse, das die Aufführung des Stückes am Hoftheater zu Karlsruhe am 13. März 1898 beanspruchen durfte, wurde erhöht durch den Umstand, daß das Werk bei dieser Gelegenheit in einer neuen musikalischen Bearbeitung an die Öffentlichkeit trat, einer Bearbeitung, die den zweifachen Vorteil bot, der Dichtung Raimunds neuen Reiz zu verleihen und gleichzeitig die im Staub der Archive begrabene Partitur eines Klassikers der deutschen Musikgeschichte an das Licht zu ziehen. Handelt es sich dabei doch um nichts Geringeres, als ein verschollenes Werk von Franz Schubert der unverdienten Vergessenheit zu entreißen und in künstlerischer Verjüngung für die Gegenwart zu retten.

Es war ein vortrefflicher Gedanke von Felix Mottl, die Musik des im Jahr 1820 im Theater an der Wien gegebenen Schubertschen Melodrams „Die Zauberharfe“ in freier Überarbeitung auf das Raimundsche Stück zu übertragen und in dem also neu erstandenen Doppelwerk zwei geistesverwandte Genien zusammenzuführen, deren ungefähr gleichzeitigem künstlerischen Wirken der gemeinsame Erdgeruch österreichischen Heimatbodens entströmt. Der gelinde Durchfall, der jener Aufführung der „Zauberharfe“ im Jahr 1820 zuteil wurde, war nach dem übereinstimmenden Urteil der Zeitungsstimmen dem unsinnigen Textbuch des von einem gewissen Hofmann herrührenden Spektakelstückes zuzuschreiben. Mit dem verloren gegangenen Textbuch schien auch Schuberts Musik, die glücklicherweise uns erhalten blieb, in das Grab einer unrühmlichen Vergessenheit sinken zu wollen.

Allgemein bekannt war von dieser Partitur bis dahin nur die Ouvertüre, die, fälschlich als „Rosamunden-Ouvertüre“ bezeichnet, im Konzertsaal vielfach zu Gehör gelangt. Die übrige Musik zeigt in ihrem Charakter eine so glückliche Übereinstimmung mit den Situationen und Stimmungen der „Gefesselten Phantasie“, daß es in der Tat nur der ordnenden und feinfühlig bearbeitenden Hand von Felix Mottl bedurfte, um einen großen Teil der Schubertschen Partitur ohne weiteres auf die Dichtung Raimunds zu übertragen.

Die Anpassung der Musik an das Raimundsche Zauberspiel macht in dem letzteren nur einige mehr oder minder unwesentliche Textänderungen notwendig, die, mit diskreter Hand vollzogen, dem Auge in keiner Weise auffällig entgegentreten. Wo die Zauberharfenmusik versagte, wurden von Mottl einige andere Schubertschen Kompositionen, insbesondere die gut verwendbaren deutschen Tänze, zur Ergänzung der Lücken herangezogen. Die solcherweise entstandene Partitur umfaßt einige dreißig zum Teil ganz kurze, zum Teil weiter ausgeführte Musiksätze, die in Gestalt von Liedern, Chören, Melodramen und orchestralen Zwischen-

sätzen die Handlung des Stückes begleiten. Als Musiknummern von prächtiger Wirkung ergaben sich neben der bekannten, frisch pulsierenden Ouvertüre vor allem das charakteristische Neujahrslied des Narren, eine breit ausgesponnene Verwandlungsmusik mit Klarinetten-Solo vor dem ersten Auftreten Amphios, das in den Monolog des letzteren eingefügte Lied „Ich denke dein", das dem Hauptthema der Ouvertüre entnommene und leitmotivartig verwendete Auftrittslied der Phantasie und manches andere. Für die burlesken Partien, insbesondere die coupletartigen Gesänge Nachtigalls, leisteten Motive Schubertscher Tänze vortreffliche Dienste. Eine köstliche musikalische Ausgestaltung hat vor allem die Wirtshausszene erfahren durch einen Chor der Gäste mit Solo des Wirtes, durch einen eingelegten und das Ensemble der Szene ungemein belebenden „deutschen Tanz" von echtem Wiener Gepräge und weiterhin durch einige frische, volkstümlich wirkende Gesänge des Wirtes und des Harfenisten.

Eine Perle der Partitur bildet ein der Zauberharfenmusik entnommenes Traumlied der Phantasie mit begleitendem Chor und Echo. Um die hierfür notwendige textliche Grundlage zu gewinnen, mußte die Schlußszene des Stückes im Apollo-Tempel eine kleine Erweiterung erfahren. Die Szene beginnt, indem Amphio mit einem kurzen, die Trostlosigkeit seiner Stimmung malenden Monolog an den Stufen der Apollo-Statue ermattet niedersinkt; während ihn der Schlummer übermannt, erscheint die Phantasie, umgeben von einer Schar von Genien; sie ermuntert den Träumenden zu mutigem Ausharren und verspricht ihm ihre Hilfe. Die für diesen Auftritt verwendete Musik der „Zauberharfe" ist von einem bestrickenden Zauber durchweht und übt in Verbindung mit den szenischen Vorgängen eine Wirkung, die dauernd im Gedächtnis haftet.

Was die textliche Einrichtung des Stückes für die Karlsruher Aufführung anbelangt, so wurde derselben, abgesehen von den durch musikalische Rücksichten bedingten kleinen

Änderungen, der Originaltext in der von Müller-Guttenbrunn für das Raimund-Theater besorgten Einrichtung, mit dem neugedichteten Preislied Amphios, zugrunde gelegt. Doch wurde an der Hand der kritischen Ausgabe von Glossy und Sauer an einer Reihe von Stellen der Wortlaut des Originalmanuskriptes wiederhergestellt. So trat u. a. die lokale und parodistische Färbung der Zauberschwestern, die der Dichter für das Theater teilweise abgeschwächt hatte, zugunsten einer Stilisierung nach der pathetischen Seite, wieder in ihre Rechte. Auch die epilogartigen Schlußverse der Phantasie:

Ein Schlußwort spricht die Phantasie,
O lohnt mit Nachsicht ihre Müh'!
Wenn sie auch Kleines euch gebar,
So denkt — daß sie gefesselt war.

wurden im Gegensatz zu der Müller-Guttenbrunnschen Texteinrichtung wiederhergestellt, nur mit der für unsere Bühne gebotenen Änderung, daß sie nicht, wie bei Raimund, vor dem Schlußchor, sondern dahinter ihren Platz erhielten. Mit dem von Apollo an sie gerichteten Auftrag eilt die Phantasie von der Bühne; Apollo und der Sonnenwagen beginnt unter den Klängen des Schlußchors zu versinken; als sich mit den letzten Tönen der Vorhang schließt, tritt die Phantasie durch dessen Öffnung vor die Rampe und spricht unter Musikbegleitung die Schlußworte. Die letzteren erhalten durch diese Anordnung den Charakter eines wirklichen Epilogs, ohne als eine unorganische, bei offener Szene an die Zuschauer sich richtende Apostrophe zu erscheinen.

Die zahlreichen szenischen Verwandlungen des Stückes ließ ich im Gegensatz zu der Aufführung des Raimund-Theaters durchweg bei offener Szene unter Verdunklung der Bühne vollziehen. Durch Vermeidung des illusionzerstörenden Zwischenvorhangs wurden die Vorgänge des Zauberspiels zu einheitlicherer Wirkung zusammengehalten; jede störende Unterbrechung innerhalb des Aktes wurde vermieden, um

so mehr als bei der neuen musikalischen Einrichtung fast durchgehends orchestrale Zwischensätze die Verwandlung begleiten.

Der neue und außerordentliche Reiz, den „Die gefesselte Phantasie“ durch den Zauber erborgter Schubertscher Weisen erhalten hat, ist bei der Aufführung des Stückes in Mottls musikalischer Bearbeitung in glänzender Weise zutage getreten. Das Stück hat in Karlsruhe auf eine kleine, aber ausgewählte Gemeinde eine entzückende Wirkung geübt, eine Wirkung, an der die liebliche musikalische Einkleidung zweifelsohne einen hervorragenden Anteil hat, ohne daß es freilich gerechtfertigt wäre, die Ursachen dieser Wirkung etwa ausschließlich in dem musikalischen Teil der Aufführung suchen zu wollen. Es sei vielmehr ausdrücklich hervorgehoben, daß die Dichtung als solche auf alle diejenigen, denen das Verständnis für den naiven Humor und die sonnige Gemütstiefe der Raimundschen Zauberwelt noch nicht abhanden gekommen ist, eine eindrucksvolle und nachhaltige Wirkung übte und daß diese Wirkung nur mächtig gehoben wurde durch die harmonische Verschmelzung, in der durch die Verbindung Raimundscher und Schubertscher Kunst Wort und Ton zu einem einheitlichen Ganzen zusammenflossen.

Die musikalische Neubearbeitung der „Gefesselten Phantasie“ ist bis jetzt ausschließliches Sondergut des Karlsruher Hoftheaters geblieben. Daß „Die gefesselte Phantasie“, die der eigentlichen Popularität stets entbehrte und voraussichtlich wohl auch in Zukunft entbehren wird, die bei all ihren Schönheiten sich doch nur an eine kleinere, feiner gestimmte Gemeinde wendet und die deshalb dem Theaterkassier keine goldenen Berge verspricht, auf die große Masse der deutschen Kunstinstitute keine magnetische Anziehungskraft übt, kann wohl kaum erheblich erstaunen. Daß aber auf dem Heimatboden des unsterblichen Dichters und des kongenialen Tonsetzers, daß in Wien noch von keiner einzigen der hierzu berufenen Bühnen auch nur der Versuch unternommen wurde,

das Werk, das in seiner Neugestaltung unter dem leuchtenden Doppelgestirn Raimund-Schubert seinen glänzenden Lichtstrahl entsendet und erprobt hat, den nachgeborenen Landesgenossen der beiden Großen in dieser Fassung vorzuführen, das ist eine Tatsache, die allerdings kaum glaublich erscheint, deren unleugbare Richtigkeit der Chronist aber nichtsdestoweniger mit dem Gefühl wehmütigen Bedauerns verzeichnen muß.

Betty Paoli und Ernst Freiherr von Feuchtersleben.

Von

Franz Ilwof.

Der III. Band dieses Jahrbuches enthält die treffliche Charakterstudie: „Ernst Freiherr von Feuchtersleben, der Freund Grillparzers" von Dr. Moritz Necker und der X. Band den reizenden Essay: „Zur Charakteristik Betty Paolis" von Helene Bettelheim-Gabillon. — Mit vollem Rechte wurde dieser beiden Persönlichkeiten hier gedacht und ihnen in dem dem großen Dramatiker gewidmeten Jahrbuche ausführlich Raum gewährt, denn Grillparzer war Feuchtersleben durch viele Jahre in treuer Freundschaft ergeben und Betty Paoli verehrte hoch Österreichs größten Dichter, der sie seinerseits wieder schätzte und gebührend würdigte.

Feuchtersleben war einer der wenigen, vor denen Grillparzer eine unbedingte Hochachtung besaß, aus der erworbenen Seelenruhe und dem harmonischen Wesen des feinsinnigen Feuchtersleben saugte Grillparzer Kraft und Mut zu gleichem Bildungsstreben [1] und jener widmete seinem älteren und größeren Dichtergenossen poetische Verherrlichungen in seinen Gedichten: „An Grillparzer" (Gesammelte Werke, herausgegeben von Hebbel. 7 Bände. Wien 1852. II. 124—126), „Ein Wort Grillparzers" (II. 127—128), „Toast für Grillparzer. 1844" (II. 144—145); sein Gedicht: „Den Gleichgesinnten" (II. 3—4) ist eine Paraphrase von

[1]) Sauer in der Einleitung zu Grillparzers sämtlichen Werken. 5. Ausg. Stuttgart, Cotta, I. 66.

Grillparzers Versen: „Mag noch ein Lied in dieser Zeit ertönen, — Die übertreibt all, was sie denkt und spricht?" — In der Abhandlung: „Moderne poetische Literatur. III. Drama" charakterisiert Feuchtersleben mit wenigen, aber trefflichen Worten Grillparzer als Dramatiker (V. 58—59) und der Brief an Wilhelm von Metzerich (VII. 297—298) ist eine gelungene Würdigung von Grillparzers „Ein treuer Diener seines Herrn".

Dem entgegen entwarf Grillparzer ein herrliches Charakterbild Feuchterslebens (in Hebbels Umrissen zu Feuchterslebens Biographie in des letzteren gesammelten Werken. Wien 1853 VII. 325—331, und in Grillparzers sämtlichen Werken, 5. Ausg. Stuttgart, Cotta, XVIII. 147—151), in welchem er auch der Gattin desselben, Helene, in würdigster Weise gedenkt, der er schon im Jahre 1837 treffende Verse ins Stammbuch geschrieben hatte. (Sämtliche Werke, 5. Ausg. III. 49—50.)

Im Jahre 1839 lernte Betty Paoli, nachdem sie von Rußland 1835 zurückgekehrt, im Hause Wertheimer Grillparzer kennen, dem zu huldigen in Versen und in Prosa [1]) sie nicht müde wurde bis in ihre spätesten Tage: der Meister hat diese Gesinnungen durch treue Freundschaft und Würdigung ihrer dichterischen Größe erwidert: nannte er sie doch — trotz Lenau und Anastasius Grün — den „ersten Lyriker Österreichs". [2]) Wie mit Grillparzer, so war Betty Paoli im Hause Wertheimer und anderwärts mit den bedeutendsten Persönlichkeiten des damaligen Wien zusammengetroffen, mit Hieronymus Lorm, Deinhardstein, Hammer-Purgstall, Bauernfeld, Luise Neumann, Leopold Kompert, Lenau, dem sie ihre „Gedichte", ihre erste Publikation (1841), mit Ottilie von Goethe, der sie den ersten Teil ihrer Novellen: „Die Welt und mein Auge" (1844) widmete, und mit Feuchters-

[1]) Man denke nur an ihre Schrift: „Grillparzer und seine Werke." Stuttgart 1875.

[2]) Jahrbuch der Grillparzer-Gesellschaft, X. 198.

leben, „dessen Freundschaft sie wie einen Segen stets empfand, dessen Abgeklärtheit des Charakters nachzustreben ihr liebster Wunsch gewesen". Zweien ihrer erzählenden Dichtungen schickte sie Mottos aus Feuchterslebens Gedichten voraus, der Novelle „Leonore" im dritten Bande von „Die Welt und mein Auge":

„Floß bis jetzt in dunkler Trauer
Dein verwaistes Leben hin,
Nun, so fühl's mit Wonneschauer,
Daß ich dein — auf ewig bin."

Und der Novelle: „Ein einsamer Abend":

„Laß das Gespenst des Bangens schwinden!
Es ist der Geist allein, der lebt,
Und der jetzt nur in Fesseln webt,
Er wird einst glorreich überwinden."

Diese Beziehungen der drei hochstehenden Persönlichkeiten — Grillparzer, Betty Paoli und Feuchtersleben — zueinander mögen es rechtfertigen, in diesem Jahrbuche Briefe der Dichterin Betty Paoli zu veröffentlichen, die unmittelbaren Bezug haben auf den damals allerdings schon geschiedenen Arzt, Dichter und Philosophen Ernst Freiherrn von Feuchtersleben. Sie sind an dessen Witwe Helene, geborene Kalcher, gerichtet, mit der er von dem Momente seiner Verehelichung (1835) an bis zu seinem frühen Tode in innigster, heißer Liebe und in dem schönsten gegenseitigen Verständnisse lebte. Wird dies schon durch die oben erwähnte Charakteristik Feuchterslebens durch Grillparzer bezeugt, so liegt ein weiterer Beweis in einem Briefe vom 6. Jänner 1843 an einen unbekannten Freund vor[1]: Feuchtersleben schreibt: „Das unglückliche Ende meines Vaters[2] ist Dir bekannt. In jener fürchterlichen Epoche, wo tausend einander

[1]) Abgedruckt in dem Journal: „Die Debatte" und „Wiener Lloyd" vom 9. Mai 1867.

[2]) Hofrat Ernst Freiherr von Feuchtersleben starb im Juli 1834 durch Selbstmord in den Wellen der Donau.

mitreißende Verhältnisse mich zu verschlingen drohten, hatte ich die Tollkühnheit, mir einen häuslichen Herd zu bauen .... Ich darf es sagen, ohne Dir wehe zu tun (der Du so wahr mit denselben Worten, die ich oft zu brauchen pflege, die Ehe das große Los in der Lotterie nennst) — ich lebe in der glücklichsten Ehe — obwohl ohne Kinder, was mir bei meinem Berufe und sonstigen Zustande nicht unangenehm ist. Ich habe Helenen oft von Dir erzählt und sie nimmt, ohne Dich zu kennen, herzlicheren Anteil an Dir, als Du denken kannst."

Betty Paoli trug sich vielleicht schon bald nach Feuchterslebens Tod mit dem Gedanken, eine Charakteristik dieses bedeutenden Mannes zu entwerfen; zu diesem Behufe wendete sie sich an dessen Witwe mit der Bitte, ihr Beiträge zu einer solchen zukommen zu lassen. Der herrliche Brief[1]) lautet:

(leider undatiert)

„Verehrte Frau Baronin!

Entschuldigen Sie, daß ich, eine Ihnen Unbekannte, mir die Freiheit nehme, mich mit einer Bitte an Sie zu wenden. Ich wage es, auf eine gütige Aufnahme derselben zu hoffen, da sie mit einem Ihnen gewiß theuren Angedenken in engster Verbindung steht.

Es sind nun viele Jahre her, daß ich das Glück hatte, Ihren seitdem dahingeschiedenen Gemahl kennen zu lernen. Ich begegnete ihm in dem Hause des Herrn Wertheimer, das er häufig besuchte. Vom Jahre 1839 bis 1843 traf ich dort oft mit ihm zusammen und wenn ich auch damals diese großartige Erscheinung noch nicht

---

[1]) Die Urschrift dieses Briefes sowie die der folgend mitgeteilten befinden sich im Besitze der Baronin von Feuchtersleben in Graz, der Nichte des Ernst, der letzten ihres Geschlechtes, welche mir dieselben gütigst zur Veröffentlichung überließ, wofür ihr auch hier der wärmste Dank ausgesprochen wird.

ihrem ganzen Gehalte nach aufzufassen vermochte, ahnte ich doch ihren Adel und ihre Bedeutung lebhaft genug, um einen unauslöschlichen Eindruck zu empfangen. Später erging es mir mit Feuchtersleben nach seinen eigenen Worten:

„Keime sind gestreut,
Reifen wird die Zeit.“ [1])

Die Entwicklung des besten, was in mir ist, verdanke ich ihm, der, obgleich ich, in einem anderen Kreise lebend, ihn nur noch höchst selten sah, durch seine Schriften mein großer Lehrer blieb und mir innerlich um so näher rückte, je mehr ich dem Verständnis seiner Weisheit entgegenreifte. Von Dankbarkeit und Verehrung getrieben, bin ich in der letzten Zeit daran gegangen, eine Charakterskizze dieser merkwürdigen Persönlichkeit zu entwerfen; es scheint mir Pflicht, nach dem Maße meiner Kräfte dazu beizutragen, daß dies edle Bild immer mehr erkannt, der Schatz, den dieser seltene Geist uns hinterlassen hat, immer mehr gewürdigt werde.

Wenn diese Arbeit aber auch den nötigen realen Hintergrund erhalten soll, bedarf ich verschiedener biographischer Daten, die, indem sie den Gang seiner Entwicklung darthun, auf diese selbst ein helles Licht werfen. Um diese Daten wage ich nun Sie, verehrte Frau Baronin, zu ersuchen; ohne Ihren gütigen Beistand hätte ich nur die Wahl, mich entweder mit einem des festen Bodens entbehrenden Bilde zu begnügen oder mich auf unbestimmte, zum Teil einander widersprechende Angaben zu stützen. Wenn Sie so gütig sind, meinen Wunsch erfüllen zu wollen, so bleibt Ihnen die Art und Weise, wie es geschehen soll, natürlich ganz freigestellt.

Wollen Sie mir das Glück Ihrer persönlichen Bekanntschaft gönnen, so bitte ich, mir nur die Stunde

[1]) Feuchterslebens gesammelte Werke, I. 125.

zu bestimmen, wann ich Sie zu Hause treffen kann; im entgegengesetzten Falle haben Sie vielleicht die Gewogenheit, mir die erwähnten Daten, eine kurze Lebensgeschichte, schriftlich zukommen zu lassen. Mit dieser Bitte und dem Ausdrucke wahrhafter Hochachtung verbleibe ich

Ihre ergebenste

Betty Paoli.

Wieden, Taubstummengasse Nr. 10, I. Stiege, I. Stock."

Dieser Brief, gleich ehrend seine Verfasserin wie den Mann, von dem er handelt, hatte, wenn wir es auch durch ein Zeugnis nicht belegen können, die Folge, daß Betty Paoli von der Witwe Feuchtersleben Materialien zu einer Charakteristik ihres Gemahls erhielt und daß, wie zwei folgende Briefe beweisen werden, der Verkehr, mindestens der schriftliche, zwischen den beiden Frauen sich fortsetzte.

Betty Paoli verfaßte eine Charakteristik Feuchterslebens, welche sie unter dem Titel: „Ein Erinnerungsblatt" in der „Neuen Freien Presse" 1867, Nr. 938 vom 11. April veröffentlichte. Einige Sätze hieraus hier wiederzugeben möge gestattet sein:

„Selbst in den trostlosesten Epochen, von denen die Geschichte erzählt, hat es Menschen gegeben, die das Ideal schöner Menschlichkeit so tief im Herzen trugen, daß es ihnen gelang, es im Leben zu verwirklichen. Lichtverbreitend schritten sie durch die dunkelsten Zeiten, glorreiche Zeugen für den Adel der menschlichen Natur, unerbittliche Ankläger derjenigen, die ihre Frevel oder ihre Schwächen auf die Rechnung eines moralischen Miasmas setzen möchten. Zu diesen seltenen Erscheinungen, die den Sieg eines reinen Strebens über alle Ungunst der Verhältnisse verkünden, gehört Ernst von Feuchtersleben, der Dichter und Philosoph, ein Lehrer seines Volkes und, mit stolzer Wehmut füge ich hinzu, der edle Freund meiner Jugend."

„In einer Zeit, welche die Lehre von der Emanzipation des Fleisches predigte, schrieb er auf seine Fahne den Wahlspruch: ‚Emanzipation des Geistes!‘ Diesen sah er, von der Materie niedergehalten, in Fesseln schmachten, durch seine Sklaverei jede andere bedingt. In der spiritualistischen Richtung Feuchterslebens liegt seine Eigentümlichkeit und seine Bedeutung.“

„Auf sich beruhend, in sich und durch sich gehalten, blieb er sich selbst getreu. Seine Forderungen an das Leben waren nur wenige, aber sie begriffen das Höchste: immer wachsende Erkenntnis für seinen Geist, für sein Herz die Freundschaft einiger Gleichgesinnten.“

Betty Paoli schildert schließlich das Leben und Wirken Feuchterslebens als akademischer Lehrer, als Vizedirektor der medizinischen Studien, als Unterstaatssekretär im Ministerium für Kultus und Unterricht (Juli bis Oktober 1848); nachdem er diese Stelle zurückgelegt und November 1848 von Aussee nach Wien zurückgekehrt war, wollte er sein Amt als Vizedirektor der medizinisch-chirurgischen Studien wieder aufnehmen. Aber, fährt Betty Paoli fort, „diese Hoffnung erwies sich als ein schöner Traum. Kaum schickte Feuchtersleben sich an, seine Stelle wieder anzutreten, als der Haß, den die von ihm angebahnten Reformen ihm zugezogen hatten, sich auf sein Haupt entlud. In einer Eingabe an das Ministerium protestierten die Universitäts-Professoren gegen seinen Wiedereintritt. Aller Wahrscheinlichkeit nach wäre höchsten Orts dieser Protest unberücksichtigt geblieben. ‚Ihr Mann hat zwar nur kurze Zeit gedient, aber er hat Großes geleistet!‘ Mit diesen Worten bewilligte der Kaiser später der Witwe eine auf keinen positiven Rechtsanspruch begründete Pension. Feuchtersleben kam jedoch der Entscheidung durch eine freiwillige Verzichtleistung zuvor. Wie hätte er, dem es stets nur um die Sache, nie um sich selbst zu tun war, in einer Stellung verharren mögen, in der die Gehässigkeit seiner Kollegen jede seiner Maßregeln durchkreuzt

und vereitelt hätte?" In seinen Tagebüchern finde ich folgende, ihn charakterisierende Stelle: „Ich bin für keine Aufgabe des Streites gemacht. Ich kann auch nur dann entwickeln und zeigen, kann nur dann wirken, wenn man mir vertraut." So ward diese seltene geistige Kraft brachgelegt. Klaglos ertrug er diesen Schmerz, aber wie tief er das ihm widerfahrene Unrecht empfand, erhellt schon daraus, daß er, dem bis dahin eine heitere Geselligkeit Bedürfnis gewesen war, sich jetzt in eine fast unnahbare Einsamkeit zurückzog. Seine treffliche Gattin und sein Jugendfreund Dr. Romeo Seligmann [1]) waren die einzigen Menschen, mit denen er noch verkehrte. Im Laufe des Winters zeigten sich die ersten Symptome der Krankheit, der er erliegen sollte. Man tut seinen Gegnern zuviel Ehre an, wenn man sie beschuldigt, durch ihre Verfolgungen den Tod verursacht zu haben: ein Mensch wie er stirbt nicht an dergleichen. Rastlose Anstrengungen hatten Feuchterslebens von jeher zarte Gesundheit längst unterwühlt — er war reif für das Grab und die Ewigkeit. Seine Feinde mögen sich mit dem Triumph begnügen, sein Ende vielleicht beschleunigt, jedenfalls seine letzten Tage verbittert zu haben. — Nach viermonatlichem Krankenlager starb Feuchtersleben am 3. September 1849. Seine letzten Worte waren: „Ich gehe fort — auf einen helleren Stern!" —

Der zweite der mir vorliegenden Briefe der Betty Paoli an die Witwe Feuchtersleben hat folgenden Wortlaut:

[1]) Romeo Seligmann, geb. zu Nikolsburg in Mähren 1803, studierte Medizin und wurde 1830 an der Universität Wien zum Doktor promoviert. Daneben eignete er sich die Kenntnis der persischen Sprache an, gab eine persische Handschrift über Medizin heraus, hielt von 1833 an Vorlesungen über Geschichte der Medizin an der Wiener Universität und publizierte Schriften zur Geschichte der Heilkunde im Orient. Hoch gebildet und reich bewandert auch in anderen Wissenszweigen, war er auf dem Gebiete der Kunst und der Anthropologie ebenfalls literarisch tätig. 1848 wurde er zum a. o. Professor der Geschichte der Medizin an der Universität Wien ernannt. Er starb im Jahre 1892.

„Krzyszkowice, 2. September 1867.

Theuerste Frau Baronin!

Nehmen Sie diese Zeilen als einen herzlichen Gruß und zugleich als Erinnerungszeichen an einen Jahrestag, den ich, wehmütig im Geiste mit Ihnen, begehen werde.

Morgen sind es achtzehn Jahre, daß Sie den Unersetzlichen verloren haben. Und nicht Sie allein, auch die Welt hat ihn verloren. Darum müssen alle, die Großes ehren, Edles lieben, Ihre Empfindungen theilen. Wenn etwas die Herbheit eines solchen Verlustes zu mildern vermag, ist es das Bewußtsein, daß er von Tausenden mitgefühlt wird und daß das Bild des Verklärten in den Herzen aller derer fortlebt, die ihn erkannten.

Sie haben mir erlaubt, Ihnen Nachrichten von mir zu geben; mit Freuden komme ich dieser Aufforderung nach, wenn ich mir auch sagen muß, daß ich eigentlich nichts Interessantes zu berichten habe. Was mir meinen hiesigen Aufenthalt angenehm macht, ist eben seine vollkommene Ruhe; ein Tag gleicht dem anderen, hie und da eine Fahrt nach Krakau oder Wieliczka sind die einzigen Begebenheiten, welche diese Gleichförmigkeit unterbrechen. Die Freundin, bei der ich zu Besuche bin, ist eine höchst ausgezeichnete Frau: gut, geistvoll und vollkommen originell. So fehlt es mir denn auch in dieser Einsamkeit nicht an einem belebenden, anregenden Verkehr.

Die Gegend ist freundlich und bietet größere Abwechslung, als in anderen Theilen Galiziens. Es ist eine baumreiche Hügellandschaft, die sich an manchen Punkten ganz anmutig ausnimmt. Das nur eine Stunde von hier entfernte Krakau ist häufig das Ziel unserer Ausflüge, es gibt dort vieles Merkwürdige zu sehen,

Denkmäler einer Vergangenheit, die hier fast zur Gegenwart wird. Zu Hause finde ich so viele Bücher, daß ich vor lauter Lektüre nicht viel zum Schreiben komme. Ich lese jetzt Buckle mit großem Interesse und doch zugleich mit einer Art von Widerstreben, das durch seine überpositive Weise in mir hervorgerufen wird. Ich bewundere seinen durchdringenden Scharfsinn, sein ungeheures Wissen, ärgere mich zugleich über seinen gänzlichen Mangel an Phantasie, der sich in der Verachtung jeglichen poetischen Elementes ausspricht. Von Zeitungen lese ich nur die „Neue Presse" und entnehme daraus, daß es bei uns wieder ziemlich trostlos aussieht. An das hat man sich aber nachgerade wieder gewöhnt und schwerlich kann man den einzelnen Maßnahmen noch viele Beachtung schenken, wenn man einmal zu der Überzeugung gelangt ist, daß hier nichts und niemand mehr zu helfen vermag. — Wenn nicht Unvorhergesehenes mich zu einem anderen Entschlusse nötigt, gedenke ich noch bis Ende dieses Monats hier zu bleiben.

Für meine geistige und körperliche Gesundheit ist die ungestörte Ruhe, die mich hier umgibt, eine wahre Kur, während ich in Wien jetzt eine mißliche Zeit zu verleben hätte, weil meine Freundin Fleischl mit ihrem ganzen Haushalte für den Sommer nach Rosenheim gegangen ist. Ende September werde ich jedoch einrücken und schon jetzt freue ich mich herzlich darauf, Sie, liebe Frau Baronin, wiederzusehen. Gar gut und liebenswürdig wäre es, wenn Sie diese Zeilen beantworteten und mir sagten, ob Sie wohl, heiter und meiner freundlich eingedenk sind. Mit aufrichtiger Verehrung

die Ihre

Betty Paoli.

Meine Adresse: Wieliczka in Galizien mit Briefen an Baronin Stein."

Was Betty Paoli in diesem Schreiben von ihrer Freundin, der Baronin Stein, berichtet, trifft vollkommen zu: der Verfasser dieses Aufsatzes lernte Baronin Stein in dem Hause ihrer Freundin, der Baronin Zschock in Graz, in den Fünfzigerjahren des XIX. Jahrhunderts kennen, unterhielt sich mehreremal trefflich mit ihr und kann bezeugen, daß sie eine geistreiche, allseitig unterrichtete Dame war, welche für alle Erscheinungen der Wissenschaft, Kunst und Literatur das höchste Interesse hatte. — Bemerkenswert ist das zwar kurze, aber treffende Urteil der Betty Paoli über Buckles „Geschichte der Zivilisation in England", welche, eben damals erschienen, in ihrem Heimatlande und vielleicht noch mehr in Deutschland das größte Aufsehen erregt hatte.

Nun liegt mir noch ein kleines, undatiertes Schreiben von Betty Paoli an die Witwe Feuchterslebens vor, des Wortlauts:

„Beifolgend übersende ich Ihnen das erwähnte Gedicht, das ich kurz nach Feuchterslebens Tod schrieb. Wie damals denke ich noch heute von ihm; es gibt wahrlich wenige Menschen, denen gegenüber es möglich ist, bei vorgeschrittener eigener Reife die begeisterte Ehrfurcht der Jugend zu bewahren. Leben Sie wohl, Frau Baronin, und erfreuen Sie bald mit Nachrichten von Ihnen

Ihre wahrhaft ergebene

Betty Paoli."

Dem liegt in eigenhändiger Abschrift von Seite der Dichterin das herrliche Gedicht bei: „Zu E. von Feuchterslebens Gedächtnis", welches in der Sammlung ihrer Dichtungen „Nach dem Gewitter" [1]) abgedruckt ist, beginnend mit den Versen:

---

[1]) Zweite Auflage. Pest 1850, Seite 238—240.

„Es glich dein Geist dem Blitze nicht,
Mit grellem Schein das Auge blendend:
Er war ein mildes Sonnenlicht,
Den Blüten freud'ges Reifen spendend."

und schließend:

„Mit wilden Schmerzes Tränenguß
Sind deine Manen nicht zu ehren;
Ich denke deines Wort's: ‚Es muß
Das Ew'ge sich im Tod verklären.‘

Dein Wesen hat er nicht verletzt,
Er brach nur deines Bildes Rahmen,
Und segnend reich' ich dir noch jetzt
Die Hand in unsers Glaubens Namen."

Dazu bemerke ich nur, daß die Dichterin in dem mir vorliegenden Autographe zwei Verbesserungen gegenüber dem Drucke in „Nach dem Gewitter" vorgenommen: in Strophe 4 lautet der 3. und 4. Vers im Drucke:

„Kühn stieg dein Forschergeist hinab
Zu der Erkenntnis dunklem Quelle!"

im Autographe:

„Kühn stieg dein Forschergeist hinab
Zu der Erkenntnis lichter Quelle!"

Und in der 5. Strophe, Vers 4—8 im Drucke:

„Du ließest deiner Wurzeln Kranz
Sich fest ins Herz der Wurzeln schlagen,
Und hell bestrahlt vom Sonnenglanz
Die Wipfel in den Äther ragen."

Hingegen im Autographe:

„Du ließest deiner Wurzeln Kranz
Sich fest ins Herz der Erde schlagen,
Und hell bestrahlt vom Sonnenglanz
Die Wipfel in den Äther ragen."

Lange überlebte Helene von Feuchtersleben ihren Gatten; seit dessen Tod (1849) brachte sie ihre Tage in strengster, fast klösterlicher Zurückgezogenheit zu, nur dem Andenken des Gatten sich weihend. „Was würde er auf diese Frage ant=

worten?" oder: „Wie würde er zu diesem oder jenem Ereignisse sich stellen? — Was würde er raten zu tun?" und so ähnliches waren ihre Gedanken. Sie lebte mit dem Toten, ihm richtete sie in ihrer engen Behausung vor seinem von Rahl und Aigner gemalten Porträte einen förmlichen Gottesdienst ein. Als ihr bezüglich der Schriften ihres Gatten von zwei namhaften Firmen materielle Unbill widerfuhr, lehnte sie jede Intervention mit den Worten ab: „Soll über dem Grabe meines Ernst sich ein Krieg entspinnen?" Sie las seit 33 Jahren außer den Schriften ihres Mannes, mit Ausschluß jeder anderen Lektüre, nur die Tragiker der Griechen, deren Verse und Gesänge sie auswendig wußte und deren Lektüre sie sich ununterbrochen hingab. So lebte sie mehr in ihren Erinnerungen und hing mit der Außenwelt kaum zusammen. Wenn sie, was selten geschah, von einem Freunde besucht wurde, war ihr nur derjenige der willkommenste, der mit ihr in Erinnerungen an ihren Gatten und an den literarischen Kreis, den er um sich zu versammeln pflegte, sich ergehen konnte. Dann pflegte sie zu sagen: „Sie kommen zu einer Glücklichen. Ich lebe nicht allein, denn ich lebe mit ihm." [1])

Helene Freiin von Feuchtersleben starb 81 Jahre alt zu Wien am 21. Mai 1882, und Elisabeth Glück, die den Dichternamen Betty Paoli trug, schied am 5. Juli 1894 im 80. Jahre ihres Alters zu Baden bei Wien aus dem Leben.

[1]) „Neue Freie Presse" Nr. 6273 vom 21. Mai 1882.

Hormayr und Karoline Pichler.

Von

Karl Glossy.

I.

Was die einst vielgenannte Karoline Pichler als Schriftstellerin geschaffen, ist in Fleisch und Blut späterer Generationen nicht gedrungen. Als Denkmäler der Großvaterzeit stehen ihre Werke in den Bücherregalen der Bibliotheken, und nur selten wandelt einen die Lust an, einen Augenblick in den verstaubten Bänden zu blättern, die einst zum literarischen Hausschatze von jung und alt gezählt wurden. Einzig und allein die „Denkwürdigkeiten", Aufzeichnungen über ihr an romantischen Ereignissen keineswegs reiches Leben sowie über die gesellschaftlichen Verhältnisse Wiens, sind als kulturgeschichtliche Quelle noch heute geschätzt, trotz der Naivetät und der mitunter geschwätzigen Breite, in der die gute und edle Frau auch minder belangreiche Familienangelegenheiten der Nachwelt überliefert.

Wenn auch die Werke der Pichler nicht mehr gelesen werden, so ist doch ihr Name der Gegenwart noch immer geläufig als der einer Frau, die im geistigen Leben Wiens eine hervorragende Rolle gespielt und deren Haus lange Zeit hindurch den Sammelpunkt aller gebildet hatte, die an der Kulturentwicklung vergangener Tage tätigen Anteil nahmen. Daß zu diesen auch der Freiherr Josef Hormayr zu Hortenburg zählte, weiß jeder, der sich auch nur oberflächlich mit der Geschichte Wiens befaßt hat.

Nicht zum geringsten ist sein Wirken auch fördernd für die Kunst und die schöne Literatur gewesen, denn Hormayr

war es, der in Wort und Schrift für nationale Dichtung und Kunst und deren Verbindung mit der Geschichte eingetreten ist und dadurch dem poetischen Schaffen in Österreich neue Bahnen eröffnet hat.

Von Matthäus Collin ist ihm schon nachgerühmt worden, daß er die vaterländische Geschichte fruchtbringend belebt und in die Kunst herübergerettet habe, während sie vorher mehr mit der Säuberung des Stoffes beschäftigt, mehr der Gegenstand eines mühseligen Privatforschens als der begeisterten Anschauung der Staatsbürger gewesen sei.

Hormayr entstammte einem Geschlechte, das bereits in Urkunden des XIV. Jahrhunderts erscheint; einige der Vorfahren haben sich um das Erzhaus und um das deutsche Reich sehr verdient gemacht. Josef Hormayr, der tirolische Kanzler, ein Mann von umfassender Bildung, der mit den hervorragendsten Gelehrten und Künstlern seiner Zeit verkehrte, ist von der Kaiserin Maria Theresia in den erbländischen und in den Reichsfreiherrenstand erhoben worden. Sein Enkel — unser Hormayr — am 20. Jänner 1782 geboren, hat von ihm die Liebe zur Kunst und Wissenschaft überkommen und den Sinn für geschichtliche Forschung. Schon als sechsjähriger Knabe hatte Josef die reiche Porträtsammlung des Großvaters geordnet, in dessen wohlangelegter Bibliothek er vielfach Nahrung für seinen früh entwickelten Geist fand. Sein wahrhaft fabelhaftes Gedächtnis ward schon damals allgemein bewundert, denn er vermochte tausende von Versen aus Klassikern verschiedener Nationen zu zitieren und sogar die Seitenzahl des Buches anzugeben, wo sich die einzelnen Stellen befanden. Mit dreizehn Jahren hatte er bereits die Gymnasialstudien vollendet, worauf er in den philosophischen Lehrkurs an der Innsbrucker Universität trat, den er ebenfalls mit glänzendem Erfolge absolvierte. Sein Lieblingsstudium, die Geschichte, betrieb er mit wahrem Feuereifer. Ein Ergebnis dieser rastlosen Tätigkeit war die Geschichte der Grafen Andechs, die der vierzehnjährige Student 1796

bei Trattner in Innsbruck erscheinen ließ. Dem Willen des Vaters entsprechend, unternahm Hormayr sodann das Studium der Rechte, um sich für den Staatsdienst vorzubereiten. 1797 ist er bereits bei dem Innsbrucker Stadtgerichte, 1799 bei dem tirolischen Gubernium tätig. Bald darauf finden wir ihn in den Scharen der mutigen Landesverteidiger als Hauptmann an den Pässen von Thönl, Luitasch und Scharnitz, wo Hormayr durch sein strategisches Talent die Aufmerksamkeit des GM. Chasteler erregte, auf dessen Verwendung er 1800 zum Major ernannt wurde. Chasteler, in dessen Kanzlei Hormayr eifrigst arbeitete, hatte den jungen Mann zur Dienstleistung im Kriegsministerium vorgeschlagen; aber in Wien angelangt, wurde dieser zum Hofkonzipisten im Ministerium für auswärtige Geschäfte ernannt und dem Hofrate Daiser als Detailarbeiter bei der bevorstehenden Säkularisation und Indemnisation zugewiesen. Sein erstes Geschäft war die Sichtung von Thuguts Nachlasse, der unter anderem 700 unerbrochene Briefe und einige 70 versiegelte Estafetten enthielt. Nach Daisers Tode (1. Juli 1802) übernahm Hormayr das Referat über die Regensburger Reichsdeputation und die provisorische Leitung des Haus-, Hof- und Staatsarchivs. In kurzer Zeit zählte er zu den tüchtigsten Beamten der Staatskanzlei und zu den Lieblingen des Ministers Cobenzl, der ihn bei dem Friedensschlusse zu Preßburg dem Fürsten Liechtenstein zuteilte. Dort trat Hormayr auch in Verkehr mit dem Fürsten Talleyrand, dem er an einigen Dezemberabenden die Langweile vertreiben mußte.

Als nach Cobenzls Sturz Graf Philipp Stadion — in späteren Jahren Grillparzers edler Gönner — die Leitung des Auswärtigen Amtes übernahm, wurde ihm Hormayr als eines der vorzüglichsten Mitglieder der Staatskanzlei empfohlen. Stadion hatte ihm nebst anderen bedeutenden Geschäften auch die Verhandlungen zugewiesen, die teils aus dem Preßburger Friedensschlusse, teils aus der Re-

nunziation des Kaisers auf die deutsche Kaiserkrone entstanden waren. Wenige Tage vor dem Rücktritte Stadions wurde Hormayr von dem Referate über die deutschen Angelegenheiten enthoben und mit der definitiven Leitung des Staatsarchivs betraut. Sein Wirken in der Staatskanzlei fiel in eine an politischen Ereignissen vielbedeutende Zeit, die heute zu den wichtigsten Kapiteln der österreichischen Geschichte zählt. Hatte diese Tätigkeit allein schon einen ganzen Mann erfordert, so ist es um so mehr staunenswert, daß ihm bei alledem noch hinreichend Muße erübrigte, im Interesse des Vaterlandes auch als Geschichtsforscher zu wirken. Er selbst — sonst nicht allzu bescheiden — bekennt, auf die Palme des Geschichtschreibers nie Anspruch gemacht zu haben; man dürfte ihm aber nicht absprechen, in der Geschichtsforschung multum et multa geleistet zu haben. Noch in seinen letzten Lebensjahren schreibt er an Varnhagen: „Bis zum Geschichtschreiber brachte ich es nie; — selbst der ‚Österreichische Plutarch‘, selbst die Geschichte Wiens gehören mehr in die Geschichtsforschung herüber, und unter den Lebenden ist kaum einer, der so viele Urkunden und Denkmäler entdeckt und herausgegeben, so viele kritische Knoten gelöst oder zerhauen hätte.“ Wenn auch seine Forschungsarbeiten dem heutigen Stande der Wissenschaft nicht mehr entsprechen, so muß doch anerkannt werden, daß keinem zweiten unter den Zeitgenossen eine so genaue Kenntnis der österreichischen Archive nachgerühmt werden kann als Josef v. Hormayr, dessen Verdienste um die Reform des Archivwesens in Österreich selbst von seinen Gegnern anerkannt wurden. „Du weißt“ — schreibt er am 25. März 1829 an den Historiker Kurz — „wie es früher aussah mit Archiven und Archivaren, die wie Spitäler und Marodeurs behandelt wurden — mit der Geheimnißkrämerei, mit dem entsetzlichen Lärm, als ich von den Stiften und Dominien die Urkunden abforderte, als ich Dich und Max Fischer im Archiv arbeiten ließ, als ich

Dir zu Deinem „Friedrich IV.“, als ich dem Joanneum und dem Pesther Nationalmuseum alle Urkundenabschriften mittheilte. Das historische Studium ist wirklich seit 15 Jahren unerhört fortgeschritten.“

Trotz aller Selbsterkenntnis hat sich Hormayr auch auf das Gebiet der Geschichtschreibung gewagt, wozu ihm vor allem die Kraft der Darstellung fehlte. „Wenn er bisher“ — bemerkt Grillparzer 1822 in seinem Tagebuche — „zufrieden war, wie Johannes Müller zu sein, so hat er nunmehr auch den Baron Fouqué, Friedrich Schlegel und Zacharias Werner zum Beistand gerufen.“

So wenig Hormayr als Schriftsteller Anspruch auf Anerkennung der Nachwelt hat, so sehr gebührt ihm diese als Geschichtsforscher und Förderer der historischen Studien in Österreich. Schon 1809 in der Urkunde über die Verleihung des Leopoldordens wird seiner zahlreichen Arbeiten aus den Fächern der Geschichte, Diplomatik und der Hilfswissenschaften gedacht und des Beifalls, der ihm von dem in- und ausländischen Publikum zuteil geworden. Denn nicht für einen engen Kreis wollte Hormayr schaffen, seine Tätigkeit zielte vielmehr dahin, die Geschichte „aus der Stube des Gelehrten in das Leben und in die Herzen der Staatsbürger einzuführen“. Das Volk, durch die nationale Begeisterung aufgerüttelt, sollte an seine Vergangenheit erinnert, Vaterlandsliebe durch Vaterlandskunde erweckt werden. Die Geschichte sollte von nun an „kein getrocknetes Herbarium mehr sein von Namen und Zahlen, sondern ein Duft und farbenprächtige Blüthen und Früchte zugleich darbietender Baum“. Das Volk sollte seine Geschichte kennen lernen, seine Helden und verdienten Vorfahren, an deren Wirken in Österreich damals kein Denkmal erinnerte, deren Namen nicht Straßen und Plätze zierten.

Die seit langer Zeit eingebürgerten und allgemein gewordenen Vorurteile und Irrtümer zu widerlegen, Liebe zum Vaterlande nicht zu predigen, sondern durch die Dar-

stellung großer Beispiele in jedem Herzen anzufachen, der Geschichte statt unaufhörlicher Namen und Zahlen eine Seele zu geben und dadurch Künstler und Dichter auf vaterländische Gegenstände hinzuweisen, das war der Zweck, der Hormayr vorschwebte, als er den „Österreichischen Plutarch“ gründete, der von 1807—1813 erschienen und in den damals bewegten Zeiten nicht ohne Wirkung auf seine Leser geblieben ist. In einem Schreiben des Polizeipräsidenten Hager anerkennt dieser die Verdienste, die sich der damals 25jährige Hormayr um die Dynastie und durch den Einfluß erwarb, den sein „Plutarch“ auf die allgemeine Strömung in den Perioden der Gefahr gewonnen hatte. Der günstige Erfolg desselben zeitigte den Entschluß zur Gründung des „Taschenbuches für die vaterländische Geschichte“ und des „Archivs“, zweier Unternehmungen, die ebenfalls zur Popularisierung der Geschichte durch Kunst und Poesie beigetragen haben. „Für viele Opfer“ — schrieb Hormayr am 28. Mai 1824 an den Grafen Franz Schlick — „die ich meinen literarischen Unternehmungen mit zäher Beharrlichkeit in einer Zeit brachte, in der alles Ernste nur ein Spiel und nur das Spiel ein Ernst ist und blos den Unterhaltungsblättern vergönnt ist, in den après-diners eine flüchtige Aufmerksamkeit zu erregen, war es mir die liebste Entschädigung, wahrzunehmen, wie das Taschenbuch bei allen Klassen der Nation, an den Toiletten wie auf den Studienpulten durchgegriffen und seine Vibrationen in die nationale Poesie und in die Historienmalerei hinüber verbreitet hat.“

Dasselbe konnte er auch von der Zeitschrift sagen, die 1810 unter dem Titel „Archiv für Geographie, Historie, Staats- und Kriegskunst“ gegründet wurde. Nach und nach sind die Aufsätze über Staatskunst infolge der Konjunkturen des politischen Lebens und der zunehmenden Strenge der Zensur geringer geworden, bis sie im Beginne der Zwanzigerjahre gänzlich aufhörten. Mit Recht konnte Hormayr über den Inhalt dieses zu den vornehmsten Zeitschriften in Österreich

zählenden Archivs sagen, es sei von keiner deutschen Zeitschrift an Zahl und Wichtigkeit der edirten Quellen und der gelösten Streitfragen überboten worden, ebensowenig an der Fülle trefflicher vaterländischer Dichtungen, epischer und lyrischer, Balladen und Romanzen, Volkslieder, Sagen und Legenden.

In dem kurzen Zeitraume seit seiner Ankunft in Wien hatte sich Hormayr als Beamter, Zensor, Journalist und Historiker die Anerkennung des intelligenten Teiles der Residenz erworben. Er kam zu einer Zeit, in der sich die nationale Bewegung in allen Gesellschaftsklassen fühlbar machte. Nebst Armbruster, dem Begründer der vaterländischen Blätter, war es Hormayr, der die Zwecke Philipp Stadions wesentlich gefördert hat. Denn nicht bloß in seinen Schriften, auch in den geselligen Kreisen Wiens hatte sich Hormayrs Einfluß bald fühlbar gemacht. Erfreulicherweise war das Wiener Gesellschaftsleben bereits zu Beginn des XIX. Jahrhunderts von dem Banne der Ängstlichkeit befreit, in die es am Ausgange des XVIII. Jahrhunderts durch die Jakobinerriecherei versetzt worden war.

Die Unterhaltung in den meisten dieser Sozietäten bot damals wenig geistige Anregung, sie bewegte sich zumeist um Tagesfragen, Theater und Musik. Ein Reiseschriftsteller, Wilhelm Fischer, einer der wenigen, die nicht alles in Wien schlecht fanden, der vielmehr das Einseitige und Falsche tadelte, erzählt in seiner „Reise durch Österreich“ (1802), daß in den Wiener Gesellschaften nichts von literarischen Gegenständen gesprochen werde. Man ließ es schon als Fortschritt gelten, daß in den Salons der Aristokratie die deutsche Konversation nicht mehr als ein Fehler des guten Geschmackes angesehen wurde.

Bei dem schlechten Zustande der Schulen und bei dem Bestreben der Regierung, selbst das geringe Lesebedürfnis noch zu hemmen, darf uns in diesen Tagen die oberflächliche Bildung des Mittelstandes nicht wundern, dem Theater und Musik auch später noch die einzigen Quellen geistigen Ge-

nusses blieben. Um so erfreulicher war der Verkehr in den wenigen Kreisen, wo Wissenschaft, Kunst und Literatur den Gesprächstoff bildeten. In diesen Gesellschaften hatte auch Hormayr freundliche Aufnahme gefunden. Bei dem Grafen Wenzel Purgstall traf er mit Gentz, Steigentesch, dem Grafen Moritz Dietrichstein zusammen, dort lernte er auch Heinrich von Collin kennen, mit dem ihn später innige Freundschaft verband. Dem gelehrten Hammer trat er schon in Innsbruck nahe, ebenso dem Geschichtschreiber Johannes Müller, der an dem Jüngling großen Gefallen fand. Auch in den Kreisen des Grafen Szechenyi und des geistreichen Jacquin, bei Schreibers, dem Direktor des kaiserlichen Naturalienkabinetts, bei Piquot und dem Staatskanzleirate von Hoppe, wo die neuesten Erscheinungen der Literatur besprochen wurden, im Hause der Frau von Vließ, einer Schwester der Baronin Eskeles, bei der Baronin Pereira, wo — wie die Pichler berichtet — ein ungezwungener Ton herrschte, viele Jugend sich versammelte, Musik, Tanz und Vorlesen eine lebhafte Abwechslung der Unterhaltung boten, und bei den Sonntags-Deklamationen des Großhändlers Krippner war Hormayr ein gern gesehener Gast.

Wahrhaft glücklich und zufrieden fühlte er sich nur in dem bürgerlichen Heime der lebhaften, gemütlichen und anspruchslosen Karoline Pichler, wo er im Herbste 1801 durch Lorenz Haschka, den Dichter der Volkshymne, eingeführt wurde. Was die Pichler damals für das geistige Leben bedeutete, hat kurz und treffend Atterboom in seinen Aufzeichnungen ausgesprochen: Karoline Pichler und der Stephansthurm seien die beiden Merkwürdigkeiten Wiens. In ein so nahes Verhältnis der schwedische Dichter diese beiden gebracht, für Wiener und Fremde waren sie voneinander weit entfernt; denn um vom Stephansplatze in das Haus der Vielgesuchten zu gelangen, mußte man durchs Stadttor über das Glacis in die „Alstergasse“, ein Weg, der dem Wiener von damals einer Landpartie gleichkam. Aber der Name Pichler

war ein Magnet, der Einheimische wie Fremde gleich mächtig anzog, mochte auch Wind, Regen oder Schnee die Wanderung recht unbehaglich machen. In diesem Hause, das früher dem berühmten Hunszowsky, Leibarzte Kaiser Josefs, gehörte, lebten für Karoline Pichler die schönen Stunden der Poesie und Kunst wieder auf, die sie im Hause ihrer Eltern, des Ehepaares Greiner, genossen hatte. Nur wenigen von den hervorragenden Mitgliedern dieser Gesellschaft, der Gelehrte, Dichter und Musiker, van Swieten, Mozart, Gebler, Metastasio, Blumauer, Alxinger angehörten, war es gegönnt, auch eine Zierde des Pichlerschen Kreises zu bilden, dessen Mittelpunkt noch bis zum Jahre 1815 Pichlers Mutter, Karoline Greiner, bildete, die als lebendiges Denkmal einer glänzenden Vergangenheit in die neue Zeit hineinragte. Karoline Pichler hat in den „Denkwürdigkeiten" eine genaue Schilderung des Verkehrs mit ihren Freunden entworfen und einige derselben haben uns ebenfalls Aufzeichnungen über diese vortreffliche Frau und Dichterin hinterlassen.

Fast in allen diesen Schilderungen wird sie als eine einfache Frau von munterer, natürlicher Gesprächigkeit dargestellt. Einer ihrer älteren Freunde, Hofrat Reinbeck aus Stuttgart, in dessen Hause in späteren Jahren Nikolaus Lenau die wärmste Aufnahme gefunden, erzählt in seinen Reiseplaudereien, daß ihm von allen literarischen Bekanntschaften jene mit Karoline Pichler die interessanteste geblieben sei. „Eine edlere Weiblichkeit" — bemerkt er — „habe ich nie kennen gelernt in der großen Welt. Gilt es den Beweis, wie wenig Berühmtheit in sonst nicht gewöhnlichen weiblichen Sphären den echten weiblichen Charakter zu beeinträchtigen vermag, so findet man ihn in dieser Frau. Wäre ich mit ihrem schriftstellerischen Verdienste nicht bekannt gewesen, ich würde in ihr die liebevolle Gattin und Mutter und die verständige Hausfrau und liebenswürdige Gesellschafterin bewundert haben, ohne vielleicht eine Ahnung davon zu erhalten, daß sie auch ein anderes Streben ver-

folge, als in diesen häuslichen Sphären sich geltend zu machen." Auch Josef v. Hormayr gedenkt in seinen Schriften der trefflichen Frau und ihres gesellschaftlichen Kreises, den Heinrich v. Collin in einer Ode besungen hatte. Daß Hormayr zu den näheren Freunden der Pichler gehörte, erzählt sie selbst. „Ihm verdanke ich" — bekennt sie — „manche genußreiche Unterhaltung, manche belehrende Nachweisung in der Geschichte meines Vaterlandes, in welche ich durch ihn eigentlich eingeführt worden war, so wie in die Geschichte überhaupt." In diesem Hause fand Hormayr einen fruchtbaren Boden, um eine reiche Saat auszustreuen; hier hatte er Gelegenheit, seinen Plan zu verwirklichen: Kunst und Literatur mit der Geschichte zu verbinden. Die Zeit war überdies seinem Streben günstig, „denn alles drängte aus der freudenlosen, zerrütteten Gegenwart in die feststehende Vergangenheit zurück". Schon in einer der ersten Nummern seines Archivs erschien ein Aufsatz über den poetischen Gebrauch des historischen Stoffes und in späteren Jahrgängen untersuchte Hormayr in fortlaufenden Artikeln, ob denn Österreichs Geschichte wirklich arm sei an dichterischen Stoffen. Eifrigst wurde er hierbei von seinem Freunde Matthäus Collin unterstützt, der ebenfalls auf den reichhaltigen Stoff der vaterländischen Geschichte für Dichtung und bildende Kunst hinwies. Die Österreicher — meint er — seien von jeher ein kunstliebendes Volk gewesen, und die Gesänge der Landbewohner brauchten nur gesammelt zu werden, um die im Volkscharakter tief gegründete Kunstfähigkeit zu beurkunden.

Collins Lob, daß Hormayr die vaterländische Kunst belebt habe, wird durch den poetischen Inhalt des Archivs und des Taschenbuches bekräftigt. Mit Recht konnte deren Herausgeber darauf hinweisen, daß vordem Schillers „Graf von Habsburg" die einzige vaterländische Ballade gewesen, indes in dem Taschenbuche und im Archive deren nach hunderten zu zählen seien. „Vieles geschah damals" — heißt es in Pichlers Denkwürdigkeiten — „und

auch später für die österreichische Geschichte, was den ersten Impuls durch Hormayr erhielt." Unermüdlich in seinem Bestreben, trat dieser auch mit den Geschichtslehrern auf den Universitäten und Lyzeen in Verbindung, um durch sie auf die Jugend einzuwirken. Aus dem Briefwechsel mit dem hochverdienten Professor am Olmützer Lyzeum, Leonard Knoll, ist zu ersehen, wie bedeutend Hormayrs Einfluß damals gewesen, denn aus Knolls Schule sind einige tüchtige Mitarbeiter an den Taschenbüchern und am Archiv hervorgegangen. Es sei nur auf den bisher noch immer nicht gewürdigten Balladensänger Johann Schön, auf C. Canaval und andere Dichter aus Mähren hingewiesen, die durch Hormayr zu reger Tätigkeit aufgemuntert wurden. Am meisten aber freute es ihn, Heinrich Collin, den österreichischen Corneille, wie ihn Johannes Müller nannte, für seinen Plan gewonnen zu haben. Collin ist der erste, der im Archive mit einem poetischen Beitrage, der Ballade „Kaiser Max auf der Martinswand" auftrat. „Solche Dichtungen" — bemerkt Hormayr — „gehören in dies Archiv. Wo könnten die Sagen einer kräftigen Vorzeit, der Nachhall eines großen und guten Thuns, der unauslöschliche und unberechenbare Keim schöner Nacheiferung besser niedergelegt werden?" Er gibt Collin zu bedenken, „daß Habsburg noch außer Max und Leopold Fürsten hatte von eben dem Sinne, wodurch dieser ‚die Blume des Ritterthums', jener ‚der letzte Ritter' hieß". Als nach wenigen Tagen „Herzog Leupold von Solothurn" erschien, erklärt er, ins Archiv alle Gedichte aufzunehmen, „welche irgendeinen großen vaterländischen, historischen Stoff feiern oder besungen haben". Gleichwie zu diesen beiden Gedichten hatte Collin auch zu „Kaiser Albrechts Hund" den Stoff aus Hormayrs Plutarch entnommen, dessen er auch in den Versen gedachte:

„Die Mär hat überliefert ein glaubenswerther Mann,
Der Hortenburger Hormayr, und lag mir dringend an,
Sie ohne Schmuck zu bringen in Reime deutscher Art;
Ich that es recht vom Herzen. Es fiel mir gar nicht hart."

Auch die Fragmente der „Rudolphiade", ebenfalls im ersten Bande des Archivs, sind auf Hormayrs Einfluß zurückzuführen, dem gewiß noch viele andere Dichtungen Collins zu danken wären, würde nicht der Tod den Sänger der Wehrmannslieder in der Blüte seiner Jahre dahingerafft haben.

Unter allen Mitarbeitern hat Hormayr seine Freundin Karoline Pichler am höchsten geschätzt; er nennt sie die erste und edelste Genossin und Gehilfin auf der Bahn seines vaterländischen Strebens. Sie dankt ihm dagegen, daß er ihr das Vaterland mit ganz anderen Blicken betrachten gelehrt und sie veranlaßt habe, aus der Geschichte Österreichs ihre dichterischen Arbeiten zu wählen. „So wurzelte" — fährt sie fort — „auch tief in meiner Seele die Liebe zu meinem Geburtslande und zu dem Fürstenhause, dessen hohe, schöne Gestalten in ihrer herablassenden Milde mir aus früher Kindheit vorschweben, wo ich so oft nach Hofe gekommen war mit meiner Mutter." Hormayrs Briefe bekunden das lebhafte Interesse, das der österreichische Geschichtsforscher ihrem poetischen Wirken entgegenbrachte.

Wie er nicht müde wurde, die Freundin aufzumuntern und anzuregen, neue Quellen mitzuteilen und freundlichst Rat zu geben, so war er mit gleichem Eifer auch bereit, junge Künstler und Dichter durch Rat und Tat zu unterstützen. Mit vollem Vertrauen hatte Graf Anton Alexander Auersperg, der nachmals gefeierte Anastasius Grün, seine Erstlinge an Hormayr gesandt und ihn als Pfleger und Schirmer jugendlicher Talente gepriesen; ihm danken auch Johann Nepomuk Vogl und Eduard Duller ihre ersten Erfolge.

So sehr sich Hormayr freute, daß auf dem Gebiete der Ballade die Saat in die Halme geschossen, so sehr betrübte es ihn, trotz allem Bemühen keine Erfolge in der dramatischen Dichtung erzielt zu haben. Und gerade dahin ging sein Streben, denn er wußte, daß zur Popularisierung der Geschichte nichts geeigneter sei als die Schaubühne. Begeistert von Matthäus Collins Babenberger-Zyklus,

schrieb er an den Dichter, daß man von nun an alle Historien der herrlichen Epoche der Babenberger geradezu wegwerfen könne, weil man aus jenen Dramen einen weit richtigeren, lebendigeren und erschöpfenderen Begriff davon erhalte. Im Vertrauen auf die Wirkung des gesprochenen Wortes auf der Bühne, hatte er selbst 1805 zwei Schauspiele verfaßt, „um an die geliebten Landsleute noch einen durchdringenden Ruf aus der guten alten Zeit der österreichischen Fürsten herüberzuthun“. Das eine: „Friedrich von Österreich“ wurde am 4. Oktober 1805, das andere: „Leopold der Schöne“ am 17. März 1806 im Burgtheater aufgeführt. Beide Stücke fanden eine freundliche Aufnahme, die wohl nur dem Patriotismus, keineswegs aber dem Gehalte dieser Dichtungen zu danken war. Hormayr urteilt selbst, daß sie „in der Anlage, in der Sprache, im Umfange sichtbare Spuren der Übereilung tragen und keinen Anspruch haben, Kunstwerke genannt zu werden“. Auf den Zweck, die Vaterlandsliebe zu wecken, der schon dem Theater der Alten nicht unbekannt gewesen, zielte auch Johannes Müllers Kritik dieser Dramen hin. Daß hierzu die Schaubühne das beste Mittel sei, hatte die österreichische Regierung schon vorher erkannt; dafür sprechen die zahlreichen Gelegenheitsstücke, die bereits im achtzehnten Jahrhunderte sozusagen von „amtswegen“ verfaßt wurden.

Wenn späterhin andere Grundsätze herrschten, so ist dies zunächst auf die Anspielungswut der Wiener zurückzuführen, die selbst bei Stoffen aus längst vergangenen Zeiten Beziehungen zur Gegenwart herzustellen suchten. Schon 1806 bemerkt der Verfasser der Eipeldauerbriefe: „Da gibt's Leut' in Wien, die überall eine Anspielung finden wollen.“ Hormayr, der selbst Zensor war, konnte wissen, wie sehr gerade diese Deutungssucht der Entwicklung des historischen Dramas im Wege stand und gegen welche Vorurteile daher diese Gattung dramatischer Dichtung anzukämpfen hatte. Bald mußte er erfahren, wie Franz Grillparzer, der den

von Hormayr so oft angeregten Ottokar-Stoff zum höchsten Kunstwerke nationaler Dichtung gestaltet hatte, wegen seinen geschichtlichen Dramen, angefeindet wurde. Auch Karoline Pichler ist durch die Zensur belehrt worden, wie schwierig es in Österreich sei, historische Stücke auf die Bühne zu bringen. Zudem erkannte die kluge Frau, daß sie das Theater zu wenig verstehe und die heroische Tragödie überhaupt etwas sei, dessen glückliche Bearbeitung über den Horizont weiblicher Kräfte gehe.

Hatten sich hier die Erwartungen Hormayrs nicht erfüllt, so konnte er dagegen mit Befriedigung auf die Erfolge der bildenden Kunst hinweisen, der durch seinen Einfluß und unterstützt von dem freigebigen und feinsinnigen Förderer Erzherzog Johann eine neue Epoche des Schaffens eröffnet wurde. Die Wiener Kunst, bisher der Antike zugewendet und mit den Göttern der alten Welt innig vertraut, lenkte sich nunmehr österreichischen Stoffen zu. „Von den Griechen und Römern bis auf das siècle de Louis XIV.", schrieb Hormayr an Johann Grafen von Paar am 15. Juni 1824, „galt es als der rechte Pulsschlag jugendlicher Gesundheitsfülle eines Volkes, wenn es die Vorwürfe seiner Künstler aus der eigenen Erde und ihren Thatfrüchten zu geben vermochte und nicht brauchte in ein todtes Alterthum zurückzuklimmen, das nur für die Form ewige Richtschnur des höchsten Schönen und einer unvergänglichen Jugend bleibt."

Schon der „Plutarch" war in dieser Hinsicht eine wichtige Quelle für die Kunst, denn Erzherzog Johann hatte seinen gelehrten Berater beauftragt, aus diesem Werke 24 Stoffe zu wählen, nach welchen für die Burg Thernberg historische Gemälde geschaffen werden sollten. In den Wiener Ateliers lebte nun Österreichs Geschichte in Farben auf: Krafft schuf seine Schlachten und Landwehrbilder, Petter vertiefte sich in das Leben Max I., Perger in die Zeit der Babenberger. Am tätigsten aber unter allen Künstlern war

der Kammermaler des Erzherzogs Johann, Karl Ruß, den Hormayr unverdrossen zu geschichtlichen Darstellungen ermunterte. „Wie oft und freudig mein Vater“ — schrieb dessen Sohn Leander am 15. November 1843 an Hormayr — „sich der für ihn so einflußreichen Freundschaft erinnerte und mit welchem Enthusiasmus er stets von Ihnen sprach, werden Hochdieselben daraus erkennen, daß er, dem von Ihnen erhaltenen Impulse folgend, die Vaterlandsgeschichte bis zu seinem letzten Athemzuge als das schönste und edelste Studium betrachtete und mit rastlosem Eifer betrieb.“ Als zur Zeit des Wiener Kongresses der Weimarer Bertuch den Künstler besuchte, sah er in dessen Atelier viele geschichtliche Gemälde, darunter mehrere Tableaux aus Rudolf von Habsburg, die Ruß im Auftrage des Erzherzogs Johann entworfen hatte. Wie fruchtbar Hormayrs Anregung gewesen, zeigt der Katalog der Kunstausstellung des Jahres 1822, in der Karl Ruß allein mit 40 Bildern aus der österreichischen Geschichte vertreten war. Wer sich den Wandel der Wiener Kunst in stofflicher Hinsicht recht veranschaulichen will, braucht nur die Kataloge der Kunstausstellungen in den Jahren 1820—1828 zu durchblättern, die zum größten Teil historische Gemälde aufweisen.

Die meisten dieser Schöpfungen sind Hormayr zu danken, der fast in allen Wiener Ateliers die Runde machte, bei Ludwig Schnorr, Peter Fendi, Reinhold Fischer, Höfel, Knapp, Anton Petter, Johann Scheffer u. a. sich mit freundlichem Rat einstellte und auch in seinem „Archiv“ die Kunst durch zahlreiche Berichte über Ausstellungen und durch viele darin erschienene Künstlerbiographien förderte.

Nicht so glücklich wie auf dem Gebiete der Kunst und Literatur ist Freiherr v. Hormayr auf jenem der Politik gewesen. Wie durch die Liebe zur Kunst war er auch durch die Liebe zu seinem engeren Heimatlande Tirol mit dem Erzherzog Johann verbunden. Die Ereignisse des Jahres 1809 hatten auch ihn zum Kampfe gegen die Fremdherrschaft ent-

flammt. An der Spitze der Bewegungspartei stehend, war aus dem Manne der Wissenschaft ein eifriger Agitator geworden, der in Proklamationen und feurigen Reden zum Widerstande aufforderte, den Landsturm organisierte, Waffen und Munition beschaffte und für die Befreiung Tirols bis zur Znaimer Konvention unermüdlich wirkte. Auch nach der großen Aktion dieses an Beweisen eines glühenden Patriotismus so reichen, aber in den Waffenerfolgen so unglücklichen Jahres ist Hormayr ein treuer Genosse jener zahlreichen Tiroler geblieben, deren Herzen noch immer für Österreich schlugen und die jederzeit bereit waren, sich mit den Waffen gegen den Druck der bayrischen Herrschaft aufzulehnen. Als 1813 die Kriegsfeuer wieder aufloderten, glaubten die Patrioten den Zeitpunkt zu einer Erhebung gekommen, und was Metternich im Geheimen begünstigte, wollte nun Erzherzog Johann mit seinen verbündeten Tirolern in die Tat umsetzen.

Noch ehe der Plan eines Volkskrieges in Tirol den Gegenstand geheimer Verhandlungen des Erzherzogs und seiner Vertrauensmänner bildete, fanden in der Sommerfrische Hormayrs, in Klosterneuburg, Zusammenkünfte von Tiroler Landsleuten statt.

In einer Stube dieses Landhauses, die Hormayr selbst das Revolutionskabinett nannte, wurden heimliche Beratungen gehalten, an welchen auch der Freiheitskämpfer aus Vorarlberg, Appellationsrat Schneider und Kreishauptmann Roschmann teilnahmen. Aus diesen Konventikeln entstand, mit dem Erzherzog Johann an der Spitze, der „Alpenbund“, der auf eigene Faust durchführen sollte, was Metternich nicht zu unternehmen wagte. So geheim die Verhandlungen waren, dem Staatskanzler und seiner Polizei blieben sie dennoch nicht verborgen, denn einer der Hauptteilnehmer, Roschmann, hatte den Plan verraten, ja noch mehr, er hatte den voreiligen Patriotismus seiner Genossen als einen Ausfluß hochverräterischer Gesinnung hingestellt. „Es gab Leute“ — bemerkt Erzherzog Johann in seinem Tagebuche — „welche

dem Kaiser vorstellten, ich wollte mich zum ‚König der Gebirge' machen. Es waren Menschen, die nicht im Stande sind, zu begreifen, wie man für Freiheit alles wagen und doch nichts für sich suchen kann." Hormayr und sein Freund Schneider wurden in der Nacht des 7. März, dieser unter dem Namen Schuster nach Brünn auf den Spielberg, jener unter dem Namen Hilbert nach der Festung Munkacs gebracht; den zum Scheine verhafteten Verräter Roschmann setzten die Polizeibeamten nach kurzer Fahrt in einer Gasse der inneren Stadt wieder in Freiheit.

Hormayrs Verhaftung hatte in Wien großes Aufsehen erregt. Am selben Abende sollte er bei seiner Freundin, Frau von Matt, erscheinen, um an einer Rezitation der „Braut von Messina" teilzunehmen. Statt ihm kam die Nachricht von seiner Gefangennehmung. Allerlei Gerüchte durchschwirrten in den nächsten Tagen die Stadt. „Man erzählte sich" — heißt es in Pichlers Denkwürdigkeiten — „daß Entwürfe zur Abschüttelung des feindlichen Joches gemacht wurden, und daß Hormayr hier im Stillen thätig gewesen sein sollte. Andere erzählten Unglaublicheres, das an Rittermärchen grenzte und das uns und vielen allzu romantisch, gewagt und — daß ich es frei sage — zu unrecht und thöricht schien, um vernünftige und sogar hochgestellte Männer, die die Lage der Dinge und die Menschen kennen mußten, solcher chimärischen Pläne für fähig zu halten." Es fehlte auch nicht an Stimmen, welche die Strenge gegen die Patrioten nur als Schein erklärten, um dem französischen Kaiser einen Beweis von Treue und Wahrhaftigkeit zu geben, nicht minder auch, um zu zeigen, wie wenig man mit Insurrektionen, die an den Republikanismus erinnern, einverstanden sei.

Noch sind die Akten über diese Episode nicht geschlossen, die um so merkwürdiger ist, als niemals eine Untersuchung oder ein Verhör hierüber stattgefunden hat. Länger als ein Jahr saß Hormayr im Kerker, zuerst in Munkacs, dann auf

dem Spielberg. Erst im Juni 1814 wurde er aus der strengen Haft entlassen, aber zugleich angewiesen, seinen Aufenthalt in Brünn zu nehmen und den Boden der Residenzstadt nicht zu betreten. „Ich war" — klagte damals Hormayr dem Erzherzog Johann — „in der ganzen Zeit meines langen und harten Gefängnisses niemals gebeugt, meist heiter, auf eine bessere Zukunft hoffend und in den Wissenschaften Trost suchend; jetzt, da man mich wie einen begnadigten Missethäter entläßt, jede Untersuchung auf gut türkisch schlechterdings verweigert, ist mein Muth, meine Lebenslust ganz dahin."

Zwei Jahre noch blieb Hormayr in Brünn interniert, wo er in den besten Kreisen der Gesellschaft verkehrte und wiederholt Ausflüge zu dem Altgrafen Salm unternahm, den er von nun an zu den besten Freunden zählte. Gesuche wurden an die Staatskanzlei gerichtet, einflußreiche Freunde aufgeboten, die volle Rehabilitierung zu erwirken; aber trotz der Fürsprache Erzherzog Johanns, des Erzbischofs von Wien, Grafen Hohenwart, des Staatsrates und kaiserlichen Leibarztes Stifft, dauerte Hormayrs Verbannung noch bis zum Jahre 1816. Im August dieses Jahres zum österreichischen Historiographen ernannt, wurde er, nach Wien zurückgekehrt, in sein früheres Amt nicht wieder eingesetzt.

„Die Katastrophe des Jahres 1813" — schrieb 1842 Hormayr an Varnhagen von Ense — „hat meine ganze Karriere, meine häuslichen und finanziellen Verhältnisse ruinirt. Dem Kaiser Franz konnte Metternich unmöglich sagen: ‚Ich habe dich mystifizirt, weil das Heil der Welt und Österreich es erforderte'."

Auf seine schriftstellerische Tätigkeit beschränkt, ohne allen politischen Einfluß, fühlte sich der ehrgeizige Hormayr tief gekränkt. Noch hoffte er auf eine Wendung zum Bessern durch den Einfluß mächtiger Gönner. Aber die Partei seiner Feinde war stärker als die seiner Freunde. So viel er sich

bemühte, das Vertrauen des Staatskanzlers zu gewinnen, so fühlte er doch, daß er aufgehört habe, eine politische Rolle zu spielen, denn Metternich mißtraute ihm, ja er fürchtete ihn. Sein Tun und Treiben wurde haarscharf überwacht, wie seine ganze Korrespondenz. Das wußte der mit dem Polizeisystem wohlvertraute Hormayr ganz genau und es mochte ihn oft erheitern, den Spähern die Arbeit recht sauer zu machen, indem er seine Briefe nicht durch die Post, sondern durch eine dritte Person den Adressaten zukommen ließ. So mancher Bücherballen nach dem Auslande enthielt Korrespondenzartikel Hormayrs für irgendeines der deutschen Oppositionsblätter. Trotz dieser Vorsicht wußte man in der Staatskanzlei doch, wie der Mann, der sich so patriotisch in seinen Schriften gab, von tiefem Hasse gegen das System erfüllt sei. Je heftiger sich Hormayr in den Wiener Zirkeln gegen Metternich und Sedlnitzky ausließ, desto empfindlicher wurden die Leute in der Zensurstube, die sich durch eine nicht zu rechtfertigende Strenge gegen den Geschichtschreiber Österreichs rächten. Schon 1822 berichtet Karoline Pichler ihrer Freundin Therese Huber: „Hormayr hat sich viele Feinde auf den Hals gezogen. Ganz kann ich sein Streben nicht billigen, aber ich kenne, achte und bedauere ihn. Er ist, wie mir scheint, eine Ruine dessen, was er war und zu werden versprach. Seine politische Laufbahn ist gebrochen, sein häusliches Glück, an dem er mit so mancher weichen Seite seines sonst kräftigen Wesens hing, untergegangen, sein literarisches Wirken ist zersplittert und vielfach feindselig angefochten."

Vergegenwärtigen wir uns die Hemmnisse des geistigen Lebens in Österreich, vor allem aber die Willkür einer Zensur, die dem literarischen Wirken geradezu feindlich entgegentrat und die freie Forschung auf geschichtlichem Gebiete unmöglich machte. Von Jahr zu Jahr immer mehr gedrückt und beschränkt, ohne alle Aussicht auf eine Besserung dieser unerquicklichen Zustände, was Wunder, wenn Hor-

mayr wie so manch anderer den Blick nach dem Auslande lenkte. Schon kurz nach seiner Freilassung hatte er die Absicht, Österreich zu verlassen, um fern von der Heimat den Boden für eine ungehinderte Tätigkeit zu finden, aber immer war es noch die Liebe zum Vaterlande, die ihn von einem solchen Schritte abhielt. Als 1825 Ludwig von Bayern, mit dem er schon 1807 durch Johannes Müller in Verbindung getreten, den Thron bestieg, lenkte sich Hormayrs Blick auf das Land, wo Kunst und Wissenschaft einen so mächtigen Aufschwung nahm. Aber auch der König erinnerte sich des Mannes, dessen Gelehrsamkeit er als Kronprinz wiederholt gerühmt hatte, selbst zur Zeit des erbitterten Kampfes im Jahre 1809. Sein Bemühen, ihn für Bayern zu gewinnen, hatte damals keinen Erfolg, Hormayr hatte abgelehnt. „Wie sehr" — schrieb 1826 Minister Schenk an ihn — „habe ich mich gefreut, mit einem Manne, dessen Schriften mich schon seit Jahren begeisterten, in ein näheres Verhältniß treten zu können, in einer Zeit, die des Schwankenden so viel, des Tüchtigen und Kraftvollen so wenig enthält; in einer Umgebung, in welcher die Stimme religiöser und wissenschaftlicher Begeisterung so wenig Anklang findet, mich an jenen herrlichen Mann anzuschließen und in feuriger, inniger Verbindung mit ihm die großartigen Entwürfe eines Monarchen ausführen zu helfen, in dem der Mensch ebenso segensvoll als glorreich der König hervorleuchtet."

Immer verlockender wurde der Ruf, der aus der bayrischen Hauptstadt an Hormayr gelangte. Während seines kurzen Aufenthaltes in München im Frühjahre 1827 hatte er Gelegenheit, mit dem König persönlich zu verkehren, dessen Wesen ihn entzückte. Die herrlichen Kunstschätze, die königliche Bibliothek, die glänzende Aufnahme, die er überall fand, zerstreuten sein Bedenken, die Alt-Bayern durch seinen Eintritt in den Staatsdienst zu verletzen. „Von einem Nationalhasse gegen Österreich, ja selbst gegen Tirol — meldete er seinem Schwager Erhart — ist nirgends die Rede, man spricht

vielmehr, alles sei ein Volk, von einer Sprache, aus einer Wurzel."

Am bayrischen Hofe sprach man schon damals, Hormayr werde den schmeichelhaften Anträgen nicht widerstehen und den Wunsch des Königs erfüllen, der im September 1827 aus Bad Brückenau an ihn abermals die Einladung richtete, in seine Dienste zu kommen. Trotz der neuerlichen Ablehnung erlahmte Ludwigs Wohlwollen nicht, denn als im Februar des nächsten Jahres Hormayr die Bitte stellte, Boisserés Sammlung besichtigen zu dürfen, bewilligte dies der König sofort und zeichnete ihn während seiner Anwesenheit in München wiederholt aus. Auf dem Künstlerballe in dem damals neu eröffneten Odeon sprach ihn der Monarch mehrmals an und unterhielt sich mit ihm längere Zeit hindurch. Im Vergleiche dieser ehrenden Anerkennung seines Wirkens mit dem Verhalten der leitenden Staatsmänner in Österreich gegen ihn, hätte auch ein Mann von stärkerem Charakter als Hormayr nicht länger standgehalten. Damals waren es gerade 15 Jahre, seit er auf die Festung Munkacs geschleppt, in einem Kerker ohne Luft und Licht unter Dieben und Raubmördern gefangen gehalten wurde. In den schweren Tagen seines Gefängnisses hatte er ohne alle Behelfe die Flugschrift „Österreich und Deutschland" verfaßt und darin seinen Patriotismus ins hellste Licht gestellt. Die Schrift sollte zum Besten der Landwehr veröffentlicht werden, wurde aber von der Zensur zur Drucklegung in Österreich nicht zugelassen und mußte in Gotha erscheinen. Länger als ein Jahrzehnt hatte der Historiker Hormayr mit dem Unverstande einer ängstlichen Zensur zu kämpfen, die selbst in das Gebiet der Geschichte gerückte Ereignisse mit gleichem Maßstabe behandelte, als gälte es Vorkommnissen der jüngsten Zeit. Ein Aufsatz über Philippine Welser wurde nach Hormayrs Bericht so beurteilt, „als handelte es sich jetzt noch darum, jene Mißheirath zu unterdrücken und nicht als wäre sie schon seit 300 Jahren, von

Schrötter staatsrechtlich zergliedert, der Gegenstand der Historienmalerei, der Ballade, des Trauerspieles und jedes Büchleins über die Ambraserſammlung gewesen". Einst selbst Zensor und mit allen Vorschriften wohl vertraut, wußte er, daß eine Besserung dieser unerquicklichen Verhältnisse nicht zu erwarten sei. „Hormayr ist gewiß kein Liberaler" — schrieb im Jänner 1824 Altgraf Salm an André — „und dennoch können Sie sich keine Vorstellung machen, wie man ihn beim Archive hunzt." Ein österreichischer Historiker war damals an und für sich schon zensurverdächtig. Wie verübelte man dem Chorherrn zu St. Florian, Franz Kurz, seinen „Friedrich I." und wie wütete die Zensur in dessen Manuskript, so daß schließlich nur ein „kläglich verstümmelter Torso" übrig blieb. In gleicher Weise wurde gegen den Geschichtschreiber Engel verfahren, der ebenfalls Zensor war; auch der Jesuit Katona konnte von den Fesseln dieses Geistesgerichtes erzählen, nicht minder der Historiker Schneller, den die Zensurstrenge aus Österreich vertrieben hatte. Bei alledem mußte Hormayr noch die traurige Erfahrung machen, daß von Jahr zu Jahr das Interesse des Publikums an seinem Archiv erlahmte, das schließlich nur mehr 60 Abnehmer hatte. Im letzten Jahre seines Wirkens in Österreich bricht er in einem Briefe an Büsching in die Klage aus, er habe „seit Jahren Zeit und Geld geopfert, um nur nicht das einzige Journal dieser Art in Österreich untergehen zu lassen, das einen Vereinigungspunkt der deutschen, ungarischen und böhmischen Literatur in Österreich bildet".

Zu alledem kam noch die geringe Anregung, die Männer von Geist in den gesellschaftlichen Kreisen fanden, da Viele, durch das Polizeisystem ängstlich geworden, längst aufgehört hatten, offen und frei ihre Meinungen auszutauschen. „Man unterdrückt" — seufzt Karoline Pichler 1828 in einem Briefe an Streckfuß — „seine Gedanken, weil man nicht weiß, wer da vielleicht aufhorcht und berichtet,

und viele Menschen, besonders Männer, meiden deswegen die gemischten Gesellschaften, bleiben zu Hause, gehen ins Theater oder spielen Karten. Sie würden in dieser wie in viel anderer Hinsicht Wien sehr verändert finden." Das gleiche Gefühl mag auch Hormayr bedrückt und seinen Entschluß, Österreich zu verlassen, gereift haben, dem er beinahe durch 30 Jahre und in Zeiten diente, wo Gefahr und Unheil drohten, Vermögen, Freiheit und Leben aufs Spiel zu setzen waren. Er schied mit der Liebe zu Dynastie und Volk im Herzen, aber voll Haß gegen das kleinlich machiavellistische Ideensystem und dessen Vertreter: Metternich und Sedlnitzky.

In vielen seiner Briefe kommt Hormayr auf die Ursache seines Übertrittes zu sprechen, als welche er die unablässige, fast vierzehnjährige Verfolgung durch Metternich und Sedlnitzky bezeichnet, nicht ohne zugleich zu betonen, wie schwer ihm das Scheiden aus dem Vaterlande gewesen sei. Metternich dagegen ließ durch seine Preßsöldlinge verkünden, der Patriot Hormayr habe Österreich und die Fahne der Legitimität verlassen, um sich in Bayern dem Liberalismus in die Arme zu werfen. Aus dem österreichischen Hofrat war nun ein bayrischer Geheimrat geworden, der, anfänglich im Ministerium, von 1832 an als Diplomat in Hannover und seit 1837 als Geschäftsträger Bayerns bei den Hansestädten wirkte. Der Wechsel seiner Stellung als Referent im Ministerium und seine Entfernung aus München gaben damals zu allerlei Gerüchten Anlaß. Gewiß ist, daß er die Gunst des Königs nicht verloren hatte, wohl aber die Zuneigung der Bayern. Als 1830 Zedlitz sich in München aufhielt, wußte er zu melden, daß der Haß, den man Hormayr bei seiner Ankunft gezeigt habe, ziemlich allgemein verschwunden sei; aber schon zwei Jahre später kam die Nachricht nach Wien, „Hormayr geht nicht gern von München, die Bayern aber wünschen ihm schon glückliche Reise und sagen, der König hätte noch besser gethan,

wenn er ihn nach Kalifornien oder Marokko gesandt hätte". Aus seiner diplomatischen Stellung ist Hormayr 1846 wieder in eine wissenschaftliche, als Vorstand des Reichsarchivs, nach München zurückgekehrt, wo er am 5. Oktober 1848 infolge eines Schlagflusses verschied.

Hormayrs amtliche Tätigkeit in Bayern zu besprechen, ist hier nicht der geeignete Ort, wohl aber seine weiteren Beziehungen zu Österreich, wo sein Abgang als Verrat bezeichnet wurde. Verschiedene Wiener Korrespondenzen in ausländischen Zeitungen, worin er auf das heftigste angegriffen wurde, geben im großen und ganzen der Meinung des Wiener Kabinetts grellen Ausdruck. Man spöttelte über den k. k. Patrioten, der nunmehr königlich bayrischer Patriot geworden, nannte ihn eine historische Windfahne und gab ihm noch manch andere ehrenrührige Titel. Der Name Hormayr ward in Acht und Bann getan, er sollte nicht einmal öffentlich ausgesprochen werden, weshalb auch die Rezitation der Schlußstelle aus Heinrich Collins „Kaiser Albrechts Hund", worin der Dichter die Entstehung dieser Ballade auf Hormayrs Einfluß zurückführt, verboten wurde. Fürst Metternich ahnte wohl, was von dem eitlen, in seinem Ehrgeiz gekränkten Hormayr, dem Kenner der Vergangenheit, aber auch dem Mitwisser vieler Episoden aus der Zeitgeschichte, zu erwarten sei und wie dessen leidenschaftliche Liebe sich in tötlichen Haß verwandelt habe. Die Zukunft lehrte, daß er sich nicht getäuscht hatte. Schon 1833 schrieb Hormayr aus Hannover an Varnhagen: „Ich habe nun meine Memoiren in Ordnung gebracht unter dem anspruchslosen Titel: ‚Briefe über Österreich‘ — die ganze geheime Geschichte dieses Staates, die noch niemand schreiben konnte, denn es ist kein Beispiel vorhanden, daß jemals irgendein Mann des innersten Vertrauens aus diesem Staate habe wegkommen, somit auch die reine Wahrheit offen und kühn habe schreiben können. Ich habe die dortigen Archive neu geschaffen und ihre extreme Mangelhaftigkeit aus hundert und hundert Winkeln

redintegrirt. Noch fast ein Kind, habe ich vom Entsatze Mantuas durch Wurmser bis zu Bonapartes Sturz im April 1814 die Begebenheiten aus den interessantesten optischen Winkeln gesehen, in den Hauptquartieren, im Ministerium des Äußern in Wien, an der Spitze der Archive, der Tiroler Insurrektion, an der Spitze der nationalen, antibonapartistischen Parthei. Wie viele Staatsgeheimnisse, wie viele große historische Wahrheiten, wie manche Erklärung großer Wirkungen aus kleinen Ursachen würden, wenn ich schweige, für immer mit mir zu Grabe gehen und die Geschichte für immer verfälschen. Leidenschaftlich wird das Buch nicht, eine Partheischrift wird es auch nicht, aber in Wien wird man es doch äußerst anfeinden, weil ohne mein Verdienst jede Zeile darin völlig neu, ungesagt und von der höchsten Bedeutung." Hormayr verweist auf die Fragmente dieser Memoiren im Taschenbuche 1831 und 1832, worin Kaunitz, Thugut und Stadion geschildert sind; er veranschlagt das Werk auf sechs Bände, wovon drei zugleich erscheinen sollen, „damit man von Wien aus nichts dagegen machen könne oder doch zu spät komme, denn man versucht dort immer zuerst die Gewalt und reicht man mit dieser nicht aus, so bietet man ein Kapital oder eine Pension".

Varnhagen warnt ihn, nicht leidenschaftlich zu sein. „Keine Leidenschaft" — erwidert Hormayr am 26. September 1833 — „soll darin hervorsehen, keine — wenn auch so begründete — Rache für Lügen und Undank jeder Art; aber ich würde untröstlich seyn, so viele grands effets par des petites causes, so viel Geheimgebliebenes und dennoch wahrhaft Geschichtliches mit mir ins Grab nehmen zu müssen."

Wohl wenige anonyme Schriften haben in vergangenen Zeiten so viel Aufsehen erregt, als die beiden Werke: „Lebensbilder aus den Befreiungskriegen" und „Anemonen aus dem Tagebuche eines alten Pilgersmannes", worin Hormayr die Schatten der österreichischen Geschichte in den Vordergrund

stellte. Besonders in den „Anemonen", die er dürftig dreinsehende Blümlein nannte, „die auch unter dem Schnee fortkommen und je mehr duften, je mehr man sie drückt", trägt Hormayr die grellsten Farben auf und eifert gegen die Geschichtschreibung, wie sie bisher stattgefunden. „Alle meine Werke" — teilt er am 8. April 1846 Varnhagen mit — „machen mich unzufrieden; die Anemonen allein freuen mich. Es ist hier gar keine Rede von Talent oder von irgendeinem Verdienst des Verfassers, wohl aber von der völligen Neuheit und mitunter übergroßen Wichtigkeit des Materials. In Austriacis ist es ein novissimum, gravissimum und vielleicht noch durch eine Reihe von Jahren ein unicum — denn alles war Falschmünzerei — Schönfärberei sagt noch viel zuwenig. Man wird nie fehlen, wenn man die wienerischen Gesichtspunkte geradezu umdreht ... Mit schärferem Essig ist im österreichischen Geschichtslazareth noch nie geräuchert und in der That eine ganz frische Luft produzirt worden. Ist es doch, als wären es lauter Anspielungen auf heute, und wurden gleichwohl 1834—1835 in Hannover geschrieben."

Gleichsam zur Rechtfertigung seiner Metamorphose als Historiker bemerkt Hormayr in einem Briefe an Varnhagen (31. Mai 1845): „Es ist ein unglückseliges Gefühl, tödtlich hassen zu müssen, wo man leidenschaftlich und uneigennützig geliebt hat! Es ist das Gefühl des Verdammten in der Hölle! Was nützt die Gutherzigkeit der Dynastie, was nützen die edlen Anlagen des Volkes, welche beide man gern liebt, gegen das jetzt noch wie unter den Ferdinanden und Leopolden unwandelbare System der Negation, der Unterdrückung, der Verfinsterung? Das wird nie anders und Fürst oder Minister, der es meint, ändern zu können, wird das Opfer, wie Josef II. es ward."

Damit wollte Hormayr auf Metternich angespielt haben, in dem er selbst ein Opfer des Systems erblickte. „Ich bin" — lautet eine Stelle in Hormayrs Brief vom 17. Februar 1845 an Varnhagen — „fast zwei Jahrzehnte

1810—1828 sein Subaltern gewesen und überzeugt, anderwärts würde er nach seinem innersten Geschmacke ein Freund, wo nicht der Bewegung, doch gewiß des Fortschrittes und der successiven Reform gewesen sein . ." So sehr sich auch Hormayr in den „Lebensbildern" verwahrt, als ob er Metternichs Ruhm eins versetzen wollte, so wenig war es ihm ernst damit. In allen seinen Briefen aus der späteren Zeit blitzt der Haß gegen den Staatsmann auf, der ihn aus Österreich vertrieben hatte. Bald ist es sein „Klapperschlangenzauber", über den er sich lustig macht, bald ist es die Schadenfreude über das Gerücht, daß der Staatskanzler nur mehr ein Schatten sei, ein andermal wieder wirft er durch einige Anekdoten helle Streiflichter auf den Charakter dieses Gewaltigen und seines „Hoftrompeters und Schönfärbers" Gentz. Kam er im Gespräche auf Metternich zu reden, so entlud sich ein ganzer Kugelregen von boshaften Bemerkungen über ihn. Als ihn einmal L. A. Frankl in Bremen besuchte, kredenzte ihm Hormayr ein Glas Rheinwein mit dem Bemerken, es sei zwar kein Johannisberger, aber redlich versteuert, was man von den Rheinweinen Metternichs nicht sagen könne, der dem Herzog von Nassau alle Steuern schuldig bleibe.

Man wird heute keinen Augenblick mehr zweifeln, daß Hormayrs Schriften aus der späteren Zeit, trotz mancher Wahrheiten, die sie enthalten, doch nur als pamphletartige Erzeugnisse betrachtet werden können, die nicht dem Triebe zur Wahrheit, sondern der Rachsucht ihre Entstehung verdankten. Den Forschern nach dem Verfasser dieser anonymen Schriften war die Aufgabe nicht schwer, denn der Schachtelstil des Autors mit seinen langen Tiraden, die Einschaltung, von allerlei Episoden, der Sprung von einem Jahrhundert ins andere, das Verworrene in der Anordnung und die Ruhmredigkeit über sein eigenes Wirken ließen nicht den geringsten Zweifel übrig, daß der Verfasser Josef von Hormayr sei.

In Wien waren die „Lebensbilder" schon in den ersten Wochen der Gegenstand eifrigster Lektüre, wie später auch

die „Anemonen", da trotz des Verbotes der österreichischen Zensur die Wiener Buchhändler sich auf Umwegen Exemplare zu verschaffen wußten. Metternichs Zorn auf das heftigste erregt, ließ nunmehr gegen Hormayr die giftigsten Pfeile senden. In einer Denkschrift, die dieser als Manuskript drucken ließ, versuchte er, die gegen ihn erhobenen Vorwürfe zu widerlegen, wie er dies auch in mehreren Briefen an seine Freunde getan, worin er sich „gegen die ewige Salbaderei von Indiscretionen und vom Verrath" verwahrte. Man konnte es in der Staatskanzlei nicht erfassen, daß sich ein Gesandter eines befreundeten Staates zum Pamphletisten herabgewürdigt und der Partei des Umsturzes eine so spitze Waffe geliefert habe. Englische Blätter brachten sogar die Nachricht von einer diplomatischen Mission des Grafen Münch-Bellinghausen an den König von Bayern während seines Aufenthaltes in Aschaffenburg. Der ehemalige Historiograph Österreichs erhielt den Wink, das Land ja nicht zu betreten, da man ihn sonst ausweisen würde. Die Furcht, durch den Verkehr mit einem so verhaßten Manne selbst verdächtig zu werden, entfremdete ihm auch gute Wiener Freunde, die bisher auf brieflichem Wege die alten Beziehungen aufrecht hielten.

Auch Karoline Pichler, einst zu seinen wärmsten Anhängern zählend, beklagt in ihren 1844 erschienenen Denkwürdigkeiten Hormayrs trauriges Los, „das so ganz anderes verhieß, und sich so unerfreulich gestaltet hat". Ungeachtet dieses Schlußwortes über ihn hat Hormayr dagegen im Taschenbuche auf das Jahr 1845 seiner am 9. Juli 1843 entschlafenen Freundin ein würdiges literarisches Denkmal gesetzt und sie den Besten ihrer Zeit angereiht.

Wenige seiner Zeitgenossen haben Hormayr geliebt und geachtet, die meisten haben über ihn ein ungünstiges Urteil gefällt, auch Grillparzer und Bauernfeld, und selbst die seine Redlichkeit gelobt, haben seine Leidenschaften heftig getadelt. Schon Johannes Müller rief ihm 1804 zu: „Das Feuer in

Ihnen verzehrt Sie, zu wenig sind Sie mit sich und der Welt zufrieden." Übertriebener Ehrgeiz und eine bis ans krankhafte gesteigerte Eitelkeit haben seine sonst vorzüglichen Eigenschaften verdunkelt, zu denen nicht in letzter Linie die Vaterlandsliebe zählte.

Hormayr wollte eine Weltrolle spielen und sich nicht mit dem Pfund begnügen, das ihm verliehen wurde. Die Politik hatte, wie so häufig, auch seinen Charakter getrübt. Heute, mehr als 50 Jahre nach Hormayrs Tode, ist es an der Zeit, Licht und Schatten gerecht zu verteilen, zu prüfen und zu urteilen. „Wenn auch nicht jetzt", schrieb kurz nach seinem Ableben Hormayrs zweite Gattin, mit der er in glücklichster Ehe lebte, an Varnhagen, „so wird doch einmal die Zeit kommen, wo falsche Urtheile über ihn fallen müssen, denn er hat das Maß der Menschheit nach den moralischen Forderungen, die wir jetzt zu machen gewöhnt sind, wie in der Liebe so im Haß wohl oft überschritten. Erhob er sich dort mit dem Schwunge der edelsten und reinsten Natur, zugleich aber mit einer Blindheit und Leidenschaftlichkeit, wie sie wohl manchen Schmerz der Täuschung hervorgerufen haben und als Folge eine Beimischung des Mißtrauens, das sich jedoch später immer mehr verloren hat, so war er in letzter Beziehung ein Mann der alten Zeit, dem in gewissem Sinne das Christenthum fremd bleiben mußte. Sein ganzes Wesen streifte mehr an die Helden der Ilias, als an einen Mann aus dem XVIII. und XIX. Jahrhundert. Gedanke und That waren bei ihm eins, selbst wenn die That nicht gleich vollbracht werden konnte. Überlegung, Rücksicht, Änderung des Wollens lagen wohl selten, wenn auch eine längere Zeit jene trennte, zwischen beiden. Nur dem mächtigen Impuls der stürmischen Seele folgend, vollbrachte er mit großartiger Hingebung und andauernder Aufopferung den Liebesgedanken, aber verfolgte auch mit rastlosem Eifer und frei von jedem Nebengedanken des Vortheils oder Nachtheils da, wo er haßte. Dennoch war der Haß bei ihm von jener großartigen Gestalt, daß, wenn

er nicht durch das Niedere und Schlechte hervorgerufen, und nur aus dem Mißverhältnisse des Lebens hervorgegangen war, er sich wiederum, wenn dem geringen Willen genug getan war, mit größter Weichheit und Milde der Versöhnung hingab."

Auch wir denken heute unbefangener über Josef v. Hormayr, der ein Opfer des Systems gewesen wie manch anderer, der das heißgeliebte Vaterland verlassen mußte, um in freierer Luft zu atmen und zu schaffen. Wir anerkennen das Wirken dieses Mannes, der sein reiches Wissen in den öffentlichen Dienst gestellt, des fleißigen Forschers, der so viele historische Schätze erschlossen hat. All die Makel seines Charakters vermögen die Verdienste Hormayrs um das Geistesleben in Österreich nicht zu schmälern. Blinde Leidenschaft, unbefriedigter Ehrgeiz haben den einst so warmfühlenden Patrioten zum Pamphletisten erniedrigt. Das trübt das Andenken dieses Österreichers. Jetzt, da uns die traurigen Kulturverhältnisse in vormärzlicher Zeit klargelegt sind, werden wir die Charakterschwäche dieses eifrigen Förderers von Literatur und Kunst in Österreich zwar nicht verteidigen, wohl aber entschuldigen, wie es längst vor uns Erzherzog Johann getan, als er Hormayrs Briefe ordnend, die Worte schrieb: „Was Hormayr betrifft, zeigt sich durch seinen Austritt aus Österreich im Jahre 1828 und sein Ende — das bricht ihm den Stab. Wer seine Leidenschaft nicht zu bemeistern vermag, nimmt ein trauriges Ende. Schade um diesen Mann; große Verantwortung jener, die zum Teile die Ursache davon waren."

II.

Hormayrs Briefe an Karoline Pichler.

1.

Wien, am 13. August 1806.

Ich nehme mir die Freiheit, Ihnen, verehrungswürdige, gnädige Frau, hierneben meines Freundes und Lehrers

Müller Selbstbiographie [1]) — und meine Geschichte Tirols mitzutheilen. [2]) Die erste wird Ihnen gewiß die lebhafteste Theilnahme und Bewunderung einflößen, die zweite macht auf Ihre Nachsicht Anspruch. Sie werden wenigstens die Überzeugung daraus schöpfen, daß ich manches richtig vorhergesehen und gesagt und gewarnt habe und können sich eine Vorstellung von dem herzzerreißenden Gefühle machen, mit welchem ich — und gerade ich — den achten Preßburger Friedensartikel redigiren half. [3]) Ich möchte Sie wohl sehr bitten, sich durch einige sinnstörende Druckfehler und weggelassene Interpunktionen nicht abschrecken zu lassen, diesem Buche einige Stunden der Zerstreuung zu widmen. Zum Vorlesen ist es wohl nicht geeignet — fast jeder Satz enthält mehrere Inzisen und verschiedene Ideen — aber die blinde Vaterliebe macht mich dreist genug, Ihnen hie und da ein lohnendes Blümchen unter mancherlei Unkraut zuzusichern. Auch einige Briefe Müllers lege ich bei, seine übrigen betreffen nur historische Details über die kommende Periode seiner Schweizer Geschichte. [4]) So wenig meinem gestrigen Besuch irgend ein anderer Eigennutz als der zum Grunde lag, Ihnen die ungeheuchelte Versicherung meiner auf die Übersicht Ihrer wichtigen Verdienste um nationale und insonderheit weibliche Bildung gegründeten Verehrung zu bezeigen, so sehr fühle ich auch, welche Zierde Ihr Bild und die Entwicklungsgeschichte Ihres Geistes, namentlich Ihrer ausgezeichneten dichterischen Talente dem Werke sein würden, dessen Bearbeitung ich die besten meiner Kräfte zu weihen gedenke!

2.

Am 21. September 1806.

Da von „Muhammeds Posaune des heiligen Krieges“ (übersetzt durch den Konsularagenten Hammer in Jassy), einem Zögling der orientalischen Akademie, bekannt durch seine Reise in Syrien, Kleinasien, an die Stätte des alten Troja, nach Ägypten mit Sidney Smith und Hutchinson,

mit politischen und historischen Blicken durchblitzt von Müller) meines Wissens nur drei Abdrücke hier sind und Sie, gnädige Frau, wahrscheinlich noch keinen zu Gesicht bekommen haben, nehme ich mir die Freiheit, Ihnen diesen denkwürdigen Aufsatz in eben dem Augenblicke mitzutheilen, in welchem ich ihn erhielt.[1] .. Die nächsten Tage müssen es lehren, ob Müller unter den Preußen nicht auch eine Stimme in der Wüste sey?

3.

Dienstag, am 1. März 1808.

Ihr Haus, eigentlich das einzige, das ich besuche, hat mich mit so viel Dank und Liebe gegen alle seine Angehörigen erfüllt, daß mir jede Erlaubniß, fernere Ansprüche auf diese unverdiente Güte zu machen, höchst willkommen ist und ich für kommenden Frühling und Sommer, wo ich ganz allein — und durch keine so traurigen Anlässe wie bisher abgehalten sein werde, meinerseits kein höheres Verlangen tragen kann, als — gleich der armen Witwe, auch ein Scherflein zum Vergnügen dieses Zirkels beitragen zu können. Donnerstag hat mich mein ursprünglicher Zweck, Dr. Nord nach der Stadt zu führen, wortbrüchig gemacht und um das Vergnügen betrogen, Sie zu sehen und Ihre Befehle zu empfangen, ob ich guter oder übler Laune, geheimer Rath, Hauptmann oder Reitknecht sein soll?[1] — Der Gesundheitszustand meiner Frau ist in einer so trügerischen Stagnation, der wiederkehrenden Anfälle so viele, ihre Seele dadurch so zerrüttet, daß ich mir gänzliches Wiederaufleben wohl nur von Landluft und Frühling versprechen darf, den die heutige Temperatur auf seiner Reise sehr unfreundlich und frostig aufhält.[2] Eben dies und ein ganz unverhältnißmäßiger Andrang von Geschäften wird mir vor Freitag nicht erlauben, mich nach der Alstergasse zu tragen — doppelter Verlust in den grauen, umwölkten Umgebungen des Aschermittwoch, die freudige Erregung durch die Stimme der Frau von Staël und die solide Anschauung der Frau

von Nuys zu entbehren![3] Wenn ich Sie nicht nenne, gnädige Frau, und Schlegel und Collin nicht, so ist das eine schlaue, poetische Figur, welche die vollmündigen P. P. S. I. im Beichtstuhle: reservationem mentalem titulirt haben.

Ihnen — und nur Ihnen, gnädige Frau, theile ich den beiliegenden gestern erhaltenen Brief Müllers mit. Ich bin Ihnen auch noch den schuldig, der die Intrigue entwickelt, womit Lombard und Beyme seiner los zu werden gesucht und es erreicht haben.[4]) . .

4.

Wien, am 28. Mai 1808.

Verstatten Sie gnädige Frau, daß ich Ihnen hierneben die beiden Bände meines Archivs für Süddeutschland überreiche, wovon der letztere eben aus der Presse gekommen ist.[1]) Wenn auch diese Sammlung alter und Berichtigung neuer geschichtlicher Gegenstände sich nicht zu dem Anspruch erheben darf, einer der lieblichen Blumen zu gleichen, die wir gewohnt sind unter Ihren Händen aufblühen zu sehen und durch welche Sie der Nationalbildung, zumal jener der weiblichen Jugend, einen so schönen, die eigene Individualität rein aussprechenden Beitrag geliefert haben, so behaupte ich doch auch dieser trockenen Arbeit ihr Verdienst. Sie hat mir viele Zeit, Mühe und Entsagungen gekostet, unter denen ich wohl obenan setze, daß ich oft abgehalten war, eine frohe Stunde in Ihrem Hause mehr zu verleben, das ich so sehr ehre, dem ich so viele Güte und Nachsicht verdanke. Diesen Sommer über werden Sie aber auch um ein Gutes mehr von mir hören, wenn auch nicht lesen und sich unwillkürlich des Rabener'schen Nilson scribens erinnern, welcher mit der anziehendsten Lebendigkeit und hohem Scharfsinne die Geschichte von 99 Nordlichtern geschrieben hat.[2]) Doch meine Gelehrsamkeit soll nicht allzu redlich sein und Ihnen, gnädige Frau, noch vor der Zeit den Schrecken einer tödlichen Langweile verursachen. . .

5.

Am 15. Oktober 1808.

. . Ich sündige wohl auf Ihre mir so werthe Freundschaft, wenn ich auch die Züge eines Menschen beilege, die — wenn anders der Kupferstecher kein Betrüger war — Ihnen die wärmste und unwandelbare Anhänglichkeit und den Wunsch ausdrücken sollen, auf Ihre Achtung einigen Anspruch machen zu dürfen. Viele sind an mir irre geworden, weil sie mich nie weder haben verstehen können noch wollen und so bin ich hier zu scharf, dort zu gelinde beurtheilt worden. Nur die Dauer trügt nicht und der Moment, wo es gilt; — jener habe ich mein ganzes Leben geweiht, in diesem habe ich nie ein Incognito angenommen. Das wird mir wenige, aber doch einige Herzen erhalten. . .

6.

Wien, den 7. März 1809.

Ich übersende hier das die Jungfrau von Orleans betreffende Stück des Morgenblatts. In der gleichfalls beifolgenden Iris von 1805 findet sich S. 43 eine ziemlich gute Geschichte Johannens von Neapel. Über das treue Abbild dieser unglücklichen Fürstin, über Maria Stuart, werde ich den Almanach von Genz schicken.

Ein guter Theil von Mühe und Abschrift ließe sich ersparen, wenn man aus solchen gelungenen Schilderungen die charakteristischen Stellen aufnimmt und lediglich anstreicht, wo sie dann der Setzer am gehörigen Orte schon einzuschalten wissen wird. Überhaupt muß die möglichst vollständige Erwähnung der durch Tugenden oder Verbrechen in der Geschichte ausgezeichneten Frauen diesem Aufsatze eigenthümlichen Werth geben, nicht aber psychologische oder metapolitische Raisonnements über die Natur und das Ziel weiblicher Kräfte [1]) . .

7.

[Jänner 1810.]

. . Mit meinem herzlichsten Dank folgt der treffliche Aufsatz wieder zurück, der gleich nach meiner Rückkehr, eine Zierde des Archives werden soll, wenn Sie anders nicht Ihre schwesterliche Hand von ihm und seinem Herausgeber abziehen. Er hat mich in Wahrheit freudig überrascht und meine hohe Idee von Ihrer historischen Darstellungsgabe, schon erkannt in den einzelnen Basreliefs Ihrer Romane, aufs neue beurkundet.[1] . .

Wenn von Zusätzen die Rede ist, so möchte ich Sie wohl bitten, zu erwähnen:

α) Um der Seltenheit der Erscheinung willen, des Grafen Ernst von Gleichen, ganz historisch in Goethes „Stella“.

β) Der Inez de Castro, (Gebauers portugiesische Geschichte und das Trauerspiel gleichen Namens[2]) — beide schicke ich — und österreichischen Plutarch), Agnes Bernauerin, Philippine Welser — deren Lage psychologisch so interessant war.

γ) Johannen d'Arc könnte wohl die Sorel entgegengestellt und auf den brittisch ungerechten Shakespeare und den ekeln Voltaire ein zürnender Seitenblick geworfen werden.

δ) Einer Bemerkung scheint mir auch nicht unwerth die übergroße Frauenzahl, die ihre Männer und deren Völker zur Annahme des Christenthums und milderer Sitten bewogen, z. B. Chlotilde den Chlodowig und mit ihm die Franken, die fränkische Ingundis den westgothischen Hermenegild, Cäsarea viele Stämme der Parther, Ethelberg die Northumberländer, die baiersche Theodelinde die Longobarden, Lidwina die Böhmen, Gisela ihren Gatten Stephan und die Hungarn, die böhmische Dombrobska Mincislaven und seine Polen, die brittische Margarethe die Schotten ihres Malkolm, Gormo der Däne bekehrt durch Thira, Tochter des angelsächsischen Edelfred ꝛc. ꝛc.[3] . .

Das letzte Stück des Sammlers, hat Sie gewiß überführt, wie schnell ich von Ihrer neulichen Erlaubniß Gebrauch mache und in den nächsten Blättern des Archivs prangt das weder finstere noch fischehegende sondern Ihr Kremsmünster. [4])

8.

Den 7. März 1810.

Ich habe mir unlängst die Freyheit genommen, Ihnen, gnädige Frau, von meinem Wunsche zu sprechen, daß Sie Bredows Frauenspiegel für mein Archiv fortsetzen und vervollständigen möchten. [1]) Unmöglich kann ich dazu eine gewandtere Feder und ein richtigeres Gefühl als das Ihrige in Anspruch nehmen. Ich wiederhole also meine Bitte auf das förmlichste und angelegenste, um so mehr, je unvollständiger Bredow selbst für die alte Geschichte ist, da er keiner Leona, Arria, Sophonisbe, ja nicht einmal Archidamiens gedenkt, die, das Schwert in der Faust, den lakedämonischen Senat zwang, sein Dekret zurückzunehmen, das beim Anrücken des Pyrrhus alle Frauen nach Kreta in Sicherheit gebracht wissen wollte, als wenn sie nicht eben so berufen wären, mit dem Vaterlande zu leben oder zu sterben, und die ihren Enkel, den König Agis, mit Gleichmuth als ein Opfer seiner großen Pläne neben sich im Kerker erwürgen sah.

Epponina in der beifolgenden Iris verdient nicht minder die wehmüthigste Theilnahme. Ich lege noch einige Materialien zur Geschichte berühmter Frauen bei, behalte mir aber vor, einige Schriften noch nachzutragen, die sich eigens diesen Gegenstand zum Ziele vorgesteckt haben. Der Geist des Mittelalters und des Ritterthums, die Minnesänger und Minnegerichte, sind sehr merkwürdige Erscheinungen, die eben dahin gehören. Die Jungfrau von Orleans scheint mir nach allen Varianten, die man über sie hat, und trotz der historischen und poetischen Herabwürdigung durch Shakespeare und Voltaire und trotz des langweiligen und fast lächerlichen

Lobes Chapelains[2]) das ehrwürdigste, einzelne Phänomen, denn Johanna hat einer an sich selbst verzweifelnden Nation wieder Selbstvertrauen eingeflößt und Europas ältesten, wankenden Thron wieder befestigt. Ich schicke ihretwegen noch einige historische Zweifel aus dem Morgenblatte nach, die mir aber von gar keiner Erheblichkeit scheinen. Es wäre um alle historische Glaubwürdigkeit gethan, wenn solche negative und fragmentarische Einwürfe hinreichen sollten, den Glauben so vieler, doch auch prüfender Jahrhunderte zu zertrümmern. Nicht vergessen darf werden, mit welcher Glorie Schiller Johannas Haupt und sein eigenes durch jenes vollendetste seiner Kunstwerke umstrahlt hat . .

Die ägyptische Erzählung, die das Revisionsamt einige Tage aufhielt, werden Sie gestern erhalten haben. Alten und neuen Sinn habe ich noch gestern Nachmittags, wie mir ihn Haschka behändigte, mit admittitur erledigt und ihn nebst einem sehr dringend dem Revisor Sartory zugeschickt.[3]) . .

9.

Am 1. Oktober 1810.

Diesen Augenblick von Klosterneuburg zurückgekehrt, eile ich, auf Ihre Zuschrift, gnädige Frau, zu antworten, daß die durch die französische Ambassade geschehene Reclamation nur Militärindividuen und nur französische Unterthanen, wiewohl durch einen offenbaren Bruch früherer Übereinkünfte auch die Niederländer betreffe: in mehr als einer Rücksicht ein neues Schanddenkmal der Treulosigkeit und Sophisterei des hassenswürdigsten aller Tyrannen! Die Unterthanen des rheinischen Bundes und der cedirten österreichischen Provinzen schützt der X. Artikel des letzten Friedensschlusses und eine eigne, am 30. August 1810 in Paris signirte Konvention, solange die Täuschung anhält, daß Verträge binden. Auf keinen Fall hätte ich Österreich verlassen, selbst wenn ich meine Stelle nicht hätte behalten können. Ich wäre Bauer geworden eh' als anderwärts in die glänzendste Carriere

getreten. Wäre meine Anhänglichkeit minder fest, mein Abscheu gegen jenes militärisch fiskalische System der neuen Staaten minder entschieden, so würde ich glänzenden Anträgen gefolgt sein, die mich 1804 und 1806 an die Isar und an den Rhein riefen.

Ihr Billet, gnädige Frau, bleibt mir indes ein theures Andenken der unverdienten Teilnahme und Nachsicht, die Sie mir seit langer Zeit schenken, die ich mit der zärtlichsten Hochachtung und unveränderlicher Ergebenheit erwidere und um deren Fortdauer ich Sie angelegenst bitte in einer Zeit, wo der Kreis immer enger wird, wo man nützlich zu wirken oder glücklich zu sein hoffen darf. . .

10.

[1810.]

Ich habe, verehrte gnädige Frau, unseren Haschka schon gegen 14 Tage nicht gesehen;[1]) es war mir also ganz neu, was Sie mir von einer Deklamation schreiben. Nur erzählt hat mir gestern mein Freund Stürmer,[2]) daß er morgen bei Ihnen eine Ode des preußischen Gesandten Wilhelm von Humboldt auf Rom, die dieser ihm unlängst mittheilte, vorzutragen gesinnt sey.[3]) Nur ein schon seit mehreren Tagen eingegangenes Engagement hindert mich, hieran Theil zu nehmen. Ridler[4]) aber werde ich auf jeden Fall dahin bescheiden und meines Ortes entweder noch morgen Vormittags oder Freytags die Ehre haben, Ihnen den Ausdruck meiner unbegrenzten Hochachtung und Freundschaft mündlich zu erneuern.

11.

[1810.]

Nach einem der peinlichsten Monde, die ich je verlebt und die mir, wenn auch nicht zu schriftstellerischen Conzeptionen, doch zu solchen Arbeiten allen Gleichmuth und Heiterkeit raubten, wünsche ich recht sehr, einen Vormittag mit Ihnen, gnädige Frau, zu durchgehen, was mir in diesen

widerwärtigen Tagen von literarischen Wesen und Unwesen vorgekommen ist. Für die vaterländischen Blätter mache ich eben auf Verlangen einen kleinen Anzeiger dessen, was an und von unserm Horizont neuestens erschienen oder demnächst zu erwarten ist. Darf ich darin auch der Grafen Hohenberg erwähnen? — und darf ich Sie bitten, gnädige Frau, mir eine Abschrift jenes kleinen, herrlichen Liedes zu gewähren, das die Summe jenes tiefen, zarten Gefühles ausdrückt, das den ganzen Roman von den neuesten ähnlichen Werken so vortheilhaft auszeichnet? [1])

12.

Wien, am 18. August 1811.

Ihre Gesellschaft, hochverehrte gnädige Frau, ist mir zu werth, als daß ich Ihre gütige Einladung für den Donnerstag ausschlagen könnte. Was Böttigern betrifft, so kenne ich diesen süßlichen, kriechenden und nur von rückwärts verwundenden Mann (jedoch nur generisch, nicht in Hamlets Geist nenne ich ihn so) im diplomatischen Wege zu gut, als daß er mir etwas von seinen Denunziationen, giftigen Zeitungs-Artikeln und hämischen Seitenhieben auf deutsch Gesinnte wegreden sollte.[1]) Ich selbst habe nie einen Zwist mit ihm gehabt, ihn nie anders meines Zornes gewürdigt, als wie wenn ich etwa jäh auf eine Brennessel gerieth: also haben wir auch keinen Frieden miteinander zu machen. Kann ich immer, so sende ich Ihnen morgen ein deliciöses Lustspiel von Kleist über ihn. Gentz hat ihm eine Revisite gemacht. Diesem meinen durch orientalischen Lebenswandel etwas weich und schlapp gewordenen Freunde muß ich wohl manchmal derlei Rückfälle verzeihen. Übrigens ist er zu klug, um mit diesem Insekt in Diskussionen einzugehen. Ich schätze übrigens seine vielen, mitunter im Antiquitätenschacher erprobten Kenntnisse vom grünen und gelben Rost, Vasen, Spangen, Henkeln, Fibeln, Brüsten der Isis und Augenbrauen des olympischen Jupiters. Donnerstag gilt er mir für den Gast eines mir seit Jahren überaus theuren Hauses. . .

13.

Wien, 18. August 1812.

In der Anlage habe ich die Ehre, Ihnen, verehrte gnädige Frau, nach Ihrem Wunsche die freilich nur mageren Umstände der Stiftung der Karthause Gamming zuzusenden.[1]) Dieser Tage werde ich die Ehre haben, Ihnen abends aufzuwarten. . .

14.

Brünn, den 8. Juli 1814.[1])

Seit der Zeit, als ich Ihnen, hochverehrte Frau, schrieb und Ihre mir über alles schätzbare Rückantwort erhielt, hat sich in dem, was mir unter den gegenwärtigen Umständen nothwendiger Weise das Theuerste sein muß, in meiner Gesundheit eine Änderung ergeben, die ich wahrlich nicht erwartete, die mich aber um so mehr niederschlägt. Mehr hierüber kann Ihnen unser gemeinschaftlicher Freund, der treffliche Graf Moritz Dietrichstein sagen, welchen ich gestern mit vielen Freuden in der Burg seiner Ahnen, im Audienzsaale begrüßte, wo einst die Mißvergnügten jenen standhaften Kardinal aus dem Fenster stürzen wollten, zu Nikolsburg[2]) . .

Hierneben schließe ich Ihnen ein hiesiges literarisches Erzeugniß an, auf das ich manchen Einfluß nahm und das schon die zweite Auflage erlebte. Die Waffen des Spottes und der Lüge, des Widerspruches mit sich selbst müssen nun mehr in den Augen des Volks demjenigen den Nimbus abreißen, vor dem 18 Jahre lang fast jede freie männliche Stimme verstummt ist. In mehreren Stellen, zumal in Xerxes auf der Donau, in Hofers Tod, werden Sie mich wohl erkennen. Wollte der Himmel, ich wäre in der Stimmung, Ihnen recht bald etwas Besseres aus meiner Feder senden zu können! Offenherzig gestehe ich meine Vorliebe für: „Österreich und Deutschland" im Rückblick auf meine damalige, von den wenigsten in ihrem ganzen Umfange gekannte hoffnungslose Lage und auf den Mangel der nöthigsten Nachschlage-

bücher.[3] Stellen Sie sich vor, daß ich diese Schrift den Witwen und Waisen der Landwehr bestimmt hatte, daß die Polizeihofstelle sie eifrig unterstützte, Hudelist[4]) sie verbot, mein Schicksalsgenosse[5]) sie druckte und sie nun auch in Wien vollkommen erlaubt und öffentlich angekündigt ist, nachdem durch 3 Monate Zeitverlust ihr größtes Interesse wie bei jeder Gelegenheitsschrift verschwand! . . In Arndt habe ich stets das Große, Gediegene und Kräftige geschätzt, was bei uns als Narrheit gilt. Nur in solchen Seelen konnte die Idee des Brandes von Moskau entstehen und das preußische Landsturmpatent. Die Preußen haben durch den in ihnen wehenden Geist manchen (wie ein muthwilliges Mädchen einen alten Perückenstock zum Walzen) mit fortgerissen, der jetzt sich Retter der Menschheit dünken mag, wie die Gänse des Kapitols![6]) Sie citiren meine Weissagung über Napoleon — wissen Sie nicht mehr, wie ich sagte: daß ich die Hoffnung noch nicht aufgebe, den König von Rom noch als Bettelstudenten zu sehen — und nach dem Brand von Moskau, daß jetzt noch Großes zu erwarten stehe, weil Alexander (auf dessen Persönlichkeit jene gewagte Invasion offenbar berechnet war) nicht mehr stark genug sei, um schwach seyn zu dürfen! Nichts ist der Empfindung nur von ferne zu vergleichen mit meinen Gesinnungen, mit meinem früheren schriftstellerischen und Geschäftsleben, mit meinem Gefühl für das unterjochte zerrissene Vaterland, für Österreich, den Ausgang des großen Freiheitskampfes unthätig, als Gefangener abwarten zu müssen! Schrecklich wahr ist, was Sie auf dem letzten Blatte sagen, daß es einem von Stunde zu Stunde widriger wird, an die Welthändel und an alles Politische zu denken. Norwegen, die Cortes, Siziliens Konstitution, der preußische Landtag, überall das Erwachen repräsentativer Ideen wird unausbleiblich auch auf uns, bei der Individualität so vieler Tongeber, einen contre-coup geben, welcher der bürgerlichen Freiheit, der Geistesentwicklung, den Wissenschaften, der Censur nichts weniger als günstig seyn, vielmehr wieder

zertreten wird, was in Jahren mit Mühe, Verdruß und Sorgfalt dem Licht errettet und großgezogen wurde. Denken Sie, was in den so sehr vergrößerten sogenannten Jakobiner zeiten nicht alles bedenklich und gefährlich war? So wenig Glück und Unglück vermögend sind meine Grundsätze und mein Benehmen umzustimmen, selbst mit Aufopferung persönlicher Interessen und der Alltagsklugheit, einer so trüben Epoche sehe ich in dieser Rücksicht entgegen für die Ideenzirkulation und Nationalbildung in dem geliebten Staate, dessen einzig wahrer Beruf ich in meinem „Österreich und Deutschland" angedeutet zu haben glaube. Graf Moritz sagte mir nur ein paar Worte über das „Wiedersehen"[7]) Höchst begierig bin ich auf das „befreite Deutschland", noch viel mehr auf Ferdinand II., um so mehr, als ich, was Sie sagen, daß dieser catonische Fürst nicht die Haupttriebfeder des Ganzen, sondern S. Hilaire der Held des Stücks werden müsse, für ein äußerst schwer zu hebendes Radikalübel und für einen organischen Fehler im Plan und Gang halte.[8]) Ein andermal noch viel mehr über meinen innigsten Wunsch. Sie möchten nicht untreu werden jener Dichtungsart, die ihren Namen verewigt hat! Aber ich weiß wohl selbst, daß nichts verführerischer ist als dramatische und mimische Kunst. Was belohnt schneller, allgemeiner, rauschender? Wo zeigt es sich unwiderstehlicher, was es sei, um die Gunst des Augenblicks und der Menge? Nur der Demagog vermag allein noch selbst hierauf ein Paroli zu setzen . .

15.

Brünn, am 22. Oktober 1814.

Mit großer Freude erhielt ich, verehrte Freundin, Ihre Zeilen, vom 13., die Versicherung von dem Wohlsein und von dem Andenken der theuren Ihrigen, denen ich recht innig danke, sowie dem würdigen Abt von Lilienfeld, welchem Leiden nicht fremd sind, so wenig als die Gefühle, die daraus entspringen.[1]) Sie citirten eine Stelle aus „Egmont" — Sie haben

mein Herz damit durchstochen. Wie oft besprach ich gegen Sie die tiefe Weisheit und Menschenkenntniß in seinen drei Gesprächen mit dem Sekretär, mit Alba, mit Ferdinand![2]) Die Baronin Doblhoff ist eine Freundin meiner Frau, verdient übrigens meine volle und rege Achtung. Sie kann Ihnen von Roschmann Anekdoten erzählen, die seinen Achtsbrief und jede rechtliche Brust niederlegen. Im Vaterlande, wo er gerne den Alba spielen möchte, ist nur eine Stimme gegen ihn. Die meisten wissen den ehrlosen Vorgang mit uns im Detail.[3]) Die Tendenz und der Charakter der Nation sind bekannt, darnach mögen Sie den Eindruck bemessen! . .

Ich erstaune oft über die mir noch immer beiwohnende Kraft. Zwar zähle ich erst 33, im kommenden Jänner 34 Jahre, aber was habe ich nicht gearbeitet und gelitten, auch wohl selbst verwüstet, von Lust, Haß oder Überdruß hingerissen, — und doch habe ich zwar oft Stunden der unbegrenztesten Erbitterung, darauf aber wieder ununterbrochener Heiterkeit, Geistesklarheit und Arbeitslust! Das Unglück ist für mich, was dem Antäus der Boden, auf welchem, vom Alciden hingestreckt, er sich doch immer wieder neu gestärkt emporriß! Aber alles hat seine Gränzen und die gestrengten Saiten werden auf einmal reißen und das Instrument zerschmettert sein. Hat Gagern Sie schon besucht?[4]) — lasen Sie seine „Beiträge zur Zeitgeschichte", worin er unsere Katastrophe schildert, die auch ihm Verbannung zuzog. Ein Meisterstück, worin freilich Roschmanns Infamie noch gar nicht geahndet, worin das Verschwiegene, bloß zu Errathende wichtiger ist als das Ausgesprochene und Niemandem wehe gethan werden will, auch denen nicht, die es selbst so sehr thaten. . . Es erscheint jetzt bei Härter in Wien der erste Band meiner „Kleinen historischen Schriften" — lauter Aufsätze mit finsteren, aber enorm gelehrten Gesichtern, sehr wichtig für die Zeiten von dem großen Karl bis auf die Erlöschung der Babenberger. Stellen Sie sich die wahrhaft erbärmliche Chikane vor, daß man mir verweigerte, das

längst gedruckte überall bekannte und recensirte „Österreich und Deutschland“ in dieser Sammlung mit abdrucken zu lassen, gegen alle Censurgesetze!! Der Prolog für das hiesige Theater über die Ankunft der Monarchen in Brünn mußte in 24 Stunden hingeschmiert sein. Der Herzogin von Oldenburg gefiel er unverdient. Ich hatte auf Ihre wiederholte, höchst gütige Anregung meines Schicksals und der gnädigsten Erkundigung um meine Person eine Audienz bei dieser herrlichen Fürstin, die ich niemals vergessen werde.[5]) Wie konnte doch Adam Müller sich um des lieben Brotes willen gar so wegwerfen, die schmutzige Wäsche zu waschen von Rosch mann, in dessen Haupt es aussieht wie in einer Wassermelone, dem man glauben machen kann, Bayard habe bei Chalons Attila überwunden und Ovid habe den Horaz geschrieben?![6]) Sidney Smiths Ankunft hat den schwer mißhandelten Hammer wohl königlich vergnügt?[7]) Eitelkeit ist das Erbe kleiner Seelen. Kein Ruhm besteht ohne Verdienst, kein Verdienst bleibt ohne Ruhm, früher, später, gleichviel. So weiß ich auch, daß ich als Schriftsteller, als Censor, als Beförderer fremder Arbeiten in der That bei uns nicht viel minder gewirkt habe als der ältere Swieten, vielleicht noch mehr. Aber jene Historie Max I. und Karl V. sollte mein „monumentum aere perennius“, mein „Opus quod nec Jovis ira, nec ignis nec ferrum, nec vetustas“ zerstören sollten, sein.[8]) (Einzelne Kuppeln dieses Vatikans: Wiedererwachen des klassischen Alterthums, der Künste, Buchdruckerei, Neue Welt, Geld- und Münzrevolution, ganz verändertes Kriegswesen, Reformation, Idee des Gleichgewichts, eines Contrat social der vorhin isolirten Staaten, etwas ganz anderes als Robertsons vielposaunte Einleitung. Überhaupt bleibt ihm kein gutes Haar — ich, ein geborener Mortimer, räche Maria Stuart an ihm, die er so mißhandelt hat — und dann die biographischen Basreliefs alle, der einen sowohl als der anderen Partei!![9]) In 14jährigen Studien habe ich so viel für dieses Unternehmen gesammelt,

daß mich oft die Schwachheit übermannt, zu bedauern, daß dieses wie so manches andere als aufgegeben und verloren zu betrachten ist, was ich noch für Österreich, für mein Vaterland, für die Wissenschaften hätte sein können. Meinen unauslöschlichen Groll abgerechnet, den der Gedanke an die zwei letzteren Abgötter meines Herzens wohl mildern könnte, kann ich da wohl nicht bleiben, wo es schlechterdings unmöglich ist, dem verhaßtesten aller Bande gänzlich zu entfliehen, die sich um die Wurzeln meiner Kraft und meines Lebens geschlungen haben, die mich in ein paar Jahren zu Schritten treiben werden, die ich nie für möglich gehalten hätte. Aber es ist auch eine eigene Grausamkeit des Schicksals: mit 33 Jahren allem häuslichen Glück und Frieden und jenem Zustand ungetrübter Erheiterung für immer entsagen zu sollen, welches die erste Vorbedingung zu jedwedem gelungenen Geisteswerke ist. . .

16.

Brünn, am 3. November 1814.

Empfangen Sie hiermit, verehrungswürdige Freundin, aus vollem und treuem Herzen dreifach die besten Wünsche zum dreifachen Feste. Der Himmel erhalte Ihre Frau Mutter, diese durch seltenen Charakter, vielseitiges Wissen und große Erfahrungen merkwürdige Frau; er lasse Ihnen in dem lieben Lottchen die schöne Zeit der Jugend wiederkehren und breche die Dornen von den Rosen auf und an Ihrem Lebenspfade. Ihnen eine schöne Ernte dessen, was Sie treulich säeten für das gegenwärtige und für die kommenden Geschlechter, — „was Ihr Herz sich wünscht, was der Sinn begehrt, was an diesem herrlichen Feste Ihrer werth ist". . . Haben Sie Gagern schon gesehen? seine Beiträge zur Zeitgeschichte gelesen? und was macht Hammer? Ich kann mir denken, wie die Ankunft Sidney Smiths ihn erfreut hat. Daß mein letzter Brief, nicht unbedeutenden Inhalts, richtig zu Ihren Händen gekommen, ist mir bereits bestätigt. Mich beschäftigt

jetzt die Herausgabe meiner „Kleinen historischen Schriften" und die Fortsetzung der Millotschen Universalhistorie.[1] Aber ich arbeite in dieser Lage und Stimmung mit Unmut, Verdruß und ohne den Gott im Innern. Dieser scheint übrigens auch dem Kongresse seine Schwingen nicht zu leihen. Sollte denn der Zeitgeist noch nicht eingreifend genug gesprochen haben, jene ungeheuren, blutigen, schmerzvollen Erfahrungen vergebens sein, nur die Rollen getauscht und bonapartisch gehandelt werden, nur ohne seine Größe und Kraft? Welche Schändlichkeit in Spanien! Haben es die Alba, die Christjerns toller getrieben? Und der heilige Vater, der seine Bullen an das Haus Fries schickt und doppelte Taxen fordert, wenig bekümmert um Metropoliten und Placetum Regium, der unserem würdigsten Kirchenfürsten, dem Olmützer Erzbischof Trautmannsdorf ob vitam anteactam die Bestätigung verweigert!![2] Und die Unauflösbarkeit der Ehen, nebst den Fastenspeisen, die ersten Früchte des neuen goldenen Altars!! In unserer Literatur ist ja völliger Stillstand. Von Ihren Werken sah ich das (leider sehr dünne) XIV. Bändchen der Gedichte, darunter auch die theuren Zeilen in meinem Stammbuch. Was folgt nun? Noch nicht der Hohenstauffe,[3] das Wiedersehen? Ich werde den ersten Band meiner kleinen historischen Schriften Gagern zueignen. Möchten Sie doch Haschka, nebst meinem herzlichen Gruß, die Bitte vortragen, mir aus einem Klassiker ein Motto durch Sie zu senden, welches eine zarte Anspielung nicht nur auf unsere Freundschaft und gemeinen Sinn, sondern auch auf jene nun aller Welt bekannte Katastrophe enthielte? . .

17.

Brünn, den 18. November 1814.

. . Haschka würde mir durch die Auffindung eines recht passenden Motto zu meinen, Gagern zugeeigneten „Kleinen historischen Schriften", in der That eine recht große Freude machen. Erinnern Sie ihn doch deshalb. Gagerns „Beiträge"

finden sich jetzt der Reihe nach in allen norddeutschen Journalen recensirt. Ludens Nemesis war die erste.[1] Bei der großen Exaltation der Gemüther in Norddeutschland, vorzüglich im Preußzischen, machte die Neuheit und Kühnheit seines Schrittes, wie leicht zu erachten, großes Aufsehen, ärndtete aber stürmischen Beifall. Sehr richtig dachten Sie, er möge wohl die Backen etwas voll genommen haben und werde schwerlich, um das Wort Fiescos zu wiederholen, der Souverän der Verschwörung gewesen sein. Ich finde jedoch, da die Sache bei der besten Berechnung und fast untrüglichen Mitteln ein paar Wochen vor dem wirklichen Ausbruche gescheitert hat, keinen Beruf, ihm jene Vorderstelle meinerseits anzufechten. Männlich bleibt es immer sein Hervortreten zu einer Zeit, wo es ihm nur Unannehmlichkeiten zuziehen konnte. Ich lege hier seine neueste Schrift bei und bezeichne die Stellen, die mir vorzüglich ernsten Nachdenkens würdig schienen. In der Darstellung liegt doch unfehlbar eine edle Einfachheit. In wenigen Tagen lesen Sie auch die Ankündigung meiner Fortsetzung der Millotschen Weltgeschichte vom Anbeginne der französischen Revolution bis auf den Schluß des gegenwärtigen, bereits etwas länglichen Kongresses. Ich möchte fluchen, dieses unternommen zu haben, allein der Buchhändler, der sich etwas davon verspricht, läßt mich um alles in der Welt nicht mehr los. So sey es denn mein Schwanengesang, ein Handbuch für Österreichs Jugend und Volk über die im Plutarch ohnedies nur kalenderartig vorgetragene verhängnißvolle Regierungsgeschichte des jetzigen Kaisers. Werden Sie die Bitte nicht zudringlich oder übermüthig finden, Ihren Ferdinand II. mich lesen zu lassen, bevor Sie ihn dem Druck oder der Bühne übergeben? Ich könnte vielleicht doch manches nicht ganz Unwichtige bemerken. Baron Strampfer würde das Manuscript an den Sekretär des Erzherzogs Johann abgeben, der mir es täglich durch ganz sichere, amtliche Gelegenheit schicken kann.[2] Binnen sechs Tagen ist es ganz bestimmt von Wien hin und her. Mich wundert,

daß Gagern noch nicht bei Ihnen gewesen sein soll? Seinen Vorsatz hierzu schrieb er mit dem Beisatze, daß er Ihre Schriften, zu seiner nicht geringen Verwunderung, unter den Franzosen fast mehr gekannt und geschätzt gefunden habe als unter den Deutschen und in Österreich, was sich freilich auf uraltes Herkommen gründet und die unverdenkliche Verjährung für sich hat. Des Grafen Szechenyi freundschaftlichen Willen erkenne ich dankbar, obschon ich nicht glaube, daß er überhaupt viel wirken kann, da List und Gewalt, welche solange die Pforte meines Gefängnisses verschlossen und mir noch jetzt den Mund zur Rechtfertigung und Vertheidigung verschließen, die Sache an viel höheren Ringen aufgehängt haben. Ich wünsche nur, er möge von Zeit zu Zeit den Erzbischof erinnern, der sich für diese Angelegenheit interessirt.[3]) Ja, Ruß ist auch einer von denen, die ich aus vager Unbestimmtheit der vaterländischen Kunst eroberte. Sein Herr unterstützte ihn hierin auf meinen Antrieb großmüthig. Er soll Ihnen einmal jene Tableaux zeigen, die ich aus dem Plutarch wählte, aus dem Leben Rudolfs und Maximilians, die Sempacher Schlacht ꝛc. Der Erzherzog führt sie gewöhnlich mit sich. Sahen Sie Rudolfs Begegnung mit dem Priester auf der Jagd? Der Mensch hat sprudelndes Talent, nur fehlt es an der ersten Bildung. Lassen Sie sich einmal meine Idee erzählen, wie zu Thernberg, in des Erzherzogs Schloß, der Saal ausgemalt werden sollte?[4]) . .

18.

Brünn, am 28. Dezember 1814.

. . Könnten Sie mir doch von Rothkirch, den ich herzlich grüße, jenes herrliche, mannhafte Lied an die deutsche Sprache mittheilen, das ich bei Matt deklamirte am vorletzten Montag, den ich in Wi n verlebte?![1]) Sahen Sie Gagern noch immer nicht? Was macht Hammer? Wie mag ihn das Wiedersehen Sidney Smiths erfreut haben? Erbauen kann man

sich daran nicht, daß er schon mehrmals die einladendsten Anträge von London, von Petersburg, von der ostindischen Compagnie hatte und dennoch immer wie auf einer Sandbank da festgenagelt bleibt, wo man ihn zurücksetzt, mißhandelt, ihm die Hände bindet, auf daß er ja nichts nützen könne?! Meine Gesundheit ist zum Erstaunen gut und fest, die Laune meist heiter, ja freudig im alten Schweizer Sinne . . Denken Sie einmal, was ich mir herausnehme! Schon versprach ich meinem trefflichen Freunde, dem Grafen Salm und der Familie Zierotin, die denn ein ganz besonderes, nicht blos poetisches Interesse dabei finden mag — Ihr Trauerspiel, wie ich es erhalte, eines Abends vorzulesen mit aller Kraft und Erhebung, welche die Vorliebe für den Stoff und für die Dichterin meiner Deklamation nur immer beilegen kann, — und sie freuen sich höchlich darauf.[2] Die von Ihnen bemerkten Abweichungen sind ganz und gar unwesentlich: kein billiger Tadel kann sie treffen. Wie anders als mit Lust und mit Stolz kann ich darauf hinsehen, daß meine Ansichten, ja meine Worte einem solchen Kunstwerk manchen ergreifenden Zug und die echt nationale Richtung gaben. Gerne bescheide ich mich mit dem materiellen Verdienste des Orgeltreters an dem majestätisch dahinrauschenden Getön, obgleich Ihre allzu große Bescheidenheit und partheiische Freundschaft mir gern eine höhere Stelle vergönnen möchte. Ja das war mit eine meiner Lieblingsideen, die Anwendung der redenden und bildenden Kunst auf vaterländische Gegenstände, die Potenzirung des geschichtlich Wahren durch das Schöne. Höchst begierig bin ich, in wie ferne sie die Quellen in Saft und Blüthe verwandelt, ob es Ihnen, theure Freundin, gelungen ist, die polemische Seite zu meiden, wo man in der That kaum wußte, auf wessen Seite denn eigentlich das Recht sei und wo, mit wenigen Ausnahmen, die Vordermänner und Zierden der Nation in der Opposition standen. Graf Schlick ist keine erdichtete Person, sondern der erste, der beim bekannten Prager Blutgerichte (durch Tilly ver-

geblich gewarnt muthvoll das Leben ließ. Sein Blut hat aber nicht gewuchert wie Egmonts. Nirgend ein Wort von Jesuiten? Im Kunstwerke wohl kaum zu entbehren, wenn auch nicht zur Aufführung auf der Wiener Bühne, wo überhaupt so manches wird wegbleiben müssen. Solche Rücksichten zu beachten, ist überhaupt des Künstlers unwerth und gehört für den Handwerker. Treffliche Worte über die Jesuiten im III. B. von Müllers Universalhistorie und in Adam Müllers vermischten Schriften, T. I, S. 263. Warum nennen Sie den Frechen, der, Ferdinanden an den Knöpfen des Wamses festhaltend, ihm zurief: „Non subscribes? Gib dich, Nantel, gib dich!" nach seinem Besitzthum Ebergassing und nicht nach seinem Geschlechtsnamen Thonradtel? Zu eben der Zeit flohen und fielen die Jörger. Gedachten Sie bei Zierotin jener kassandrischen Weissagung bei der Brünner Huldigung an den Winterkönig Friedrich, über die kurze Dauer seiner Herrlichkeit? Sie dünkt mir gar zu schön, angehaucht von Geisterodem wie durch Samuels Schatten, der verkehrte Saul. Über den Kongreß scheint sich nun dennoch der Himmel blauer und freundlicher zu wölben. Wohl treffend sagten sie's im Parlament rund heraus: das werde denn doch die Ehre der Souveräns nicht zugeben, sich über die Theilung des Raubes in die Haare zu gerathen. Wenn wir gar so heilig sind, warum behielten wir denn Belgien nicht, stellten Venedig nicht wieder her, nehmen dem Papste die Legationen, der Schweiz das Veltlin? Schalten in den wiedergewonnenen Provinzen mit Eroberungs- und Waffenrechten, ohne allen Rückblick auf ältere, beschworene Rechte und Verfassungen? Welchen Skandal des Undanks und der Willkür treibt nicht Jago in Tirol und Vorarlberg, wo lautes, allgemeines Mißvergnügen herrscht?[3]) Jenen ergreifenden, feierlichen Augenblick der Wiederkehr unter dem alten Szepter, trat er ihn nicht aus, wie einen Räuber am Lichte? Der Schlag, den der alte Nationalfeind that, aber auch mit blutigen Köpfen bezahlte, den sollte die langersehnte Vater-

hand wiederholen, die 1806 bei der Abtretung sich aus der Garantie der Konstitution ein Verdienst machte und 1809 und 1813 deren Umsturz als Motiv zur Insurrektion und Selbsthilfe citirte? Die Frau des Appellationsrathes Schneider durchreiste das Land vor einigen Wochen über Salzburg und Innsbruck nach Bregenz, erhielt die rührendsten Beweise der Theilnahme an unserem Schicksal, hörte die Flüche über Jago und mußte fast Station für Station die ganz abscheuliche Geschichte erzählen. Überall möchten wohl die jetzt von Norwegen bis Sizilien aufstrebenden Ideen von konstitutionellen, repräsentativen Gouvernements, gemäßigter Preßfreiheit, Responsabilität der Minister besseren Eingang finden als bei uns, vielmehr einen Triumph des Obskurantismus bewirken, wie in den Jakobinerzeiten. Welches Ende der heldenmüthigen Anstrengungen der Spanier? Der elende Ferdinand, der zu Valençay sogar den verrieth, welcher ihn zu befreien kam, der nur die erhob, die ihm dort die Langeweile vertrieben, und sie ebenso schnell wieder stürzte, behandelt die als Staatsverräther, deren altrömischer Starrsinn dem Unwürdigen die Krone erhielt, als Cadix allein noch widerstand, vom ganzen Staat nichts mehr übrig war als diese einzige Stadt? Prinz Christian in Norwegen verrathen und verkauft, der Meuchelmord Karls XII. von Friedrichshall durch die Freiheit des Landes bezahlt? Der Papst, das Übel der Zeit, Präponderanz des blos rechnenden Geistes über das Gemüth, durch Mönchswesen und Jesuiten beschwörend, so wie wir nach dem 7 jährigen Krieg die Preußen nachahmten in Stiefeln, Zöpfen und Handgriffen?! Auch am Turiner Hofe Sieg des Alten über das Bessere wie in Kassel, doch dort wird schon die Noth intermediärer Lage helfen und hier Preußens Einfluß. Nur Frankreich und — o Wunder! Portugal befolgen ein weises System der Mäßigung. Alt-England hat gut predigen. Es ist keine Brücke von Calais nach Dover! Alles zusammengenommen, möchte man wohl in den Ausruf des durch die Hexe von Orleans überwundenen,

sterbenden Talbot einstimmen. In der That, die Geschichte ist nur diätetisch religiös, insoferne nämlich jedwedes Übermaß Indigestion nach sich zieht. Das Gottesgericht von 1812 bis 1814, theilweise unendlich groß und erhaben, zerbröckelt sich gleichwohl in den Resultaten gar sehr und die Worte Schillers sind neu bekräftigt, daß sich in der Regel die Menschen aufs Flicken und aufs Stückeln verstehen und sich in ein verhaßtes Müssen leichter finden als in das Ungewisse einer Wahl. Preußen ist jetzt durch den Geist im ganzen Heer und Volk, durch den Sieg der Idee, durch den Ausgang der Feuerprobe weit mehr als unter Friedrich, der die Ökonomie des ganzen Staats dem Lebensplan eines Einzigen anpassen wollte, wie auch Joseph. Wir rufen den Geist an in der Noth und bangt und graust uns gleich, wenn er erscheint, das Höchste soll, das Ungemeine geschehen wie das Alltäglichste!! Das Polen von 1772 reviviscirt ebensowenig, als Venedig, als Schlesien zurückkömmt. Rußland, nach solchen Triumphen, wird sich selbst wieder zur asiatischen Macht konstituiren, sich selbst vom Süd und West Europas abschneiden?? Das gäbe wohl bellum omnium contra omnes und wäre viel ärger als Bonapartes Universalmonarchie. Preußen soll neuerlich auf Sachsens Besitz bestehen und des Königs Beharrlichkeit von Stein herrühren, der die meisten intellektuellen Kräfte Deutschlands in einer Hand vereinigt wünscht, und zwar in der liberalsten. In der That, es fehlte nur Göttingen dazu. Jene glaubende, aneifernde Religiosität, durch welche sich die Alten, das Haupt umhüllt, selber den Göttern der Unterwelt weihten, um in den dichtesten Feind oder in den rauchenden Schlund des Verderbens zu stürzen, ist hehr und heilig — aber ich hasse nichts mehr und gewiß ist auch nichts ein so sicheres Grab aller, vorzüglich soldatischer und fürstlicher Tugend, als jene passive Religiosität jenes: Deus providebit und: Rerum irrecuperabilium summa felicitas oblivio des langweiligen, zähen Friedrich IV., jene gottselige Resignation, durch die man des Geschickes

Schläge hinnimmt wie der Soldat auf der Bank und sich noch bedankt für erlittenes Unrecht! Des viri fortis cum mala fortuna compositi einziges Symbol ist der erdgeborene Antäus, der sich von jedem Falle neugestärkt wieder emporrafft. Noch der letzte Athemzug ist ein Ringen, ein Kampf und das ganze Leben nur eine Periode der Entwicklung, der Läuterung, ein Übergang, eine Reise durch die Wildniß, wo freilich die blinden Säue die meisten Eicheln finden. Gewissermaßen ist die Vorstellung der hohen Alten wahr. Das sustine der Stoiker war herrlich, absurd aber das abstine! Der Mensch kann ebensowenig ohne Leidenschaften sein als ohne Verdauungsfieber, sie sind ebenso nöthig, als die Atmosphäre durch Wind und Ungewitter erfrischt werden muß. Ich glaube selbst, nach Beendigung des Kongresses (man schämt sich nicht gerne vor Fremden und weiß, daß das Unglück mich weder erschreckt noch gebeugt hat) in meine vorige Lage zurückzutreten. Aber einerseits, kann das im Verhältnisse zu Jago als eine Genugthuung gelten? Durch wen wollen sie mich an jenem Platze ersetzen? Doch daran liegt den Herren wohl blutwenig. Ist's auch kein Mann für den Dienst, je nun, so ist der Dienst für den Mann. Auf mich geht es herzzerreißend jenes Gestöhne Don Cäsars:

„Man kann den Pfeil wohl aus dem Herzen zieh'n,
Doch nie wird das Verletzte mehr gesunden.
Lebe, wer's kann, ein Leben der Zerknirschung,
Allmählich abschöpfend Leidenschaft und Schuld.
Ich kann nicht leben mit gebroch'nem Herzen!"[4])

.. Ideen des Ritterthums basiren meinen Charakter im öffentlichen Leben, im Privatleben haben: Glauben, Ehre, Treue mir eben so wenig gefehlt. Aber ich gestehe, daß ich die Liebe, diesen edlen und mächtigen Sporn der Chevalerie, nie kannte und noch jetzt nur als eine dunkle Regung kenne, . . Auch jetzt blicke ich Extremen kühn ins Auge etwa wie Monmouth das Beil befühlte und wog, das

sein Haupt vom Rumpfe trennen sollte. Gönnen Sie mir die Ruhe zu hoffen, mein innerster Wunsch werde erfüllt, sonst muß ich wieder denken, was ich so oft dachte, ich sei in meinem Staats-Gefängniß am glücklichsten gewesen. . . Ich erschrecke selbst, theure gnädige Frau, wenn ich die Länge dieses Briefes und den Raub erwäge, den ich dadurch an Ihrer kostbaren, so weislich eingetheilten Zeit begieng. Aber Ihre 14 jährige Güte für mich ist kein leeres Luftbild und es steht mit unauslöschlichen Zügen im tiefsten Innern, mit welchem Edelmuth Sie sich in der Zeit der Verlassenheit meiner erinnerten. Ihre Briefe sind der Rabe, der das Brot in die Wüste trug.

Die heurige Minerva mißfällt mir, nur das Rütli ist herzerhebend, die übrigen Kupfer mittelmäßig. Sehr schön, stellenweise klassisch ist Ihre Cantate auf die Rettung Deutschlands. Wie glücklich der Komet von 1811 erwähnt ist! Lasen Sie in Beckers Taschenbuch: Die weiße und die rothe Rose von Kind, eine liebliche Nachbildung von Goethes Stella und Ernest von Gleichen? — La Motte Fouqués ärmliches Frauentaschenbuch? — Die Urania und das rheinische Taschenbuch, die Alpenrosen, nicht übel. Aglaja, herrliches Äußere, ziemlich magere Lese, John hat herrlich gearbeitet, Selam hat die Herzwassersucht.[5] Hammer hat sich wieder vor allen Leuten in die Hand geschneuzt durch die Verselei vom Jungfernsprung. Das sollte er bleiben lassen . .

19.

Brünn, den 6. Jänner 1815.

In der Anlage folgt mit dem herzlichsten Danke Ferdinand wieder zurück, der mir in der That ein mannigfaltiges Vergnügen, einen hohen Genuß und der freundlichen und erhebenden Rückerinnerungen so viele herbeigeführt hat. Begierig bin ich, ob die Aufführung auf dem Wiener Hoftheater erlaubt wird, bei jenen bandwurmähnlichen Zweifeln, Anständen und Bedenken, bei denen man niemals den Kopf

finden und zertreten kann. Das Wiederaufwecken des bereits eingeschlummerten Religionshasses, des Sektengeistes, die wenn auch noch so leise Berührung gewisser Thronzwiste, ständiger Rechte, der Geist des Aufruhrs, vorzüglich das in der That etwas starke: „Ferdinande, non subscribes?“ möchten vielleicht nicht unbekannte, wenn auch noch so grundlose, Apprehensionen erwecken.[1]) Doch, es wird ja Wallenstein gegeben, der freilich auch erbärmlich zugeschnitten sein mag, und Maria Stuart, gegen welche sich der Kaiser früherhin so oft und so entschieden erklärt hatte! Welchen einfältigen Deutungen unterlagen nicht selbst Collins antike Stoffe? Bei einem Haar wären ja Regulus und Bianca verboten worden?[2]) Doch ich will ja nicht hoffen, daß der derbe Huf irgend eines Böotiers das in der That vortreffliche Werk verunreinige. Nun erlauben Sie mir, auf einzelne Betrachtungen überzugehen, die ich mit den historischen beginnen will. Jene Forderungen geschichtlicher Treue, welche billigerweise an ein Kunstwerk gemacht werden und ihrer Natur nach nur negativ sein können, sind hier vollkommen befriedigt und der Geschichtschreiber hat seines Ortes schlechterdings nur zu danken und zu rühmen. Obgleich heutzutage widerlich, sind jene öftern Anklänge von der allein seligmachenden Kirche sehr richtig und das unterscheidende Merkmal des wild aufkochenden Parteigeistes. Schlick ist sehr glücklich gewählt, da mehrere dieses Geschlechtes in der Treue blieben. Wäre es leicht möglich, so wünschte ich, daß Dietrichstein ausdrücklich der Kardinal genannt würde. Möchte doch Schlick etwas umständlicher sein, vorzüglich der Union erwähnen, deren Haupt der Pfalzgraf Friedrich war und die bei allen diesen Unruhen unter der Decke steckte, auch zuerst undeutsche Hilfe wider Deutsche herbeirief. Ebenso nothwendig ist es, daß in der vortrefflichen Szene zwischen Tschernembel und Ebergassing jenes großen Planes Heinrichs IV. zur Gründung einer europäisch-christlichen Republik und zur gänzlichen Vertreibung

der spanischen und deutschen Linie Habsburgs erwähnt werde, die mit der Union und den Konföderirten in Böhmen und Österreich zusammengekartet war. Ungemein passend ist die Erwähnung der Taboriten, auch die Darstellung, wie Frankreich auswärts jene als Bundesgenossen aufsuchte, die es zu Hause zu Märtyrern machte. Überaus glücklich ist der Gedanke, wie Ebergassing, Marie und St. Hilaire zusammengebracht werden! Unter dem alten Drachen, dessen Sitz zugleich mit Ferdinands Thron einstürzen müsse, verstanden Sie doch auf gut protestantisch den Papst? In dem: „Ferdinande, non te deseram!“ beleidigte mich der Ausdruck „Angstgeschrei“. Das höchste Muster solcher Gebete ist gewiß das der gefesselten Johanna, als der die Schlacht überschauende Soldat Dunois Verwundung und des Königs Gefangennahme meldet. Der Kontrast zwischen Tschernembel und Ebergassing ist sehr schön. Glauben Sie nicht, es wäre sehr angemessen, dem listigen Tschernembel den Rath in den Mund zu legen, Ferdinand möge sich doch lieber in die Arme der österreichischen Landherren werfen, da er von Thurn doch ungleich Gefährlicheres zu erwarten habe? Und Ebergassing, da er davon spricht, Ferdinanden ins Kloster zu stecken, sollte er nicht des Vorsatzes erwähnen, die Prinzen in der neuen Lehre erziehen zu lassen? Doch Sie werden besser beurtheilen, in wie ferne das in Ihren Plan taugt? Ferners scheint mir, es falle viel zu wenig auf, wie unendlich wichtig es für den ganzen katholischen Reichstheil und hiermit auch für Österreich war, daß Ferdinand Kaiser werde. Auch würde ich am Schlusse die Freudenbotschaft gesetzt haben, Ferdinand sei wirklich gewählt — und früher, Thurn und Bethlen Gabor hätten sich entzweit, Bethlen sei wieder aus dem Marchfelde nach Preßburg zurück und habe durch den Kardinal Pazman (österr. Plutarch, X. Heft) Separatunterhandlung angeboten. Man muß die Motive etwas häufen, damit es nicht zu sehr auffalle, wie wegen der Ankunft eines Reiterhäufleins und zweier erst erwarteter Regimenter Thurn

auf einmal von Wien weiche, welches alles ganz unvorbereitet geschildert wird und in welchem er sicherlich auch das, wenn gleich mittlerweile durch Buquoy bedrohte Prag wieder erobert haben würde. Wollten Sie nicht irgendwo bei Erwähnung Bayerns Trautmannsdorf nennen, den glücklichen Stifter jener wichtigen Allianz? Wie unendlich glücklich machte mich die ruhmvolle Erwähnung Tirols. Ich bin eitel genug zu glauben, daß Sie diese Stelle meinetwegen niedergeschrieben haben? Wo Sie von Bayerns ungetrübter Ruhe und Wohlfahrt reden, hätte diese Erwähnung Tirols wohl noch einmal wiederkehren können. Es war die einzige Provinz, wo zu keiner Zeit die neue Lehre Wurzeln schlug, niemals Erbfolgestreit und Bürgerkrieg wütheten, die stets im alten Glauben und in alter Treue blieb. Es wird ihr dieses auch eben jetzt gar herrlich vergolten, aber derlei Erwähnungen sind eben köstlich, weil sie die öffentliche Opinion zu Gunsten des armen Landes wieder aufregen, daß man sich vielleicht doch schämen muß, daß sein Name, der von der spanischen Junta, von Schweden und Preußen in der Zeit ihrer größten Kraftanstrengung als Muster und Beispiel citirt wurde, endlich auch in Wien zur Empfehlung gereiche, wo man schon anfieng, sie mit den Calabresen und Corsen beiläufig in eine Klasse zu rangiren. Auf daß auch von Minimis die Rede sei, dürften Sie, verehrungswürdige Freundin, gelegentlich noch ein scharfes Gericht halten über Unreime und Härten, wie z. B. verwirren und führen, gewinnen und verdienen, Zunder und unter.

Was die einzelnen Akte betrifft, so ist Schlicks Schilderung der Lage Böhmens sehr treffend. Ich sehe nun wohl selbst, daß chronologische Stellung und Zusammenhang nicht erlauben, jener kassandrischen Weissagung Zierotins an den Winterkönig Friedrich bei der Brünner Huldigung zu erwähnen. Zierotins und St. Hilaires Reden fielen mir eben so auf als St. Hilaires Klagen. Die Erwähnung der Rechte Erzherzog Alberts, Ferdinands Gleichniß von Sturm umtobten

Felsen und seine Schlußrede des I. Akts, Mariens Schilderung des Gottesdienstes zu Neustadt, Mariens Monolog — alles überaus schön, zuvörderst mein Liebling, die Unterredung zwischen Tschernembel und Ebergassing. Herrlich St. Hilaires Ausruf, Schlicks unglückschwangeres Zagen. Dem Ebergassing hätte ich einen Anstrich von dem klassischen Alterthume gewünscht, dessen Studium damals mitunter sehr üblich war, so einen Anflug von Cassius und Brutus. Ferdinands Abgangs-Rede hat mich ihrerseits ebenso angezogen als St. Hilaires Monolog, die Anrede an die Donau, erinnernd an jenes ergreifende: „Eilende Wolken, Segler der Lüfte" der schottischen Königin! Sehr befriedigt hat mich auch Ferdinands Zwiesprache mit den Rebellen — die Ertheilung des bekannten Privilegiums an seine Retter — doch gestehe ich, daß ich in Ferdinands Gebet und in seiner unstreitig sehr schönen Schlußrede noch mehr Feuer der Begeisterung, noch größere Sorgfalt im Versbau wünschte. So ein Erguß der höchsten Exaltation in majestätischen, auf lange hinaus entscheidenden Augenblicken ist wie eine Inschrift, die ewig stehen bleiben und für sich selbst alles aussprechen muß.

Gestern abends hatte die Vorlesung Ferdinands stattgefunden, von welcher ich Ihnen schon in meinem jüngsten Brief vorläufige Kenntniß zu geben die Ehre hatte. Graf und Gräfin Salm sind wahrhaftig Zuhörer, wie man sie sich in Wahrheit nicht besser wünschen kann, wo jedwedes Samenkorn des Guten und Schönen auf fruchtbares Erdreich fällt, nichts auf die Heerstraße, nichts unter die Dörner. Dennoch war niemand durch ein zu günstiges Vorurtheil befangen: dem einen dünkt der Stoff mehr lyrisch als dramatisch, dem andern die Behandlung dieses Gegenstandes für eine zarte, weibliche Hand zu gewagt, der dritte sprach von den Schwierigkeiten der Aufführung, wenigstens auf dem Wiener Platze. Ich selbst hatte es zweimal durchgelesen. Mich entzückte die edle und schöne Sprache und so mancher herzerhebende Zug, allein ich bekenne selbst, daß ich diesen außerordentlichen

Effekt im wirklichen Vortrag nicht erwartete, wobei mein eigenes Feuer mich hinriß und alles stumm und starr horchte und nirgends die leiseste Einwendung sich hören ließ. Des Königs und der Rebellen Zusammentritt und der Moment der Rettung ergriff unglaublich. Ich selbst lernte durch den wirklichen Vortrag die Ökonomie des Stückes tiefer kennen und finde nun manches, was ich oben sagte, überladen, schal und nicht an seiner Stelle. Die Handlung nimmt einen raschen, strengen Gang, nicht so wie in Collins Tragödien der V. Akt gewöhnlich nur wie eine Perücke oben sitzt, die man füglich auch wegnehmen kann . . Genehmigen Sie, meine theure und hochverehrte Freundin, meine innigsten Glückwünsche zu dieser so schön gelungenen Arbeit, die Ihre übrigen Bestrebungen krönt, die Kunst ihrer edelsten Bestimmung zu nähern, nämlich vorzugsweise bloß nationalen Zwecken. Jetzt haben Sie Collins Landwehrlieder, die Fragmente der Rudolfiade, seinen Leupold und Max bereits überboten; und ich selber als Geschichtschreiber, welcher in seinen Kompositionen erst durch den Zauber der klassischen Literatur Licht und Lebenswärme bringt, muß Sie auf der von Kindheit her treu und fest betretenen Bahn meines vaterländischen Strebens als die erste und edelste Genossin und Gehilfin laut erkennen und dankbar rühmen. Ist dem 19. leider sehr magern Bändchen Ihrer sämmtlichen Schriften noch kein anderes nachgefolgt? Warum wurde denn aus diesem die herrliche Cantate: „Das befreite Deutschland" ausgeschlossen? Auch Maximilians Zweikampf zu Worms hätte wohl darin stehen können? Neue Hoffnungen schöpfe ich jetzt für die römische Königin Margarethe, Wittwe Heinrichs von Hohenstaufen, sohin Nonne, dann erste Gemahlin Ottokars. Ich habe über diesen mit reichen Nebengemälden und Episoden prangenden Stoff zeither viel nachgedacht, auch in der hiesigen Barbarei, wo man dreifach unglücklich ist, ein literarisches Sujet nahe vor Augen zu haben, die treffliche und selten gewordene Geschichte Kaiser Friedrich II. vom sächsischen Rittmeister,

nun General Funk aufgefunden und werde sie Ihnen mitbringen.[3] Und nun empfangen Sie, verehrte gnädige Frau, meinen ehrfurchtsvollen und herzlichen Dank für das Vertrauen, womit Sie mir den Vorgenuß Ihres Ferdinands vergönnten, sowie für den unvergeßlichen Trost Ihrer Briefe. Es sei mir auch erlaubt, den Ausdruck meiner tiefen Verehrung an Ihre Frau Mutter und ein Heer von zierlichen und manierlichen Grüßen an die liebe Lotte beizufügen, die ich mir als eine prächtige, junonische, jedoch gnädige, gelehrte, jedoch lustige Dame vorzustellen weiß, und mich in den gebührenden Reverenzen durch einen podagrischen Tanzmeister bestens unterrichten lasse, woraus zugleich die unerbauliche Wahrnehmung hervorgeht, daß trotz der baldigen Vollendung meines 34. Jahrs und der starken Annäherung die Krisis des 40. mein Vernunftsvorrath noch immer so dürftig aussieht wie eine Kirchenratte . . Die Ankündigung zur Fortsetzung Millots wird dieser Tage erscheinen.[4] Meiner Fanny hatte ich unter andern die Minerva gesendet wegen der Tableaux aus Tell, und das Andenken an Hofer wieder aufgefrischt, der sie bei unseren nächtlichen Zusammenkünften im Februar 1809 auf dem Schoß hatte und mit seinem langen Bart spielen ließ. . .

20.

Brünn, den 16. Februar 1815.

Ich hatte bereits, meine hochverehrte und theure Freundin . . den beiliegenden Brief an die Frau Baronin von Rothkirch geschlossen, als mich ganz unerwartet, beim Durchlesen der Wiener-Zeitung, die Nachricht des Todes Ihrer Frau Mutter betraf, die mir Tags darauf durch Ihre Freundin, die Gräfin Chorinsky, bestätigt wurde.[1] Ich bin außer Stande, Ihnen den Eindruck davon zu schildern. Obgleich in sehr vielen Ansichten von dieser interessanten Frau verschiedener Meinung, war ich doch seit vierzehn Jahren gewöhnt, ihr willig und gerne eine litterarisch mütterliche

Prüderie einzugestehen und wie sehr war der allzufrüh verewigte Collin im gleichen Falle! Ich weiß, welchen herzlichen Antheil Ihre Frau Mutter an meinem Mißgeschicke nahm, und nun wird mir nicht einmal die ersehnte Freude ihres Wiedersehens, das ich in wenigen Wochen hoffen durfte! So schnell nacheinander verlor Haschka seine beiden ältesten Freundinnen! Und wie sich der menschliche Eigennutz doch selbst mitten unter wahren und aufrichtigen Regungen des innersten Gemüthes, ohne viele Scham und Scheu hervordrängt, so begegneten sich der Gräfin Chorinsky und mein Ausruf in einem Augenblicke, daß Sie nun doch in die Stadt ziehen und der Unterricht, das Vergnügen und die Ressource Ihres Umgangs Ihren treuen Freunden und häufigen Verehrern künftighin nicht mehr so sehr erschwert und im Winter beinahe ganz werde abgeschnitten werden.[2] In der That sind Sie dieses der gelehrten Welt, Lottchen und sich selbst schuldig. Möchte ich nur recht bald von der Zahl der Auserwählten sein, denen dieser hohe Genuß täglich beschieden ist! Ich hoffe es mit Zuversicht, da das Ende des Kongresses, der schon eine wahre Bandwurmsnatur anzunehmen schien, und die Abreise der Monarchen endlich doch so nahe ist. Hierneben liegt ein Prolog für das hiesige Theater auf des Kaisers Geburtsfeier, in welchem ich alle Forderungen der Mittelmäßigkeit und Popularität erfüllt und jedes Fünkchen von Gelehrsamkeit wie Ungeziefer abgetödtet zu haben glaube.[3] Freudig gerührt las ich hier vor einigen Tagen die endlich von Leipzig herbeigekommenen Bände von Johannes Müllers sämmtlichen Werken und darin die Recension meiner besten kritischen Arbeit, nämlich der Beiträge zur Geschichte Tirols im Mittelalter, die geistvollen Briefe des großen Mannes an Hammer, an mich, an den geliebten Erzherzog Johann, dessen Porträt hier die einzige Zierde meines Zimmers und mein Trost in so mancher Stunde düsteren Unmuths, bitteren Hasses und tiefer Menschenverachtung ist . . Mein Freund, der hiesige Vicepräsident Stahl, hat für wohlthätige Zwecke

einen Männer- und einen Frauenverein gegründet.[4] Der hiesige Adel gibt zum Besten derselben in jeder Fasten 2—3 Vorstellungen auf seinem Sozietäts-Theater, im Bischofhof. Man hat mich gleichfalls hierzu eingeladen. Sie wissen, wie sehr diese Unterhaltung mich von jeher erheiterte und zerstreute. Somit übernahm ich in Ifflands Dienstpflicht und in seinen Mündeln den alten Kriegsrath Dallner und den Kaufmann Drawe, in Goethes Geschwistern den Wilhelm. Die Vorstellung der Dienstpflicht fand solchen Beifall, daß sie wider die sonstige Observanz, aber zum bedeutenden pekuniären Vortheil des Männervereines schlechterdings wiederholt werden muß. Gubernialrath Graf Ugarte und die Appellationsräthin Hackher (geborene Kronenfels), mein Vetter Graf Troyer als Baruch und sein kleiner Sohn als Ernst, dann Gubernialrath Kronenfels als Fallbring und mein innig geliebter Freund Graf Salm als Falkenberg spielten in der That sehr brav. Fast jeden Abend verlebe ich bei Salm, mit dem Neuesten und Besten der in- und ausländischen Literatur. Seine Frau, eine Irländerin, Gräfin Maccaffery, vormals hier Stiftsdame, steht ihm an Geist und Gemüth wahrlich nicht nach. Manchmal sehe ich auch den Grafen Lamberg von Quassitz, in Wahrheit die zwei einzigen Kavaliere, die für das Schöne und Nützliche Ernst, Mühe und Geld anwenden . .

21.

Brünn, am 2. April 1815.

. . Über Ihren Ferdinand mag ich Ihnen gar nichts sagen; ich ärgere mich allzu ernstlich. Bei Gott! stünde ich in den alten Verhältnissen in Wien, das wäre nicht geschehen. Nicht ohne Selbstzufriedenheit sehe ich übrigens darauf zurück, wie ich nicht nur als Schriftsteller und als Geschäftsmann, sondern auch als Censor, als Unterstützer fremder Arbeiten, durch Erweckung schlummernder Talente auf die vaterländische Literatur gewirkt habe, in der ich, zumal im Fache der Geschichte, des Staatsrechtes und selbst der Politik,

seit zwei Jahren blutwenig Schönes und Großes habe erscheinen sehen. Nicht nur die an Johann von Müller, sondern alle meine gelehrten Briefe schrieb ich in früheren Jahren Latein, welcher Sprache ich mächtiger war als der deutschen, ein Erbstück meines an Geist und Gemüth dem klassischen Alterthum angehörigen Großvaters, des Kanzlers, der in dieser Sprache an seine Freunde Tartarotti, Maffei, Graser, Vanetti, an die ihm so werthe Laura Scribante Dekaden schrieb, des Druckes vielleicht noch würdiger, als seines Zöglings Sperges' Centuria literarum ad Italos.[1] Meine Briefe an Müller verbath ich mir, gedruckt zu sehen; jene an den Erzherzog Johann müssen Sie doch theilweise ganz vortrefflich gefunden haben? Hammer hat durch seine Mittheilung ohne Auswahl den zahlreichen Neidern seines schönen Talentes wieder einmal recht die Waffen in die Hände gegeben. Dieser Mann scheint eigentlich wie dazu geboren, um das Lieblingsthema aller Idioten und Tartüffe zu kanonisiren: Die Gelehrten taugten schlechterdings nicht ins wirkliche Leben und in die Geschäfte. Sie sollten hübsch bei ihren Büchern bleiben, etwa wie die Weiber am Spinnrocken und in der Küche! Sehr rührte mich vor etlichen Tagen ein Brief aus Braunschweig nebst einer nur zu schmeichelhaften Recension von „Österreich und Deutschland" von Rudolf von Bosse, einst Sekretär des unglücklichen Herzogs, der bei Jena fiel und zu Ottensee bei Klopstock ruht, alsdann im Kasseler Ministerium des öffentlichen Unterrichts bei Johannes Müller, der Bosses Sohnestreue in seiner damaligen undeutschen, unwürdigen Lage, in den Briefen von 1808 so bewegend anrühmt.[2] Müllers Todestag war eben der 29. Mai 1809, an dem die Bayern aus Tirol, die Württemberger und Franzosen zum zweitenmal aus Vorarlberg verjagt wurden und mir es glückte, alle ihre Verführungskünste scheitern zu machen. Bosse schreibt mir, der Verewigte habe sich auch noch krank die Artikel über Tirol vorlesen lassen und eine recht zärtliche Bekümmerniß darüber geäußert, „daß

ein für den kritischen und raisonirenden Theil der Historie so entschiedenes, für rasches und großes Wirken so geeignetes Talent in Stürmen untergehen werde, die es freilich zum Theile selbst erregt habe". Wie freut es mich, daß Sie endlich Gagern sahen und sprachen, den vielseitig gebildeten, energischen Mann — sehr natürlich, daß er in diesen zwei unruhevollen Jahren alterte, er ist kränklich, dadurch mißlaunig, manchmal menschenfeindlich, ja sogar arbeitsscheu. Über alles dieses kann ich meines Ortes nicht klagen, darum nicht minder begierig, wie Sie und Lottchen, die ich tausendmal grüße, mich finden werden. Viele weiße Haare auf dem Haupte, das sich schon den Göttern der Unterwelt geweiht hatte, in den Falten des Antlitzes Spuren der Leiden und der Leidenschaften, übrigens sehr stark, gesünder als je — etwas milder, auch wohl sanfter, aber viel entschlossener, viel glühender in Liebe und Haß — der ganze Druck ist nach innen gegangen und hat in die Tiefe gearbeitet. Das Äußere wurde glätter durch das ewige Bemühen, den scharfen Griffel des Grames durch eine unzerstörbare Jovialität und kaustische Laune wieder auszubügeln. Nur im Gedächtniß der neuesten Dinge hat mein Geist vielleicht etwas verloren, sonst gewiß nichts. Rothkirch umarme ich von ganzer Seele; auch ihm habe ich sehr viel zu sagen. Auch Haschka sei mir gegrüßt. Beineben folgt, theuerste, hochverehrte Freundin, die Austheilung der Stücke, in denen Ihr mindester Knecht auf dem hiesigen Sozietäts-Theater spielte. Der alte Oberförster in den Jägern machte rasendes Glück. Mein Gefühl über die neuesten Ereignisse paßt nicht in Worte. Das ist die Nemesis! Vergessend ihrer schönen Vorsätze, ihrer hohen, goldene Berge verheißenden An- und Aufrufe, gaben die Souveräns unstreitig böses Beispiel auf dem Kongresse, der jetzt zerplatzt wie eine schlechte Schweinsblatter. (Nur unser Franz muß sehr gewonnen haben, da die anderen ihre frivole und miserable Individualität so ekel zur Schau trugen.) Sie hadern ein volles halbes Jahr um verhältnißmäßig kleinliche

Privatinteressen, wie ein Rudel Knaben, unter den man eine Handvoll Kreuzer warf; vergaßen aus strafbarer Schwäche, den Cerberus festzufesseln oder vielmehr zu tödten, was zur Erhaltung von Hunderttausenden das einzige war, und bevor dieser Kongreß noch am Ende ist, der immer tanzte und nie vom Flecke gieng, heben seine dreifach meineidigen Janitscharen jenen Popanz wieder auf den blutigen Thron. Sehen die Souveräns klüger aus als die Jungen, denen es glückte, den bösen Schulmeister, als er zufällig fiel, die Treppe hinabzuwerfen und die vergaßen, daß er zur hinteren Thüre wieder hereinkönne, und hetzten und jubelten, bis er ihnen wieder die Köpfe zerbläute? Hatte ich Unrecht mit meinem namenlosen Franzosenhaß? Welch schändliches Volk! Und das ist Eid, Ehre, Treue des Soldaten? Argyraspiden, Prätorianer, Strelitzen, Bostangis werden die Herren der Welt, und ein Mann, der das ganze Rollenrepertoire vom Augustus bis zum bayerischen Hiesel durchlaufen hat, nimmt aus ihrer Banditenfaust das schönste Reich der Erde! Niemand darf ruhig athmen, so lange Er lebt, so lange Er herrscht — prima est ulcisci lex — beginnt bei Seneka der Korsen Glaubensbekenntniß. Er tod — und alles war gut. Jetzt fängt der revolutionäre Cyklus von 1792 von vorne wieder an. Welches Blutvergießen, welches Unheil! An Bürgerkrieg in Frankreich glaube ich leider nicht mehr. Der allein könnte helfen. Die Fremdlinge zwingen es sonst nicht. Wie schändlich betrug sich nicht sogar die dem Tyrannen am meisten abgeneigte Nationalgarde von Paris? Wenn nur Wellington auf seiner Hut ist! Die Bestürzung hier ist fast lächerlich, in der 17ème bonne ville de l'Empereur Napoléon. Ludwig XVIII. dauert mich sehr — Weisheit und Mäßigung bezeichnete alle seine Schritte, wie vortheilhaft im Kontraste mit dem Caligula in Spanien, der nun hoffentlich erschlagen wird, mit dem Vitellius in Turin, selbst mit dem mönchischen Papste! Er gab eine Konstitution, die anderen alle gebrauchten dieses Wort nur, solange sie die Völker brauchten,

wie der Vogelsteller die Lockpfeife. Wir Erzfeinde Napoleons, standen wir nicht beinahe da wie Windmühlenritter, da die Helden unserer Liebe, die Geburten unserer Opfer, es um kein Haar besser machen? Wie niederschlagend ist das! Ich schweige von meinem Vaterlande. Davon wäre ein Buch zu schreiben, als Motto Buttlers Hohnruf zu Ottavio Piccolomini im Wallenstein: „Dank vom Haus Österreich?!" Die neu akquirirten Provinzen alle sind höchst schwierig. Ist man denn blind und taub oder sagt man dem Kaiser die Wahrheit nur, wenn sie dem verwöhnten Ohr angenehm klingt? Doch genug hat der unheilverkündende Rabe gekrächzt. Sie werden dieses alles in Wien oft genug haben hören müssen und immer mehr hören . .

Noch eines: Diese verwahrloste, geistesarme Provinz, in der ich nun vom 23. Juli 1813 gefangen und seit 18. April 1814 in halber Freiheit lebe (vom 16. März bis 12. Juli war ich in dem meinem Herzen unvergeßlichen, sonst wilden Munkács und reiste dort auf weiten Um- und Abwegen über Unghvár, durch die Zips, Trentschin, Wisowitz, Prerau, Olmütz nach Brünn) habe ich ganz durchstudirt, kenne alle Quellen, alle Kenner, alle Liebhaber, werde zurückbringen, was Torstensohn wegschleppte und Dobrowsky vergeblich abholen wollte, werde auch da sagen: fiat lux![3] Jetzt habe ich die besten Dilettanten zu einem mährischen Taschenbuch vereinigt, gebe in selbes einen interessanten Aufsatz über Brünns heldenherrliche Vertheidigung 1645 durch Souches, die braven Bürger und Studenten wider Torstensohn und hege den unverschämten Wunsch, daß meine jedwedem vaterländischen Unternehmen die wohlthätige Hand darreichende verehrte Freundin selbes mit einer Legende eröffnen möchte, zu der ich eine rohe Skizze beilege. Professor Richter,[4] mit dem ich hier zusammen speise, ganz allein, bearbeitet unter meiner Leitung, durchgehends aus Quellen, Mährens Christianisirung von Byzanz her durch die herrlichen Gebrüder Cyrill und Method, die den Marhanen Sitten,

Glauben und Schrift brachten, die Dynastie der Moymaren, das großmährische Reich eines frühern Napoleon, Swatopluks (Zwentibolds). Die Geschichte Klosterneuburgs durch den dortigen Chorherrn und Archivar Maximilian Fischer ist bereits gedruckt.[5] Seit dem September weiß ich keine Silbe mehr von Kurz? Haben auch Sie nichts gehört? Meine Abende hier, auch wohl Nachmittage, gehören dem Grafen Salm, der, seit er austobte, ein überaus liebenswerther Mann ist, jetzt noch täglich der Römer und Griechen Sprache übt, Chymiker und Mineralog ist, und seiner überaus geistvollen Frau, Gräfin Maccaffery, aus einem alten irländischen Geschlechte. Beide haben mich wie einen Bruder behandelt. Ich gehe die Klassiker mit ihnen durch, Shakespeare, die Geschichte, auch wohl die neuesten Journale, die er alle hält. . . Ist denn seit Ihrem XIV. Bändchen nichts weiter mehr erschienen? Warum so gar lange gezaudert mit dem „Wiedersehen", mit „Heinrich von Hohenstaufen", mit „Ferdinand" selbst? Diesen müssen doch Auserwählte in Wien spielen, da sollen Sie von mir einen Ebergassing sehen, wie sich's gehört, oder auch den Kaiser, Zierotin, St. Hilaire, nur nicht den listigen, bedächtigen Tschernembel oder den Jammersohn Schlick, den Repräsentanten so vieler Zitteraale in Wien, die sich jetzt schon wieder anschicken, das Rauchfaß gegen den Antichrist zu schwingen, die ich vor mir auf eine Tapete gewirkt sehe wie im Egmont die Regentin, Marguerite von Parma, das doch viel weniger erbärmliche Conseil des finstern Philipp.

Das wird denn aber doch ein passabler Brief sein für einen Menschen, der „unter vielem Verhaßten, das selbst Briefschreiben für das Allerverhaßteste hält", damit wir doch im Egmont bleiben, von dem er — si licet parva componere magnis — in Charakter, leichtem, offenem Sinn, Neigungen und Ausgang ziemlich viel Ähnliches hat. Und dennoch ist noch nicht Lied am Ende! Sahen Sie Bartholdys „Krieg der Tiroler Landleute

1809"?[6]) Etwas Erbärmlicheres und Verworfeneres läßt sich kaum denken. Aber dieser moderne Barchobebas soll in eine heiße Lauge kommen. Die Tendenz des Buches ist klar: den Tirolern Abneigung und Mißtrauen gegen Österreich einzuflößen, das es nie redlich mit ihnen gemeint, sie nie als Zweck, immer nur als Mittel betrachtet habe; alles herabzuwürdigen, was die österreichischen Zivil- und Militär-Autoritäten thaten, die rohen Kraftäußerungen der Anarchie hingegen bis zur Hyperbel zu potenziren. Dann sind Unrichtigkeiten, local-personalchronologische Fehler wie Sand am Meere. Inzwischen, da man darüber gar nichts wußte und mir das Schreiben verbot, lobpreisen mehrere deutsche Journale diesen Unsinn, und selbst die Wiener Literaturzeitung, wo ich in der Sucht über alles, vorzüglich über strategische Gegenstände abzusprechen, Ridler zu erkennen glaube, der das lebendige Konterfei des Kapitän Fluellen in Shakespeares Heinrich V. ist.[7]) Lesen Sie ihn doch nach. Als Bartholdy im Sommer 1813 in Wien war, gelang es ihm, durch Adam Müller (der jetzt Roschmann als Schreiber dient, diese Krähe mit seinen Federn schmückt und seine schmutzige Wäsche wäscht) von Gentz Auszüge meiner Berichte zu stehlen, die er mit einer Frechheit citirt, die ihn in den Augen jedes Mannes von Ehre und Delikatesse brandmarkt. Dann schreibt er wieder ganze Seiten von mir ab, ohne zu citiren, dann entstellt er auf das Niedrigste, durch Ausreißen aus dem Zusammenhange, durch Auslassungen, durch absolute Verfälschungen! . .

22.

Brünn, am 28. April 1815.

. . Ist Ihr Ferdinand denn immer noch in der alten Gefangenschaft? Wie unwürdig, sich selbst den Genuß der schönsten und erhebendsten Nationaldenkmäler zu verkümmern, sich jenes allmächtigen archimedischen Hebels selbst zu berauben,

wodurch einzig und allein Wissenschaften und Künste auch populär, wodurch der Hochgesang der Dichter erst eine Sprache wird und jene einfachen, steifen Ritterstatuen des vielverkannten Mittelalters, streitbar und lebenswarm in unsere Mitte treten — und solch eine Perle vor die Schweine geworfen! Ein so edles Kunstwerk, reich an zehnfach trächtigem Samenkorn für vaterländische Herzen, scheitert nicht einmal an einem Felsenriff, sondern an einer Perücke voll der erbärmlichsten Bedenklichkeiten!? — Sie erinnern sich doch, daß ich als Censor, einst etwas unsanft zurechtgewiesen wegen einer angeblichen Anspielung auf Bonaparte, mit einer köstlichen Sammlung von Bulls, sämmtlich von der Wiener-Censur und von der Wiener Bühne, antwortete. Nicht vergaß ich darinnen das: „Es lebe der Consul!" in Collins Regulus, das Verbot Macbeths und Ottos von Wittelsbach (damit der Nachahmungstrieb die Leute nicht anreize, die Souveräns zu erschlagen), Königs Lear (damit etwa niemandem in den Sinn komme, die Könige seien närrische Kerls, obgleich in Kopenhagen und London, bei den wirklich wahnwitzigen George und Christian, keine Seele solch einer Thorheit gedachte), jene endlosen Beziehungen auf Napoleon im Ezzelino, im „Sturm von Nowgorod", ja sogar in Sorgen ohne Noth &c. Mein „Leopold der Schöne" mußte ja auch von der Bühne hinweg, weil es unschicklich sei, daß die Böhmen jemals Feinde der Österreicher waren! [1] — Doch in diesem Augenblicke ist das Loos über Ferdinanden wohl schon geworfen? Lieber aufgeschoben als verstümmelt, sei es auch nur um eine einzige Zeile, um eine einzige Wendung! Zu welchem anderen Erzeugnisse Ihrer glücklichen Feder dürfen wir uns wohl in Bälde Glück wünschen? — Bleiben Sie denn, theure Freundin, Ihrem Vorsatze getreu, daß Ferdinand Ihre letzte dramatische Arbeit sein soll? Wenden Sie nicht bald einen aufmerksameren Blick auf jenen Stoff, den ich Ihnen noch aus meiner Gefangenschaft mit Bezeichnung der Quellen vorschlug? meines thatenglühenden Friedrichs des Streitbaren, duldende Schwester

Margarethe, Heinrichs von Hohenstaufen Wittwe, mit ihm Gefangene, Nonne zu Trier, Gemahlin Ottokars, ungleiche Nebenbuhlerin der schönen Kuenringerin und jener stolzen Kunegunde, die wie Lady Macbeth den Gemahl zu der That des Verderbens trieb? — Welcher üppige Reichthum von Thatsachen, welche gediegene Fülle von Charakteren, welche Abwechslung, welche herrlichen Contraste! — Ja, einen solchen Stoff finden Sie kaum wieder.[2] Kaiser Friedrichs II. Leben (1792) von Rittmeister, nun sächsischen Generallieutnant Funk, das auch Johannes Müllers Beifall hatte, bekam ich endlich hier mit nicht geringer Mühe. Es überbringt Ihnen selbes die Gräfin Sophie Chorinsky, die am 9. Mai Ihrem schon übermorgen abgehenden Gemahl nachfolgt . . Die gütige Einladung, sie auch in Wien, namentlich diesen Sommer über, im Lang'schen Garten zu Döbling zu besuchen, gibt mir die Anwartschaft, manchmal mit Ihnen, vortreffliche, theure Freundin, zusammentreffend, die schönsten der Abende zu erneuern, deren Zierde, Collin, uns nun schon bald volle vier Jahre entrissen ist. Welchen Genuß würde es mir nicht gewähren, einer schon oft erhaltenen Einladung zufolge, diesen Herbst einige Tage mit Ihnen in Zinkendorf zu verleben, beim Grafen Szechenyi, der in der schweren Prüfungszeit so oft an mich dachte, halb blind, mir dennoch schrieb! Mit welchem ambrosischen Jünglingsfeuer unser Erzbischof sich für mich interessirte, mir lange, herrliche Briefe schrieb, mir, den er nie sah, der ihm vielleicht konterfeit ward, als zur Rotte Korahs gehörig, hat mich äußerst überrascht.[3] Überhaupt begab sich ein so seltsamer Wechsel von Gesinnungen und Allianzen, daß ich wohl begreife, wie Ridlers und Schlegels Bemühungen um meinen Platz nicht reussirt haben! Moritz Dietrichstein, Haschka, Hammer grüßen Sie mir ja doch recht herzlich, Rothkirch vor allen . . Eben revidire und zimmere ich eine tüchtige, hypergelehrte Vorrede zur Geschichte Klosterneuburgs vom Chorherrn Maximilian Fischer. Aus dem Kriege von 1809 theilte ich einem Freunde

Fragmente mit, die er wohl umarbeiten und drucken lassen wird. Dann setze ich mein Leben zu Papier, Gang und Richtung meiner Studien, Geschichte und deren viele Nebenäste, schöne und klassische Literatur, endlich militärische Wissenschaften. Was Sie, diese zerstreuten Blätter einst in Ihren Händen wiegend, dazu sagen werden, geliebte und hochgefeierte Freundin? — Höchst wahrscheinlich wird mir in wenigen Wochen, in den letzten Mai- oder Juninstagen, die unaussprechliche Freude, Sie zu sehen; und mit wie andern Gefühlen als im September 1801? Denn welche Zeiten, welche allgemeine und Privatbegebnisse liegen nicht dazwischen? Und was wären Worte, Ihnen mein Gefühl zu zergliedern über den Trost Ihrer Briefe, über den männlichen und doch so zarten Antheil, den Sie an den Unfällen nahmen, die mein Herz zerfleischten, aber nicht zerrissen, meinen Sinn verbogen, aber nicht beugten. . .

23.

Brünn, am 8. Mai 1815.

. . Gräfin Chorinsky reist heute Nacht um zwei Uhr von hier ab, trifft morgen Abends in Wien ein und nimmt das Andenken meiner dankbaren Verehrung mit sich. Sie bringt Ihnen General Funks Kaiser Friedrich II. zum Behufe meiner geliebten Margarethe von Österreich, nicht Trauerspiel, noch viel weniger ein Hermaphrodit von historischem Roman, sondern Gedichte mit allem Zauber der Darstellung, gedichtet, aber nicht erdichtet! Wie oft war ich hierüber im Streit mit Ihrer verklärten Frau Mutter! — Stundenlange kann, will ich Ihnen vorreden von den Reizen, von der Gediegenheit und Mannigfaltigkeit dieses Stoffes. Aus meiner Seele schrieben Sie es jetzt, und früher wollten Sie es meinen herzlichen Worten nicht glauben.

Jede Berechnung eines Stoffes auf die Möglichkeit der Darstellung zieht das Kunstwerk immer mehr oder weniger zum Gelegenheitsgedicht herab und

macht sterblich und siech, was unsterblich sein sollte. Die Einseitigkeit einiger beschränkten und engbrüstigen Menschen ist dann der Richterstuhl, vor welchem keine Appellation gilt. Sünde und schade um jedes kräftige Wort, um jede kühne Wendung, die man einer so erbärmlichen Nothwendigkeit zum Opfer bringen muß — und was einmal schon durch geraume Zeit bekannt und gedruckt ist, was die Stacheln der Neuheit verloren hat, passirt auch viel leichter auf der Bühne, so wie ich schon erlebte, daß derlei Menschen im Lateinischen ganz unbedenklich fanden, was sie deutsch hoch verboten und verpönt haben würden!![1]) Ridler gehört als Gelehrter unter die Deos minorum gentium, kein Vergleich mit Friedrich Schlegel, der übrigens seinen Wendepunkt schon lange erreicht hat und im eigentlichsten Sinne versauert. Das Wissen des ersteren (der für uns ein- für allemal der Kapitän Fluellen aus Shakespeares Heinrich V. heißt) gleicht einer Trödelbude oder einem Dachstübchen, wo der Zufall allen antiken und modernen Kram und Plunder in der sonderbarsten Verwirrung durcheinander gethürmt hat, ein literarischer Korporal von der ehemaligen preußischen Reichswerbung, voll majestätischer Lächerlichkeit und hohlem Geschrei, der (wie der alte, ehrliche Oberförster in Ifflands Jägern sagte) beim Nachtwächter anfängt und beim türkischen Kaiser aufhört, kein entschiedener politischer oder Privatcharakter, keine Einheit, nichts Konzentrisches, das kann ich nicht leiden, das widersteht mir durch und durch! Seltsam, wie Ihres herrlichen Ferdinands Censur in seine Fänge kam? Er steht doch sonst dort keineswegs im Geruche der Heiligkeit. Sie wird nicht übelwollend ausfallen, in liberalem Kalk gelöscht und beiläufig so zärtlich sein, wie die junge Fichte, mit der Marcolfus seinem Weibchen eine Fliege von der Stirne treiben wollte, sie aber leider todt schlug. Übrigens finden Sie Ridlers Porträt in meinem Plutarch XIX, S. 9. Baron Gagern, fast noch mehr ungehalten als ich selbst

über den erbärmlichen Schneckengang des in Wahrheit schmählich endigenden Kongresses, edirt jetzt den dritten Theil seiner Resultate der Sittengeschichte: Die Gemeinen oder Demokratie, dann die Fortsetzung seiner Nationalgeschichte der Deutschen bis auf Karl den Großen, wozu er bei seinem letzten Aufenthalt in London über die sächsischen Landungen und Eroberungen viel Neues fand; endlich eine vierte Nummer seiner Beiträge zur Zeitgeschichte: „Der Wiener Kongreß.“ Hammer grüßen Sie mir gelegentlich, doch vom Herzen, auch Haschka. Die Vorrede zu Ferdinanden wollen wir recht sorgfältig durchgehen. Mein Aufenthalt in einer ganz von ihm abgefallenen, dann zehn Jahre lang halbschwedischen, durch Waffengewalt unterworfenen, ihrer Verfassung und Rechte beraubten, entnationalisirten Provinz, hat manche meiner vorgefaßten Ideen auf den wahren Standpunkt zurückgeführt. Innig freue ich mich der Hilfe, die Sie doch so gerne jedem vaterländischen Unternehmen von anerkanntem Werthe schenken, so auch der großmährischen Legende. Zwentibold oder Swatopluk, ganz gleichviel! Wegen der Briefe Johannes Müllers an mich, die im 17. Band seiner Werke fehlen, schrieb ich an seinen Bruder nach Schaffhausen. Sie erscheinen im nächsten Theil. Drei davon vermißte ich besonders ungerne, einen von 1808 an Merian und an mich zugleich, jenen an Hammer, durch den ich ihm zuerst bekannt wurde, endlich jenen prophetischen, für meine Person und für mein tirolisches Vaterland höchst wichtigen, worin er mich als sein bestes Vermächtniß dem Erzherzog Johann hinterließ, der seit 1798 fast täglich einige Stunden in äußerst lehrreichen, historischen und politischen Gesprächen mit ihm zuzubringen gewohnt war. . . Was Ihre unvergeßliche Frau Mutter so oft von dem universell eingreifenden, lichtscheuen Werk einer großen, geheimen Gesellschaft zu sagen pflegte, war oft in schlaflosen Nächten und unruhigen Tagen der Gegenstand meines grausenvollen Nachdenkens. Wahrlich,

die letzte Katastrophe war unerhört, war schauderhaft, und was das Schrecklichste ist, den gegenwärtigen und kommenden Geschlechtern hätte ganz unabsehbares Unheil gar so leicht erspart werden können. Was kann nicht oft ein einziger Mann? Ich, als FML. Koller, als Napoleons Begleiter nach Elba, hätte, meiner Person vergessend, gewiß meinen Namen verewigt und von den Minotauren befreit?[2]) So geht es aber mit den Leuten, die weder zu lieben noch zu hassen verstehen und so fein sind, daß gewöhnlich die Spitze darüber bricht. Leider möchte ich vorzugsweise an einen solchen geheimen Bund in Österreich glauben, die Dummen, die Feigen, die Mittelmäßigen, die Egoisten, die Parvenüs, die nouveaux riches und die es noch werden wollen, die Kosmopoliten und Humanen, lauter Werkzeuge Napoleons, welche ungeheure Majorität! Eine Gabe, die Sie doch nicht ganz verschmähen dürfen, lege ich bei meiner Rückkehr in Ihre Hand. Es ist die Geschichte meines Lebens und meiner Studien, ganz in dem Geist und Vortrag wie die Selbstbiographie Johannes Müllers. Werden wir gar niemals ein ganz gelungenes Kraffitsches Porträt von Ihnen besitzen? Das ist ein wahrer Hochverrath an der vaterländischen Literatur und an Ihren Freunden. Maximilian Fischers Geschichte Klosterneuburgs ist schon fast ganz gedruckt. Ich mache nun eine Vorrede dazu. Nur des Buchhändlers Antwort verzögerte die wirkliche Absendung von Professor Richters Werk über Mährens Christianisirung und über Swatopluks großmährisches Reich. . .

24.

Schloß Raitz bei Brünn, am 25. Oktober 1815.

. . . In diesen Tagen müssen Sie die treue, lebenswahre Schilderung der in ihrer Art einzigen Naturwunder in den Umgebungen von Raitz, der großen Erinnerungen des Hauses Salm, des in Raitz durch eine seltene Fügung vereinigten Andenkens der Waffenbrüder Niklas Salm und Wilhelm

Rogendorf, gefunden haben, Helden Max I. und Karl V., Erretter Wiens wider den großen Suleiman 1529.[1]) Des Grafen Niklas Salm Mausoleum in Raitz hat wirklich meines Wissens seinesgleichen im österreichischen Kaiserstaate nicht.

Wie sind Sie denn mit dem Archiv überhaupt zufrieden seit dem 1. August, als ich die Redaction desselben wieder ausschließend übernommen habe? An Reichthum und Gediegenheit der rein wissenschaftlichen Original-Aufsätze, dürfte ihm wohl schwerlich irgend ein deutsches Journal unserer Tage den Vorrang streitig machen. Überhaupt ist es eine wahre Trauer zu sehen, wie insonderheit die deutsche Journalistik von Tag zu Tag tiefer sinkt und wie der Leipziger Michaelis-Meß-Katalog aussieht! Seit einigen Monaten wird in den norddeutschen Journalen mein Name alle Augenblicke eitel genannt, oft mit den seltsamsten Lobeserhebungen, daß gewisse Leute ohne weiteres behaupten werden, ich gehöre dem Tugendbund an. Ich, der junge Stein, der Troubadour der beiden Stadions und wie die Epitheta alle heißen, durch die ich mich geehrt fühle, indeß sie mich zu schimpfen glauben. Am meisten erstaunt war ich im Meßkatalog, in einer Galerie biographischer Züge mich gleichfalls Nr. I und als Verfasser Merian genannt zu sehen, ich weiß nicht, ob meinen alten Freund und Hausgenossen, den jetzigen russischen Staatsrath oder seinen mir gleichfalls sehr geneigten Bruder in Basel?[2]) Obwohl Baron Kreß mich mit dem ersteren entzweit hatte, benahm er sich doch in der Zeit meiner Gefangenschaft ganz anders als Kreß und Roschmann, war überaus thätig und ich fand Gelegenheit, ihm im Jänner 1814 durch einen sicheren, unserer Sache angehörigen Baron Haysdorf, jenes in Wien in sichere Frauenhand niedergelegte Tagebuch zu senden, welches mein schriftstellerisches und Geschäftsleben entwickelt, Jünglingen, die sich dem Geschichtsstudium weihen, überaus nützlich sein kann und welches ich einst in Ihre Hand, meine theure Freundin, deponiren wollte, stark zweifelnd an einer längeren Lebensdauer, da Sie wohl wissen,

welchen gefährlichen Charakter meine Krankheit im Jänner 1812 angenommen hatte?! Vielleicht, daß Merian es interessant fand, einen Auszug hiervon zu machen und zu Tage zu fördern? Über meine letzte Katastrophe kann nichts darin sein, weil jene Selbstbiographie schon 1812 geschrieben wurde und ich, so lange ich in Österreich bin, schwerlich etwas über diese abscheuliche Geschichte bekannt geben würde und könnte.[3] Ihr herrlicher Ferdinand ist noch immer nicht aufgeführt? Sind denn die Hoffnungen wieder verschwunden, womit Sie mich während meiner Anwesenheit in Wien erhoben? Was gibt es denn wieder für erbärmliche Bedenken? Möchten Sie mir doch eine der interessantesten Szenen dieser Dichtung anvertrauen, um sie im Archive bekannt und zugleich meinem Herzen Luft zu machen über die Art und Weise, wie Sie zu dem großen Zwecke beigewirkt haben, die Kunst mit der Historie zu vermählen, die Kunst zu nationalisiren! Dann habe ich noch eine Bitte, die mir recht am Herzen liegt. König Maxens Zweikampf zu Worms hatten Sie, gnädige Frau, zuerst meinem historischen Taschenbuche bestimmt. Regierungsrath Ridler hat zu dessen angemaßter Fortsetzung bisher nicht den mindesten Schritt gemacht. Dürfte ich somit nicht alte Rechte darauf wieder hervorsuchen und die Neujahrstagsnummer meines Archivs damit eröffnen?[4]) Zwar, was ich auch thun mag, es zu vergelten, die Gabe ist köstlich und schwerlich werde ich ihren inneren Gehalt erreichen, aber der Plan des Archivs fürs kommende Jahr verdient auch einen würdevollen Beginn. Es erscheint im kommenden Jahre alle Tage unter dem Titel: „Allgemeines Archiv der Wissenschaft, Kunst und Industrie, für die gesammte gebildete Lesewelt.“[5]) Mehrere Journale sterben aus und gesellen sich unter dieser Firma zusammen. Nächstens lesen Sie die Ankündigung. Professor Richters Werk über die Dynastie der Moymaren, über Swatopluks großmährisches Reich, über die Christianisirung Mährens durch Cyrill und Methud, wozu Sie uns einst

eine gemüthvolle Legende zu spenden versprachen, erhielt seit dem eine wichtige Bereicherung durch den gelehrten Kopitar, Kustos an der Wiener Hofbibliothek, einen ebenso großen Slavisten als Dobrowsky.[6] In meinem Archiv waren die Beiträge zur Geschichte Inneröſterreichs, veranlaßt durch des Erzherzogs Johann Preisfrage, wahrlich eine meiner besten Arbeiten im Fache der historischen Kritik, eine unsägliche Mühe.[7] Diese Entdeckungen bringen ein ganz neues Licht in die Geschichte Inneröſterreichs und werfen alle bisherigen Systeme siegreich über den Haufen. Größtentheils schrieb ich dieses noch während der Gefangenschaft und in der ersten Zeit darauf, also ohne die nöthigen Subsidien, wenigstens nicht in der Vollständigkeit, wie es erforderlich ist, um einen solchen Augiasstall zu säubern . . Tyrtäus muß weichen vor den herrlichen Stanzen Fraimund Raimars Nr. 92![8] In eben dieser Nummer gäbe Ihnen, meine hochgefeierte Freundin, wohl herrlichen Balladenstoff: „Der königliche Flüchtling zu Ossiach, Boleslav, Mörder des heiligen Stanislaus Kostka.“ Schon aus der allerersten Augustnummer sehen Sie, wie wenig ich den Sandwirth Hofer, diesen von mir aufgeblasenen Ballon, diesen wahrhaften hölzernen heiligen Antonius, Generalissimus der Portugiesen, vergaß.[9] Die Anekdoten aus Lacys Leben sind aus der Feder des unglücklichen Mack und haben ganz bestimmt hohes Interesse.[10] Keine geringen Männer schildern die „Beiträge zum gelehrten Österreich“, den Staatssekretär Bartenstein, meinen ehrwürdigen Großvater, seinen Zögling, den großen Fontana, seinen Vorfahrer, den Kanzler Vollmar, dessen biographische Züge ganz besonders merkwürdig sind und die ich Ihnen zu genauer Durchlesung bestens empfehle.[11] Die Art und Weise, wie ich des Chorherrn Maximilian Fischer Geschichte Klosterneuburgs in die gelehrte Welt einführte, gefiel unserem Freunde Kurz in St. Florian so wohl, daß er mir nun eiligst die Aushängebogen seines Albrecht zusendet, eine ähnliche Anzeige davon zu machen.[12] Unstreitig sehr inter-

essant sind die römischen Ausgrabungen in Salzburg, sowohl in artischer als auch in geschichtlicher Rücksicht. Ich halte mich fest überzeugt, daß, wenn verständig und unverdrossen zu Werke gegangen wird, man dort Entdeckungen machen werde wie in Herkulanum und Pompeji. Unter vielen mich ungemein rührenden Beweisen von Achtung und Theilnahme, die ich in Brünn erhielt, war mir die vorzüglichste, die Aufnahme in die Societät der Agrikultur, der Natur- und Landeskunde. Ich fühle, daß ich gehalten bin, diese Schuld zu bezahlen und hoffe, für die Geschichte dieser Provinz ein Gleiches zu leisten, als ich für mein tirolisches Vaterland, für Innerösterreich und überhaupt für die Historia und das Staatsrecht des Kaiserstaates und Kaiserhauses geleistet zu haben mir schmeicheln darf. Die Fortsetzung der Millotschen Universalhistorie vom Tode Friedrich des Großen bis auf den heutigen Tag für Österreichs Jugend und Volk beschäftigt mich sehr und nimmt meine ganze Zeit in Anspruch, wiewohl zu meinem großen Widerwillen, da dieses Werk dennoch mein Ideal schlechterdings niemals erreichen kann . . Ich suche mit großer Entschlossenheit in Brünn zu bleiben, bis sich die Sachen dahin wenden, wo allein ich gerne bin, nämlich meine Tage im Vaterlande zu beschließen. Das Gerücht setzte mich auch schon einigemal an Stahls Stelle hierher. Lieber möchte ich mich in die Justiz werfen, als welches Fach außer alle Intriguen und Kontestationen hinaussetzt. Wohl mehr auf fremdes Zureden als auf eigenen Antrieb meldete ich mich um die Stelle des Hofrathes Stingel bei der Hofbibliothek, die aber nun wohl schon entweder an den Korporal Ridler vergeben ist oder an den Kupferstecher und Erzbonapartisten Bartsch, der freilich unmittelbaren Beruf von Gott hat an den Platz von Denis und von Johannes Müller![13] Doch bei uns ist man es ja gewohnt, Plätze, welche auf Nationalbildung, Nationalerziehung, auf das Fortschreiten der Wissenschaften und Künste Bezug haben, ganz auf die gleiche Linie zu stellen mit den Spitalpfründen

in St. Marx! Friedrich Schlegel und Adam Müller erhielten ja famose Bestimmungen, jener nach Frankfurt als Legationsrath zur Bundesversammlung, dieser nach Leipzig als Generalkonsul! Alles ein Werk von Gentz. Ließ man doch auch Tettenborn in russischen Dienst, nachdem er die bete noire unserer Missionen in Petersburg und in Paris gewesen und im Besitze der allerseltsamsten persönlichen Geheimnisse war. [14] Höchlich wundert mich, daß Hammer nicht von der Staatskanzlei weg zur Hofbibliothek gekommen ist, da Fürst Metternich und Hudelist ihn mit gleicher Zärtlichkeit lieben, noch mehr aber wundert mich von Hammer, daß er die glänzenden Anträge des russischen Ministers Grafen Capo d'Istria ausschlug und schlechterdings an einem Orte leben und sterben will, wo er doch sieht, daß man ihn jede Minute neckt und verfolgt. Was macht denn Haschka? Seine Muse schweigt ja ganz, und stockt denn die Herausgabe Ihrer sämmtlichen Werke, wovon ich nun schon lange nichts mehr sah? . .

25.

Raitz, am 5. November 1815.

. . Von meiner Fortsetzung der Millotschen Geschichte werden Sie bald einige kleine Proben in meinem Archive lesen. Auf Ihr Urtheil darüber bin ich ebenso begierig, als auf jenes über einen gleichfalls in meinem Archive befindlichen Aufsatz, meinem dermaligen Aufenthalte Raitz angehörig, seinen Naturwundern, seinen geschichtlichen Erinnerungen und dem Gedächtnisse der beiden Helden Salm und Rogendorf, welche 1529 Wien und mit demselben auch Deutschland vor dem grausen Schicksal bewahrten, sowie den größten Theil Ungarns, ein türkisches Paschalik zu werden. Von Gagern habe ich interessante Briefe aus Paris. Er geht zur Bundesversammlung nach Frankfurt als Minister des Königs der Niederlande. Wie beneide ich dem Erzherzog Johann seine Reise nach England, Holland und den Niederlanden! Ich habe jede Woche eine Art Tagebuch hierüber, das ist aber

auch das Beste, was er für mich thut. . . Bis man müde wird, mich immerfort zu bezahlen, als lebte ich in der größten Geschäftsthätigkeit, bis meine Bestimmung definitiv entschieden ist, werde ich keinen Urlaub nach Wien begehren, wie ich es vor einiger Zeit vor hatte . .

26.

Schloß Raitz bei Brünn, am 16. November 1815.

Nun meine verehrungswürdige, geliebte Freundin! kennen Sie diesen meinen hiesigen Aufenthalt wohl etwas näher aus den beiden Nummern des Archives, die den schönen Brüderbund der beiden Herren Salm und Rogendorf, die des ersteren Grab feiern, die unserer Naturwunder gedenken? Waren Sie mit diesem Aufsatze zufrieden? Wie oft sind Ihre Werke und Ihre mir so theure Person, unser einstmals so belebter Abendzirkel, der Gegenstand meiner Gespräche mit dem Grafen, der die zärtlichste Verehrung für Sie trägt, mit der überaus geistreichen und wahrhaft gelehrten Gräfin, die den nächsten Junius kaum erwarten kann, um Sie, theure Freundin, persönlich zu umarmen. Ihre Söhne werden erzogen in Klafterbrunn nächst Lilienfeld bei Bacano,[1] die wollen wir, und von dort aus, Mariazell besuchen. Ich bin wohl, bin ruhig und zufrieden: ganz hingegeben den Studien, ganz den Tröstungen einer glücklich aufgefundenen und für immer festgegründeten Freundschaft: nicht als ob die bittern Erfahrungen, die ich machte, das Unglück, das in einer Mißgestalt wie in der andern wetteifernd grausam mein Haupt berührte, das Andenken weniger aber desto theurer Freunde, der Thäler und Höhen des Vaterlandes, dieses glühende, zerrissene, nie gebeugte, sich immerdar gleiche Herz, mich noch manchmal heftig erschütterten, aber die Nothwendigkeit und die Sorge, stets meiner selbst würdig zu bleiben und wie Cäsar bedacht zu sein, mit Anstand zu fallen, gaben mir das köstliche Kleinod jener innern, gleichmüthigen Freudigkeit, die nicht erzwungen ist, wie Sie wohl

glaubten, die mich nur in wenigen, düstern Augenblicken verläßt. Dank, Geliebte, Unvergeßliche! für das bei diesem Anlasse gesprochene zarte und edelmüthige Wort. . . Schreiben Sie mir doch Ihre Meinung über das im Archive abgedruckte Fragment meiner Fortsetzung der Millotschen Universalhistorie, das Vorwort, die Schilderung des großen Friedrich. Ich freue mich sehr, Hammer als Bibliothekskustos zu wissen, sein Namen ehrt die Stelle und die Stelle Johannes von Müller ehrt ihn. [2]) Während des Erzherzogs Johann letzter Anwesenheit in Paris versprach ihm der Fürst Metternich (der übrigens im unfürdenklichen Besitze ist, nie sein Wort zu halten und nie wahr zu reden), mich zum Historiographen des kaiserlichen Hauses und zum Staatsrath zu machen. Er hat den Kaiser jetzt unbedingt und mehr als je in seiner Gewalt. Wie fanden Sie denn Kurz, verehrungswürdige Freundin? wie seinen ehrwürdigen Prälaten? [3]) . . Lasen Sie den Nekrolog meines Großvaters, der auch ein Auszug ist aus jener selbstbiographischen Skizze, die einst in Ihrer Hand, nach meinem Tode, mein Gedächtniß schirmen sollte gegen meine Feinde und mir Zeugen und Bekenner dessen wecken, was ich wollte und that. [4]) Bei Gelegenheit Ihres (zur ewigen Schande unserer Censur wieder neu verbotenen) Ferdinands möchte ich einmal etwas breiter und ganz nach meinem Herzen zum Publikum sprechen von ihrer Muse und der echt nationalen Wirkung derselben, von deren Einfluß auf die so wichtige Bildung des weiblichen und hierdurch auch der kommenden Geschlechter, von ihrem Anschließen, Verfolgen, Vervollkommnen meiner als Historiker beabsichtigten Zwecke. Senden Sie daher Ferdinanden wohl gepreßt und verpackt an Delitsch [5]) ins Archiv, daß ihn Binner, des Erzherzogs Johann Sekretär, mir wie das vorige Mal, im Amtspaket durch die Post schicke. Sie werden mit mir zufrieden sein und gewiß keinerlei Indiskretion zu schmähen haben. Welche Hoffnungen wecken, zu welchem freudigen Danke berechtigen Sie mich durch die beiden Balladen: Maxens Zweikampf, die ich Ferdinanden

beizulegen bitte, und die Gründung von Hohenfurth. Über die seltsamen Schicksale Othos, des Andechsers, erst zu Brixen, dann zu Bamberg Bischofs, Stifters von Spital am Pyhrn, nächstens recht viel . .

27.

Brünn, am 4. Dezember 1815.

Hier, theuerste Freundin! ist Ihr Ferdinand mit dem besten Danke zurück. Freudig habe ich ihn noch einmal durchgegangen, nicht ohne denjenigen Stolz auf manche Stellen, denen mein Plutarch oder mein Gespräch Anregung oder Richtung gab, mit welchem der Orgeltreter die Glückswünsche über das herrliche Gloria annahm. Ich glaube, meine Anzeige werde Ihren Besorgnissen ausweichen, Ihrer Zufriedenheit nicht unwürdig sein und zugleich dem redlichen Drang eines Herzens genug thun, das anderthalb Jahrzehnte hindurch unverrückt mit zärtlicher Verehrung und Ergebenheit gegen Sie erfüllt gewesen ist. Graf Salm und die Gräfin empfehlen sich Ihnen vielmals. Kein Abend beinahe, wo Sie nicht der Gegenstand unserer Gespräche sind. Die Gräfin war im Kloster zu Straßburg Freundin der verewigten Nanette Porta und besitzt noch mehrere dichterische Versuche von ihr.[1] Diesen Winter werde ich auch das mich tausenderlei Verlegenheiten entreißende Vergnügen haben, bei Salm zu wohnen und gebe vom neuen Jahre an diesen beiden, wahrhaft einzigen Freunden 22 Vorlesungen aus der österreichischen Geschichte. Möchten wir doch Sie, verehrte Freundin, dabei in unserer Mitte haben. Das ganze Kleeblatt wünschte es gleich sehnsuchtsvoll. Ich schließe bei: die Quellen zu Tancred[2]) und das Tirolerliedchen. Was Sie machen, gnädige Frau, ist immer gut, auch Tancred wird es werden. Mich finden Sie stündlich bereit zu allem, wozu Sie mich brauchen können. Die beste Historie Spaniens? Ferreras, Bibliothekar Philipps V., in der deutschen Übersetzung kontinuirt bis zum westfälischen Frieden,[3]) auch jene von Ritter und Dieze in

der Guthrie- und Grayschen Sammlung.[4]) Herrlich, daß Sie an Hume gehen! Wie beklatscht nicht diesen Entschluß die Gräfin Salm, diese große Meisterin in der brittischen Literatur, eingedenk ihrer Abkunft von den Earls Maguire-Macaffry Keanmore! Weder Gibbon noch Robertson haben Humes Tiefe des Geistes, Zauber der Charakteristik, diese düstere, sybillinische Abstraktion. Der erste, wie Sie wissen, der die Genealogie des Hauses Andechs schrieb, werde ich die Notizen über Otto, wenn ich fertig werden kann, am Schlusse beifügen. Vom Erzherzog Johann erhielt ich fleißig Briefe aus Mailand, Bern, Hüningen, Paris, London. Mein Archiv liefert nächstens sein Tagebuch der Belagerung Hüningens und seiner Schweizer-Reise. Ich hörte viel davon, daß er sich vermählen würde, zuerst mit der reichen und katholischen Prinzessin Auguste von Sachsen, jetzt mit der Prinzessin von Wäles, nicht Wallis. Über die reichsgrundgesetzmäßige Abschwörung des Papstthumes würde Ferdinand II. wohl noch ärgere Gesichter schneiden, als über die Heirath der Erzherzoge Karl und Joseph.[5]) Gewöhnlich hat er wohl keine Geheimnisse vor mir, aber herwärts sagen solche Herren nichts und schreiben noch weniger. Auffiel mir jedoch der Umstand, daß eine Zeit vorher seine besten Porträts vorausgeschickt wurden. Er wünschte Hammer mitzunehmen, es wurde deklinirt! Ich begreife, daß er die Bibliothekskustodenstelle ausschlug, obschon es der Kaiser sehr übel nehmen wird. Hammer hätte den Hofrathscharakter und Gehalt doch später bekommen, wie ich: auch alle Archivs-Direktoren waren von jeher Hofräthe. Was die „biographischen Züge" betrifft, ist es klar gesagt, daß die Materialien aus meinem eigenen Tagebuche seien, vielmehr aus jener weitläufigeren Selbstbiographie, die ich einst in Ihre liebe Hand niederlegen wollte. Daß ich aber nicht daran dachte, sie würden gerade jetzt erscheinen, können Sie daraus wohl am besten beurtheilen, daß ich sonst nicht meines Großvaters Nekrolog gerade ein paar Tage vorher ins Archiv gesetzt haben würde! Mein

Herz gegen meine Freunde, vor allem mit Freude und Stolz gegen Sie, spricht sich gerne bei jeder Gelegenheit aus. Merian nahm andere Chiffre des Vornamens, wahrscheinlich, um die Autorschaft desavouiren zu können. . .

28.

Brünn, den 2. Jänner 1816.

. . Wie sehr bin ich begierig über Ihr umständliches Urtheil über die im Dezemberhefte des Archivs abgedruckten Bruchstücke meiner Fortsetzung der Millotschen Universalhistorie, nämlich das Vorwort und das Bild Friedrich des Großen! Ferner wie Sie zufrieden sein werden mit meiner Würdigung Ihres Ferdinands, die in der zweiten Nummer des Jännerheftes erscheint, also in diesem Augenblicke schon in Ihren Händen sein muß? Ich habe mich, in diametralem Widerspruche mit meinem Charakter und mit meinem ganzen Wesen, gedreht und gewunden wie ein Wurm an der Nadel, um einerseits recht nach meinem Herzen zu sprechen von diesem vortrefflichen vaterländischen Werke, anderseits mit der Censur, welche die Aufführung verbot, zu kapituliren und wie der Alte der Tage in den russisch-französischen Schlachten, wo beide Theile sich des Sieges rühmten, hier einen griechischen, dort einen katholischen Lobgesang zu verdienen.[1]) Was sagte denn Haschka zu den biographischen Zügen, und was hörten Sie überhaupt davon? Judas Ischariot muß doch eine kindische Freude darüber haben, dieses Büchlein unter seiner Nase, nicht etwa heimlich kolportirt, sondern öffentlich angekündigt und verkauft zu sehen![2]) Gewisse Leute haben Mägen über den Vogel Strauß, welcher Hufeisen verdauen kann wie Reissuppe. . . Die Tiroler Stände (die, wie es scheint, wohl einen ewigen Todesschlaf fortschlummern werden) haben auf die Ambraser Sammlung gar kein erdentliches Recht, aber auch der Kaiser hat kein Recht, sie dem Ärarium zu verkaufen. Sie gehört dem Staat, der Primogenitur, sie stammt aus einer Zeit

wo man noch keine Idee hatte von Familiengut und Avitalvermögen.[3]) Ich habe dieses noch in der Staatskanzlei in mehreren merkwürdigen Vorträgen urkundlich bewiesen, welche mit unter die Pillen gehören, die ich gewissen Leuten löffelweise in den Rachen schob. Primißer ist hyperkritisch, aus der frivolen Knabenschule, der es nur wohl thut, alles zu verwerfen, die mir in den Tod zuwider ist.[4]) Ich kenne jene Sammlung wie meine Tasche und gestehe, ebenso gläubig zu sein wie jener Führer. Ganz gewiß ehrten Sie Reliquien der schönen Welserin! Ich erinnere mich noch gar wohl eines anderen, höchst seltsamen Denkmals von Ferdinands verliebter Eifersucht. Ferdinands Freunde, dem Grafen Sternberg, gehörte der Page als Sohn an, der vom gewaltigen Sprung im Ambraser-Felde mit dem Pferde in Lüften erstickte, als er die Nachricht von Philippinens Niederkunft dem Erzherzog nach Innsbruck hinein überbringen wollte.[5]) Auf die Freundschaft Ferdinands und Sternbergs existirt eine Schaumünze, geschlagen bei der Geburt des ältesten Sohnes, des Markgrafen Karl von Burgau, Theseus, wie er an den zufällig gefundenen Waffen seines Vaters plötzlich erkennt, welcher göttlichen Abkunft er sei. Es ist eine böse Zeit! Die Dekrete des Papstes und jene des Königs von Spanien sind nur die Quadratwurzel der Abscheulichkeiten mit dem Tugendbund in Berlin. Menschen diesen Sinnes waren es, deren Begeisterung und Thatkraft Preußen und Spanien rettete und zum Lohne dafür behandelt man sie fast als Hochverräther! Glauben Sie, daß nicht auch auf meine Geschichte Ansichten dieser Art entscheidenden Einfluß genommen haben? Lasen Sie die Beiträge zum gelehrten Österreich in der November-Nummer des Archivs und kennen Sie keinen Mann, dessen Wesen und dessen Schicksal Sie erinnert hätte an den Kanzler Wilhelm Binner?[6]) — Da ich durch mein Archiv mehr und mehr die Stelle des Morgenblattes zu vertreten und zu ersetzen hoffe, möchte ich doch die Bedingungen wissen, unter welchen so manche treffliche

und immer wieder zu benützende Aufsätze von Ihnen auswärtigen Journalen zu Theil geworden sind, welche doch ebensowohl verdient hätten, ein inländisches Blatt zu zieren...

29.

Brünn, am 25. Jänner 1816.

.. Sie können sich wohl denken, da Sie mich so lange Jahre kennen, daß ich am Schluß der Anzeige Ihres herrlichen Ferdinand nicht würde des Teufels Advokat geworden seyn, wenn ich eine andere Wahl gehabt hätte, als entweder dieses zu thun oder aber die ganze Anzeige unterdrückt zu sehen. Was ist denn meinem persönlichen Glaubensbekenntnisse mehr entgegengesetzt? Wie heftig habe ich mich hierüber nicht erklärt in den Noten zu Matthäus Collins Aufsatz: „Über die nationale Wesenheit der Kunst“ im Archiv, Oktober 1811... Ich wollte nur, ein wackerer Recensent käme deshalb recht mit dem Pferdestriegel über mich oder ich erweise mir selbst diesen Liebesdienst in irgend einer ausländischen Zeitschrift. In Halle und Göttingen, womit ich jetzt in einiger Verbindung stehe, ist dafür gesorgt, daß Ferdinand und Ihr übriges Wissen und Wirken gehörig bekannt werde. Nächstens werde ich Ihnen beweisen, daß ich auch die inländischen Blätter in den Provinzen nicht leer gelassen habe. Weißenbachs Reise zum Kongreß las ich noch nicht.[1]) Er ist mein Landsmann, für bieder ausgeschrien, weil er herzlich grob ist, voll roher Talente, von sehr beschränkter Bildung, verschmäht es gar nicht, den Gewaltigen dieser Erde zu dienen und sich mit fremden Federn zu schmücken, wovon ich insbesondere ein Wörtchen zu sprechen hätte. Er sitzt jetzt in Salzburg, weil er einen bayerischen Offizier, der über Österreich schimpfte, mit seiner leserlichen Tiroler Faust einen passabeln Backenstreich gab und ihn noch obendrein herausforderte. Der Offizier fand es für besser auszubleiben und ihn zu denunziren. Der Appellationspräsident Graf Auersperg, der mir auf die rühmendste Weise seine Freundschaft und sein Vertrauen

schenkte, dessen Subaltern ich bald zu sein hoffe, da ich mich einmal erklärte, um keinen Preis mehr von Brünn wegzugehen, und der mit dem Grafen Salm und mit mir den Plan zu einem mährisch-schlesischen National-Museum ausbrütet, empfiehlt sich Ihnen vielmals und war sehr gerührt über Ihr Andenken.[2] . . Ich lebe beinahe vergraben im Salmschen Hause. Zwei solche Menschen, die so in allem mit mir harmoniren, einen solchen Grad natürlichen Genies wissenschaftlicher Ausbildung, so viel Herzensgüte und zugleich so viel Liebe für mich haben, hätte ich wohl auch in meiner glänzenden Epoche in Wien niemals zusammen gefunden. . . Wie freut es mich, daß Sie mit meinem Archive zufrieden sind, möge es dessen stets würdig bleiben, ich hoffe es: aber unbestreitbar können Sie das Beste dazu thun, wenn Sie mich in dem Zwecke, es mehr und mehr dem Morgenblatte anzunähern, durch Aufsätze unterstützen, wofür Ihnen der innigste Dank werden soll. Hätte ich denn gar keine Hoffnung auf Otto von Andechs? In dieser Entfernung, bei dieser Unvollständigkeit der zahlreich und bis ins kleinste Detail nöthigen Subsidien war die Lösung der Preisfrage des Erzherzogs Johann eine wahre Riesenarbeit, wie sich auch zu meiner Freude Staatsrath Stift in einem Briefe aus Venedig ausdrückte. Wenige übersehen noch ganz, was dadurch geleistet wurde, welche Steine des Anstoßes aus dem Wege geräumt seien! Den integrirenden Beschluß dazu machen die beiden, gewiß höchst merkwürdigen Aufsätze: „Die Sachsen in Innerösterreich“ und „Neustadt und Steyer“ im Dezember- und Februarheft des Archivs. . . Der Edelknabe Sternberg sprang mit seinem Braun von keiner Höhe herunter, sondern als er in der großen Ebene zwischen Ambras und Innsbruck (noch stehen zum Andenken zwei Steine dort und jeder Bauer weiß die Sage) an einen kleinen Graben kam, machte das durch Zuruf und Sporen ermuthigte Pferd eine ungeheuere Lançade von beinahe 18 Schritten und fiel mit dem Reiter todt nieder.

30.

Brünn, am 8. Februar 1816.

. . Ich kann nicht umhin, Ihnen ein soeben aus Prag eingelangtes Blatt des Hesperus anzuschließen, worin eine Dichtung Collins an mich über einen Gegenstand, den er mir in Ihrem Zirkel so oft bestritt, und zwar in eben dem Jahre 1808, wo ich glaube, eben gegen Ihr Haus mehr Haltung und Charakter bewiesen zu haben als er.[1] Lesen Sie es und gedenken Sie der guten, alten Zeit, wo wir zusammen lebten, dachten und sannen auf das, was dem — undankbaren — Vaterlande frommt! — Gott segne und erhalte Sie, verehrte gnädige Frau! Ich habe wieder sehr gute Nachrichten für mich, bin aber höchst gleichgiltig gegen alles — in „Mahlmanns Rettung“ besteht meine ganze, kurze, unerschütterliche Lebensphilosophie. . .

31.

Brünn, am 12. März 1816.

. . Die Nachforschungen über Tancred werden wohl verflucht schlecht ausfallen, denn Voltaire hätte ihn ebenso gut Barnabas oder Zebedäus heißen können. Der Stoff ist nicht historisch, folglich die Aufgabe, die Ihnen leider zu Theil ward, zwitterartig und eigentlich nonsensikalisch. Offenbar schwebte ihm jener nach Byzanz geflüchtete Tancred vor; aber die Macht der Araber in Sizilien läßt sich der Zeitfolge nach hiermit nicht zusammenräumen. Seinen Trauerspielen pflegte Voltaire in den neuern Auflagen eine Art von Vorrede und von Aufzählung der Quellen vorauszuschicken, womit er freilich nicht selten höchst lächerlich und sehr betrügerisch zu Werke gieng. Sollten Sie da keinen Wink treffen, auf den Sie nicht ohnehin schon gekommen wären, so ist es klar, daß es ihm um gar keine Quelle zu thun war, sondern nur um einen ganz besonders ritterlich und romantisch klingenden Namen. Die Aufgabe ist undankbar und ich sehe

nicht wohl eine Möglichkeit, wie ich mich getraute, sie rein geschichtlich aufzulösen. Unseres Freundes Kurz neuestes Werk übertrifft an Trockenheit und Steifheit alle seine Vorgänger [1]) . . Was sagen Sie denn zu Sartoris Pantheon, dieser klassischen Erbärmlichkeit? [2]) Ich werde in einiger Zeit einen Aufsatz ins Archiv geben: Über Schriftstellerei und Schriftstellerei, denn das ist zu arg, daß Sartori, Benigni und Generfich immer fort Riemen aus meiner Haut schneiden und den halben Plutarch und das Archiv seitenweise abschreiben, ohne eine Silbe zu verändern. [3]) . . Nächstens lesen Sie etwas im Archive über die Gründung eines mährisch-schlesischen Nationalmuseums durch den Grafen Auersperg und Salm. [4]) . .

32.

Brünn, am 16. März 1816.

Die neuesten Nachrichten, die ich aus Wien und aus dem Hoflager erhielt, lassen mich glauben, mein Schicksal werde sich binnen mehrerer Wochen in der Zeit entscheiden, welche der Kaiser im April und Anfangs Mai in Tirol zubringen wird. Es ist wahrscheinlich, woran ich nie geglaubt und was ich sogar zu wünschen schon aufgehört habe, daß meine Bestimmung mich nach Wien zurückführen dürfte. [1]) . . Wenn jener Fall sich wirklich realisirt, und ich kehre nach Wien zurück, werde ich zuerst im Wirthshause abtreten, dann aber erlaube ich mir die Frage: Sollte gar keine Möglichkeit sein, eine Wohnung von zwei geräumigen oder einem großen und einem kleinen Zimmer in Ihrem Hause zu vermiethen? Wenn ich einerseits frei gestehe, daß meine Hochachtung für Sie, daß das Bedürfniß eines geistreichen Umganges und frequenter, literarischer Mittheilung mich einen großen Werth hierauf legen läßt, bin ich anderseits unpartheiisch genug, zu glauben, daß Ihnen diese Parthei keinerlei häusliche Inkonvenienzen machen würde, die meinen Wunsch auf irgend eine Weise zur Indiskretion stempeln könnten. Wenn Sie, gnädige Frau, es möglich machen können, so legen Sie mir eine

übergroße Verbindlichkeit auf und vielleicht den Grund zu vielem Guten und Würdigen meines ganzen zukünftigen Lebens. . .

33.

Brünn, am 24. März 1816.

. . Hammers Heirath erfreut mich, obwohl er in seinen letzten Briefen dessen mit keiner Silbe erwähnt. Hatte Ihnen in meinem Archive der Streit zwischen Hammer und Diez nicht ein treues Bild gegeben von dem Federkriege Luthers für den Herzog von Sachsen wider Herzog Heinrich den Jüngeren von Braunschweig?[1]) In der Hälfte des Mai hoffe ich, Sie wieder zu sehen, wenn nicht neuerlich, wie es leider schon öfters geschah, Zwischenträgereien und politische Intriguen feindselig dazwischen treten. Mit der Abreise von Brünn werde ich eben nicht sehr eilen, wenn ich auch abgerufen werde. Ich versichere Sie, daß meine nun schon ins vierte Jahr reichenden Begegnisse und Erfahrungen mich ganz unglaublich stumpf und gleichgiltig gemacht haben gegen alles, was von anderen Menschen und von äußeren Umständen abhängt. Ebenso hat auch ein bitterlich erboster Unglauben an alles Bessere und Freudigere tief in meiner Seele gewurzelt. Wenn der Augenblick meiner vollkommenen Rehabilitirung und die Entfernung des Judas, wie es scheint, zusammentreffen soll mit des Kaisers Huldigung in Tirol, mit der Wiederherstellung wenigstens der theilweisen, der alten Verfassung, so muß das freilich so manche der innersten Tiefen meines Gemüthes gewaltig ansprechen und mir für eine wahre Kanonisation in den Augen meiner Landsleute gelten. Jenen verleumderischen Verräther beneide ich wahrhaftig nimmermehr um sein kurzes, durch ein unauslöschliches Brandmal erkauftes Glück[2]) . .

34.

Raitz, am 27. Juni 1816.

. . Über meine Bestimmung habe ich erneuerte Zusicherungen; wann sie endlich in Erfüllung gehen, weiß der

Himmel! Man pressirt sich überhaupt bei uns nicht allzu sehr; man ist nicht gerne an solch begangenes Unrecht, an solch eine abscheuliche Geschichte erinnert; indessen wird man es wohl auch müde werden, mich immerfort umsonst zu bezahlen.[1] Ich lebe hier auf dem Lande unter edlen Freunden, denen auch mein täglicher vertrauter Umgang nicht unangenehm scheint, studire emsig, lese Klassiker, bin wohlbestellter Vorleser, immer in Feld und Wald, so oft ich nur kann. Das erhält mich, denn sonst fühle ich mich seit Wochen mehr als vorhin in drei Jahren angegriffen — die Kornblumenaugen versagen oft den Dienst, auch das Gedächtniß, doch nur seit 1813; alles Frühere ist noch in voller Kraft der Erinnerung. Ich litt an fürchterlichen Nervenkrämpfen, ich weiß, daß ein Aneurisma cordis mich tödten wird — was meine Freunde am meisten beunruhigte, war, daß ich, der Schlafloseste aller Sterblichen, meine Zeit zwischen Schlaf und Nasenbluten theilte. Doch meine Riesennatur thut dem Übel, das im tiefsten Herzen wurzelt, mannhaften Widerstand. Lasen Sie meinen Friedrich den Schönen auf der Trausnitz?[2] Schreiben Sie mir doch Ihr Urtheil darüber, recht aufrichtig und recht ausführlich. Zu thun, zu lieben und zu leiden verstand der Mann gewiß, der ihn dichtete — und Unglück wässert nicht, es verknöchert. Den zweiten Theil (der erste hieß das Gemälde, der andere das Herz) von Egmonts Schlummer setze ich hierher, doch nur für Sie allein, ganz allein! Ihre Hand darauf! — — die Anekdote ist nicht zu vergessen, daß diese Szene aus Egmont mein erster Traum war in der Oubliette von Munkács und daß Rambergs Kupfer in der Minerva buchstäblich ein Porträt meines damaligen Gefängnisses und meiner Lagerstätte ist[3]) . .

Hebenstreit kenne ich von Person gar nicht, nur aus Aufsätzen und Briefen.[4] Seine Weise sagt meinem schroffen, konzentrischen, mehr populären Wesen nicht zu. Er dünkt mir in der Ästhetik nach Buchholzs historischem Unfug zu

riechen, nach Dynamit der Geschichte, Globularform des Wissens, Gravitation in der Politik — Obstruktionen — und diese werden nicht von den edelsten und flüchtigsten Säften veranlaßt . .

35.

Raitz, am 19. Juli 1816.

. . Sie schenkten dem im Oktoberhefte Nr. 126 und 129 meines Archives enthaltenen Aufsatz über Raitz und über die beiden Freunde, Erretter Wiens, Salm und Rogendorf (die Sie wohl noch einst durch eine Ballade verherrlichen sollten) Ihren Beifall.[1]) Graf Salm, der sich nebst der Frau Gräfin Ihrem Andenken auf das Herzlichste empfiehlt und in den ersten Septembertagen selbst nach Wien kommt, wo ich ihn wahrscheinlich begleiten werde, baut für die Reste seiner Ahnen, insonderheit für das von mir beschriebene Mausoleum des Helden Niklas Salm eine neue Erbgruft im gothischen Styl, frei auf einem luftigen Hügel, eine Viertelstunde vom Schloß, so daß er von seinem Zimmer aus das ewige Licht auf des Helden Grab sehen kann. Wilhelm Rogendorf, sein Zögling, Waffenbruder, Schwiegervater, nach Salms Tode einsam und das erste und letztemal, als er ohne den Freund wieder in den großen Geschäften auftrat, unglücklich und getödtet (von den Rogendorfs kam Raitz an die Salm), liegt in der St. Egidskirche zu Pöggstall begraben, das gewiß seit Erlöschung der Rogendorfe schon in dritter, vierter, in einer höchst unbedeutenden Hand ist. Graf Salm wünscht auf meine Anregung, beide Freunde auch im Grabe zu vereinigen; der jetzige Besitzer von Pöggstall hat gewiß nichts dagegen. Es liegt im Viertel Ober-Mannhartsberg, am Weidenfluß, hinter Maria-Taferl. Sollte Herr Regierungsrath Pichler nicht leicht eruiren können, wem Pöggstall (durch Ferdinand I. mit Mollenburg zur Grafschaft Rogendorf vereinigt) jetzt angehöre und auf welchem Verbindungswege man sich dem Besitzer am leichtesten nähere? Mit meiner

Bestimmung steht es immer noch im alten. Ich glaube, man habe mir die bewußte Stelle bestimmt, es soll aber noch klarer werden, daß das Gouvernement nie Unrecht habe, daß ich biegsam und geschmeidig genug sei, alle Akte der Willkür mit Dank hinzunehmen. Man schämt sich, die dupe von Roschmanns wahnsinniger Gier zu parveniren, von seinem falschen, verleumderischen Alarm, von den argen Bären gewesen zu sein, die er in dieser Sache den Herren angebunden hat, und ihm für solch einen B . . . kniff die Valuta der Ehre, den Orden angehängt, den höchst mittelmäßigen, kenntnißlosen Kopf beispiellos poussirt zu haben, will sich nicht kompromittiren und hübsch langsam umwenden. Ob ein anderer, ein durch Schrift, That und Opfer nicht ganz Unverdienter dabei an langsamem Feuer geröstet wird, wen kümmert das? Das mir beschiedene seltene Freundschaftsglück hat mich für den erfahrenen Judasstreich wucherisch entschädigt und läßt mich den Ausgang ruhig abwarten. Das Ende wird schwerlich gegen mich zeugen, gegen mich ausfallen . .

36.

Raitz, am 28. Juli 1816.

. . Der sachkundige Wink über die Möglichkeit, die beiden Waffenbrüder, Erretter Wiens, Grafen Niklas Salm und Wilhelm Freiherrn von Rogendorf, auch in einem Grabe zu vereinigen, wurde sogleich seiner Vollendung entgegengeführt. Die Idee ist wahrhaft schön und romantisch. Der Fürstbischof von Gurk, Oheim des Grafen Hugo, wird sie einweihen und obwohl Sie, verehrungswürdigste Freundin, zum bösen und mißtröstlichen Vorzeichen auf meinen Anwurf auch keine Silbe erwidert haben, können wir uns dennoch der süßen Hoffnung nicht erwehren, diese merkwürdige Freundschaft, schön, rein und reich und herrlich an Thaten wie unter den großen Alten, durch eine Ballade verewigt zu sehen. [1]) Die Stadt Wien verdient ja doch auch einen Feder=

zug und die beiden letzten Nummern des vorjährigen Oktoberheftes meines Archives geben der rührenden und romantischen Züge genug an die Hand. Am meisten hat mich immer bewegt, wie nach Salms Tode Rogendorf gar kein Kommando mehr übernahm, sondern sich ganz in ländliche Einsamkeit zurückzog, und als man ihm dennoch wieder eine große Wirksamkeit in Ungarn auftrug, er gleich bei der allerersten Waffenthat das Unglück fand und den Tod. Möchte es Ihnen doch gefällig sein, bei Zeit und Weile meinen Friedrich näher zu zergliedern, da ich aus leicht begreiflichen Ursachen eine Art von wehmüthiger Vorliebe für dieses Gedicht hege und es gerne noch einmal umarbeiten und verbessern möchte. Wer sollte sich nicht freuen auf Ihre größere Dichtung „Die Berggeister"? Welchen Gegenstand hat denn Ihr Roman aus der neuesten Zeit? Von meinem genialen Freunde Kollman, Skriptor am Johanneum in Gratz, Redakteur der Gratzer Zeitung und des Aufmerksamen, erhielt ich (nachdem ich ihm schon vor Monaten die Recension Ihres Ferdinand aus meinem Archive zugeschickt hatte, um selbe auch im Aufmerksamen auszugsweise zu verbreiten) endlich vor vier Tagen das Blatt des Aufmerksamen mit der Anzeige der zum Besten des Hofschauspielers Moreau gegebenen und ungemein wohl gelungenen Aufführung, die das Grazer Publikum entzückte, wie nichts mehr seit Collins Bianca della Porta und Mäon.[2]) Der Titel: Wankelmuth und Vertrauen ist natürlich ganz und gar unanstößig, wo hingegen in dem Namen Ferdinand II. eine Menge Staats-Bedenken, National-Injurien gegen die Böhmaken und andere derlei Herrlichkeiten in Menge zu finden sind. Wegen Kapitän Fluellen haben Sie wohl recht, daß Gott, wem er ein Amt gibt, auch den Verstand gibt. In der Geschichte ihres Trauerspieles, wo ich sogar meine erste Rezension umändern mußte, weil mein Lob ein offenbarer indirekter Tadel des Urtheils der Censur, somit der Regierung sei, hatte er wahrhaftig blutwenig Verstand und eine wahrhaft inquisitionsmäßige Intoleranz bewiesen, die

in der literarischen Welt am allerunerträglichsten ist, doch ich hoffe, wenn das Stück nur einmal in mehreren Provinzen gegeben ist und auch im Druck erscheint, gelingt es wohl auch in der Hauptstadt, und welche Schande und Lächerlichkeit fällt alsdann nicht wohlverdientermaßen auf die früheren heillosen Zweifel und Einwendungen! . .

37.

Raitz, am 8. Oktober 1816.

Als Sie, verehrungswürdige Freundin, von Lilienfeld nach Wien zurückkehrten, besuchten eben Graf und Gräfin Salm ihre beiden überaus hoffnungsvollen und liebenswerthen Söhne in Vacanos Erziehungsanstalt zu Klafterbrunn; ich begleitete meine theuren Freunde, die sich Ihnen unendlichemal empfehlen, und verlebte mehrere Tage bei dem trefflichen Prälaten, den ich womöglich noch lieber gewonnen habe. Dies klösterliche Leben, das einsam schöne Thal, selbst die Einheit der Cistercienser-Ordenstracht versetzte mich mit wundersamer Rührung nach Stams, wo ich mich gleichem Berufe weihen wollte. Ich durchgieng des liebenswürdigen Abten schönes Epos, vorzüglich reich an herrlichen Beschreibungen, die ich jenen in den Collin'schen Fragmenten der Rudolfiade vorziehe.[1] In Hanthalers Nachlaß, diplomatisch und genealogisch äußerst wichtig, wühlte ich mehrere Tage. In meinem Archive lesen Sie die Früchte von beiden.[2] Ein Blatt desselben — Briefe Johannes Müllers — änderte und unterdrückte ich, weil durch einen Verstoß, der mir gerade im Moment meines Wiedererscheinens in Wien recht unlieb war, Müllers Schreiben an den Erzherzog Johann darunter gerathen waren, durch welche er mein Verhältniß zu diesem ausgezeichneten Prinzen gestiftet hat. Doch wurden 25 Abdrücke für Freunde gemacht. Auch Ihnen nehme ich mir die Freiheit, welche zu übersenden. Mein historiographischer Berufsplan, den Fürst Metternich verlangte, wird Sie gleich-

falls interessiren. Max I. und Karl V. bleiben das Werk meines Lebens, ein monumentum aere perennius, so Gott will! Dann viele, viele Nebendinge nützlicher und schöner Art. . . Sahen Sie Hammer schon lange nicht? Nicht Collin und Türkheim?[3]) Daß sich doch in Wien kein Zirkel bildet, wie einst bei der guten Matt! Daß eine gewisse, geistreiche und vortreffliche Dame sich aus dem Zauberkreise der Vorstadt gar nicht hinweg und in die Stadt treiben läßt! Die Gräfin Chorinsky könnte füglich so etwas machen, den Grafen würde es gar sehr erheitern und ich mich seinerzeit als einen getreuen, wiewohl alternden Adjutanten anbieten, das Interessanteste aus der Fremden- und aus der Lesewelt zusammenzutreiben! . .

38.

Raitz, am 4. November 1816.

. . Sie sind meine älteste Freundin in der Kaiserstadt, bleiben Sie es; ich bitte Sie darum aus tiefem Herzen. Ich weiß diese Perle zu schätzen. . . Auf meinen lieben Abt Ladislav habe ich noch immer, wenn auch keinen Stock-, doch einen Milchzahn wegen einseitiger und unverständlicher Auslassung der Erwähnung seines Sklavenstandes und weil er mich mit Ihren beiden allerliebsten Gedichtchen so hat anbumsen lassen! Geistliches Blut!! . . Sahen Sie den Tirolerkrieg von 1809 in den Beiträgen zur neuesten Kriegsgeschichte von dem volksmilitärischen und dichterischen Schriftsteller Förster?[1]) Er hatte gute Materialien von mir, vom Appellationsrath Schneider, von Werndle und andern Häuptern. Weit mehr ansprechen und rühren wird Sie das Leben des Sandwirths Andreas Hofer, ganz aus Quellen voll innerer Gluth, lebendig und warm gemalt. Es gefällt mir selbst nicht übel und in dieser Sache: anche io son' pittore! Zieht sonst noch irgend eine literarische Erscheinung Ihre Blicke auf sich? Wo ist denn Kapitän Fluellen? Rothkirch bitte ich unendlich

von mir zu grüßen. Die letzte Zeit in Wien war ich so angehängt, daß ich auch nicht ein Stündchen gewann mit ihm zu verplaudern. . .

39.

Schloß Raitz, am 18. November 1818.

. . Um die Honorare von Fleischer und Cotta fragte ich, weil ich Sie für mein Taschenbuch überbieten wollte, nämlich für jenen Theil, den ich nicht selbst machen kann, für Volksmärchen, Legenden, Balladen. Unter uns: Deinhardstein ersuchte mich mehrmals für das Morgenblatt um Beiträge über unsere Literatur. Ich bin aber mit der unverdauten Art nicht zufrieden, wie davon Gebrauch gemacht wurde. Wenn Sie, gnädige Frau, gelegentlich an Mad. Huber[1]) schreiben, bitte ich beizufügen: Ich wäre bereit, vierteljährig eine Übersicht unserer ernsten Literatur einzusenden, wohl auch Briefe über Mähren und Ungarn. Wolle man mir schreiben, was dort vorzüglich gewünscht werde, so sei die Adresse blos: „An die Redaktion des Archives für Geographie, Historie, Staats- und Kriegskunst" (bei Anton Strauß, Am Peter) zu Wien. Mein Aufsatz: „Die Schwiegertöchter Friedrichs II. (Königin Margarethe und Konradins Mutter, Elisabeth) wird durchaus quellengemäß und streng historisch, kann also Ihrer romantischen Behandlung dieses Gegenstandes wohl reicheren Stoff liefern, aber auch im Wege stehen. Doch würde ich ihn nichtsdestoweniger fallen lassen, wenn Sie ihn ernstlich gewählt hätten? Funks Friedrich II., den ich Ihnen zu diesem Behufe im Sommer 1814 von Brünn aus schickte, befindet sich, glaube ich, noch in Ihrer Hand? Das Stückchen des Baron Brettfeld[2]) hat den Grafen und die Gräfin Salm, die sich Ihnen hochachtungsvoll empfehlen, empört wie mich. So ist's recht! Das gehört zum Wucher, zum Häuserpressen, Münzen mausen und Buchhändler zwicken! Und welcher äußerst delikate Gebrauch der Censur, besonders da gerade durch diesen Kanal

das Veto über den Ferdinand ausgesprochen worden ist! Ich bin begierig, ob sich im Auslande nirgendher eine blutige Persiflage dieses Unfugs erhebt!? So schickte man mir auch im Dezember 1815 meine Anzeige Ihres Ferdinand zurück, wenn ich nicht am Schluß mit der bewußten Stelle nachhelfen würde! Die verfluchte Beziehungs- und Anspielungswuth vereitelt indirekt immer wieder meinen Lieblingssatz von der vorzugsweisen Anwendung redender und bildender Kunst auf vaterländische Gegenstände, von der beständigen Begleitung der Historie durch die Kunst, wie Trauerspiel und Chor. Daß ich im Morgenblatt immer anonym bleibe, versteht sich von selbst. . . Wird denn mein Archiv auch Ihrer Blicke gehörig gewürdigt? insonderheit die Rubrik: Ob denn Österreichs Geschichte an poetischen Stoffen so arm sei?

In Bezug auf obiges Thema bilde ich mir auch etwas ein auf Rußens Kompositionen aus dem Mittelalter. Ich wünschte noch von ihm: Rudolphen an Ottokars Leiche, Friedrichen, wie er gebannt und geächtet, der Tiroler Herzen durch ein Reimspiel erforscht, Ferdinanden und Philippine Welser. . .

40.

Schloß Raitz, am 15. Juli 1819.

Vogts rheinische Sagen und Geschichten habe ich in den Jahrbüchern sehr ausführlich recensirt und ich hoffe, ganz nach Ihrem Sinne.[1]) Nun, lasen Sie doch das Morgenblatt über die Jubelfeier des Regiments Konstantin? Der Artikel über Ruß hatte sich unverantwortlich verzögert.[2]) Die Freunde Salm und Rogendorf gewinnen ungemein bei öfterem Lesen.[3]) Graf und Gräfin Salm, die sich Ihnen hochachtungsvoll empfehlen, waren ungemein darüber erfreut. Der Brigitten-Kirchtag entgeht mir also, doch ich ehre Ihre Gründe. In den ersten Septembertagen, hoffe ich, erscheint das Taschenbuch. Zugleich sind Sie wieder in Wien, dorthin übermache ich Ihnen also auch des Verlegers Honorar

für das Gedicht. Werner hat seine große Ballade bereits eingeschickt.[4] Er ist von Maria-Trost bei Graz nach Venedig. Das Leben der Maria Stuart habe ich nach Wien zurückgesendet. . .

41.

Raitz, den 4. November 1819.

. . Ich schließe den fraglichen Brief des Brünner Buchhändlers Traßler bei wegen der Herausgabe seines neuen Journals Phöbe, von welchem ich mir viel Gutes für die breite Klasse unserer Lesewelt verspreche, dessen Bedingungen und Plan gut sind, welchem ich daher recht lebhaft Ihre freundliche Mitwirkung wünsche. Dieser Brief gibt eigentlich nur Rechenschaft von den auswärtigen Mitarbeitern und von Traßlers Wünschen. . .[1] Der VII. Band der Jahrbücher ist erschienen, in der That der interessanteste und glänzendste aus allen.[2] Ich bin äußerst begierig, wie Sie mit dem Taschenbuche zufrieden sind. Was sagte denn Ruß zu meinem Aufsatz über seine historischen Gemälde? Ich denke, er hatte hohe Ursache, damit zufrieden zu sein, allein die Gedanken stehen ihm eben nicht niedrig. . .

42.

Schloß Raitz, am 30. November 1819.

. . Beide Rubriken: „Sagen und Legenden, Zeichen und Wunder", sowie die „Ahnen-Tafeln"[1] sind ausschließend neu und niemals werde ich darin einen Mitarbeiter gedulden. Auch ist von mir die Erklärung der Kupfer. Nachgeholfen habe ich übrigens gar vielen Aufsätzen. Mit meinen beiden Rubriken bezielte ich ein Magazin für Historienmaler, Balladen- und Romanzen-Dichter. Das bleibt auch nicht aus. Über Werner und Collin wollen wir recht vieles sprechen.

43.

Raitz, am 25. Oktober 1820.

Mein alter, treuer Freund Delitsch dürfte Ihnen, verehrte gnädige Frau, den II. Jahrgang des Taschenbuches

für die vaterländische Geschichte nach meinem Auftrage bereits vor mehreren Tagen behändigt haben?[1]) Nehmen Sie selben mit jener zwanzigjährigen Freundschaft und Güte auf, die eine der wenigen Perlen meines Lebens ist. Mögen meine beiden Lieblingsrubriken: „Sagen und Legenden, Zeichen und Wunder“ und die „Ahnentafeln“ Ihrer Beistimmung nicht ganz unwürdig sein! Mailath wird Ihnen durch den Aufsatz: die Mongolen,[2]) zu welchem ich ihm recht romantische Sagen geliefert habe, gewiß Genüge leisten, trotz der selbst mit den ungarischen Quellen nicht getreu übereinstimmenden und bis ins Lächerliche gehenden Partheilichkeit gegen Friedrich den Streitbaren. Auch Zriny vom Grafen Franz Teleky ist eine schätzbare Arbeit, sowie alles, was Mednyanczkys Fleiß und Eifer zutage gefördert hat.[3]) Mit den Gedichten sieht es diesmal nicht sehr glorreich aus, dennoch hoffe ich, das Ganze werde sich ritterlich behaupten und Jahr für Jahr wenigstens streben nach zunehmender Vollkommenheit. . . Von Meister Ruß, dem norischen (zu Zeiten wohl auch närrischen) Maler, ist der Ferdinandus im September nach Raitz gewandert. Er schreibt mir viel von seinen neuesten Kompositionen und macht mich sehr begierig darauf. . . Castelli hat mit der besungenen die gemalte Königin Johanna nicht überboten, die mir Rußens gelungenstes Bild und auch in der Ausführung zart und anmuthvoll scheint. . .[4]) Cotta ist nun endlich auch einmal mit dem I. und II. Theil meiner sämmtlichen Werke hervorgetreten.[5])

44.

Schloß Raitz, am 31. Oktober 1822.

Genehmigen Sie, verehrte gnädige Frau und vieljährige Freundin, den Ausdruck der herzlichsten Glückwünsche zur Feier Ihres Namens, die uns recht froh vereinigt hat, zumal bei den Lebzeiten Ihrer geistvollen, bestimmten und durchaus niemals Tombak für Gold quittirenden Mutter, deren Wohlwollen und Achtung besessen zu haben, ewig mir

theuer bleiben wird! . . Es ist schon Winter — und es sind Reife gefallen — darum nehmen Sie auch eine gebrannte Blume freundlich auf, die nächstes Jahr schon wieder frisch und kräftig austreiben wird. Der treue Delitsch übergiebt Ihnen mein Taschenbuch. Aus den „Sagen und Legenden" darf ich den Ring der Treue, die Kreuzspinne, die Mutter Konradins halb und halb empfehlen, aus den „Ahnentafeln" die Wrbnas, aus den Biographien jene von Niklas Salm, von Bethlen Gabor, von Paul Kinisy. Wäre ich der Kaiser, so würde ich Sie nach der Brigittenau exiliren, nachdem ich Ihnen vorher dort ein niedliches Schlößlein gebaut und durch Äolsharfen und narkotische Pflanzen eine vollständige Balladen-Atmosphäre ringsum erschaffen hätte! Schwarzenbergs Leben durch Prokesch hat mich entzückt. Ich konnte mich auch nicht enthalten, es im Archive nach meiner Art auszusprechen. [1]) Gott schütze den geist- und kraftvollen jungen Mann nur a superbia vitae et spiritu negationis, im Mönchslatein zu reden, dann freut sich seiner alles, was echt österreichisch ist. Das ganze Salmsche Haus empfiehlt sich hochachtungsvoll Ihrem gütigen Andenken. Die Reise der beiden jungen Grafen nach Dresden, Leipzig und Berlin hat einen rechten Funken in ihre empfänglichen Seelen geworfen. . . [2])

45.

Schloß Raitz, am 1. August 1825.

. . Das Archiv, das historische Taschenbuch, der zweite Jahrgang der Geschichte Wiens, gehen eifrig ihren Gang fort, nicht ohne manchen Kampf mit der Censur, die an Engbrüstigkeit und Willkür in der That die gespanntesten Erwartungen übertrifft. [1])

Anschütz werde ich mir erlauben, Ihnen in Wien vorzustellen: in der That, ein ausgezeichneter Künstler, durch sein gründliches Studium der alten russischen und der neueren Literatur und seine ausgebreiteten Beobachtungen. Tieck, der fast täglich bei uns war und drei Abende bei uns Shakespeare

las, vergönnte ihm, Othello zu hören, zeichnete ihn sehr aus und war von seinem Lear ganz hingerissen. . .[2])

Ich kann nicht umhin, fest zu beharren auf meiner Meinung, daß die letzten drei Jahre des 30jährigen Krieges, von Torstensons Sieg bei Jankau 1645, seinem schnellen Vorprallen an die Wiener Donaubrücken, der Eroberung von Krems und Korneuburg, den bedenklichen Negotiationen aus seinem Hauptquartier Mistelbach mit dem bereits zwischen Tyrnau und Preßburg stehenden Rákoczy und der verfehlten Belagerung Brünns — bis 1648 zur verrätherischen Überrumpelung der Prager Kleinseite und dem heißersehnten Abschluß des westfälischen Friedens, die trefflichste Epoche für einen historischen Roman sei — mit einem Reichthum von Episoden jeder Art, wie man ihn nur wünschen kann und mit ganz vortrefflichen Anlässen, um eine aparte Handlung hinein zu erfinden. Einige geringe Pröbchen hiervon, blos allein aus meinem Archiv und aus den gewöhnlichsten Quellen, habe ich Euer Gnaden bereits im verflossenen Winter aufgezeichnet, aber welch ein weites Feld wird sich Ihrem geübten Blick sogleich erschließen! . .[3]) Wir haben auch die Baronin Zay in Butsan besucht, die uns sehr gütig aufnahm. . .[4]) In der That, ein sehr freundliches, liebes Haus, worin es mir sehr gefiel, nämlich insoferne es die alten Leute betrifft! Die Baronin läßt ihre Muse keineswegs windfeiern und gab mir eben eine neue Erzählung mit. Therese Artners Verlust fühlt sie recht sehr, sowie sie Ihren Besuch wohl noch lange vermissen wird. . .[5])

46.

Schloß Raitz, am 2. November 1826.

Ich habe gehofft, zum übermorgigen, doppelten Karolinenfest selbst wieder in Wien zu sein und Ihnen und der Frau Tochter meine ebenso ehrfurchtsvollen als herzlichen Wünsche persönlich abzustatten, allein meine Rückkehr verzieht sich noch ein paar Tage. . . Morgen sind es schon 20 Jahre,

daß Collin und ich diesen Tag durch den Mann von Wort bei Ihnen feierten![1]) Welche andere Welt als damals! Wieviel Unruhe und äußere Störungen, aber dennoch oben und unten noch ein ganz anderer Sinn und Gemeingeist, als in der jetzigen Versumpfung und Verfaulung, wo in ganz Europa nirgend ein rechter Krieg ist und nirgend ein rechter Frieden, wo erlaubt ist, was damals verboten war, und streng verpönt, was damals erlaubt, ja belobt und befördert! Und wie viele ausgezeichnete Menschen Ihres schönen Zirkels sind dahin! Und wie haben die politischen Partheien gewechselt! Alle haben, wie manche schwangere Frauen, ihren Kalender verloren. Wissen Sie denn, daß Kolbielsky frei erklärt ist und mit 2000 fl. C. M. Pension in Brünn leben soll, aber nicht gehen will ohne Urtheil und Recht, oder daß man ihm wenigstens irgend eine Ursache dieser Behandlung zu sagen geruhe, die seit dem März 1810 dauert?[2]) Das Taschenbuch, das Ihnen Delitsch wohl schon überbracht haben muß, und das Archiv gehen ihren Gang fort. Ich will diese einzigen Vehikel in ihrer Art nicht auch noch untergehen lassen, obgleich pekuniäre und andere Interessen und meine Bequemlichkeit und Ungeschorenheit, mir längst ein völliges Verstummen anriethen. Meine Babenberger geben vielleicht ein ausgezeichnetes Werk? Je mehr ich die Hohenstaufen von Raumer studire, je weniger verzage ich daran. Von Max I. und Karl V. und ihren Helden und ihrer Zeit, von der Epoche der Reformation kann bei dem jetzigen Censurs-Aberwitz auch nicht von ferne die Rede sein. Wie ungerne verliere ich diese Frucht 19jähriger Studien, indessen ist es nicht der einzige Verlust dieser Art.

47.

Schloß Raitz, am 31. Oktober 1828.

Montags.

. . Der Anblick Rothkirchs hat das Gedächtniß vieler lebensfrischen und verhängnißvollen Tage von 1805—1810

wieder erneuert. Wo sind diese Tage hin und wo jene Menschen? — Wie oft hat zeither das Glück seine Kugel, die Regierung ihr System umgedreht? . . Sie erinnern sich wohl, daß ich schon 1811 eine Abhandlung schrieb über des tollen Löwenherz Gefangenschaft in Österreich. [1]) Vorigen Herbst entdeckte Dobrowsky die Handschrift Ansberts, eines österreichischen Klerikers, über eben diese Kreuzfahrt und gab die betreffenden Stellen im Archiv heraus. [2]) Ich bin also gesattelt und kenne das Terrain — und so wenig ich die Abgeschmacktheit theile, daß jetzt niemand mehr in seinem Charakter sprechen darf und was der Tyrann und der Intriguant sagen, als Passion und offene Beichte des Dichters genommen werden will, so sehr ich National-Antipathien gelten lasse, so hat es der große Unbekannte, den man Walter Scott zu nennen pflegt, diesmal denn doch zu arg gemacht. [3]) Noch im November wird meine Gegenrede im Archiv erscheinen und vorher Ihnen unterlegt werden. Ich freue mich innig, daß Sie dem Jahr 1648 treu blieben; welche Episoden lassen sich da nicht einflechten? welche Rückblicke thun? Wieviel habe ich Ihnen noch darüber nachzutragen; aber Georg Podiebrad illegitim!? Gott bewahre! So wenig als Franz I. es ist: ein echter, gerechter König, so gut als alle Przemysliden und größer als fast alle vor und hinter ihm. Jawohl, wie glücklich ist Scott! Quousque tandem! Der Censurparoxismus ist noch immer im Steigen. Anschütz ist sehr gebildet, ein wackerer Grieche und Lateiner, übrigens ein grundehrlicher, gutmüthiger, sanfter Mann, der es verdient, daß Sie ihn bei sich aufnehmen. . .

48.

München, am 2. November 1829.

. . Gewiß haben Sie mit der Zeit wieder eine ausgezeichnete Arbeit vollendet. Möchte ich doch von Ihnen noch einen „Friedrich von Tirol“ lesen, wie einen vielgeprüften Fürsten mit der leeren Tasche, über welchen in

meinen Werken viel Denkwürdiges zerstreut ist und dem auf meinen Antrieb Graf Brandis eine eigene, gründliche Schrift gewidmet hat. [1]) Dazu aber müssen Sie durchaus das Innthal und Etschland wenigstens bis Botzen gesehen haben. Daß Sie bei diesem kleinen Ausfluge nach Tirol über Salzburg und München gehen werden, versteht sich von selbst, und es wird Sie wahrlich nicht reuen, wenigstens die bildende Kunst hat in Deutschland zu keiner Zeit höher geblüht. Maler wie Cornelius, Julius Schnorr, Peter und Heinrich Heß, Zimmermann, Kobell, Stiller ꝛc.; Bildhauer, wie Wagner, Eberhart, Schwanthaler sind ganz geeignet, eine tüchtige, nachhaltige Schule zu bilden. Man spürt es in allen Dingen, was die Freiheit und das laissez nous faire für eine mächtige Expansionskraft hat. . . Meine Gesundheit ist, gottlob! noch immer von der alten, unverwüstlichen Dauer und meine Lage angenehm und ehrenvoll. Der schöne und hoffnungsvolle Kronprinz, den ich ein ganzes Jahr unterrichtete, ist nun nach Göttingen, wo er aber nur ein Jahr bleibt, dann wieder nach München heimkehrt und auf Reisen durch ganz Europa geht. [2]) Von des Königs Gedichten erschien soeben die zweite Auflage, aus der ich Ihnen nur das Gedicht an den Erzherzog Karl über die Schlacht bei Aspern hier beifüge, das Ihnen gewiß gefallen wird. [3]) Die Leitung des gesammten Archivwesens beim Ministerium des Innern setzt mich in den Stand, auch für die Geschichten Österreichs und Böhmens thätig zu sein, wie denn der jetzt erscheinende 28. Band der Monumenta boica statt des ewigen, unnützen Klosterquarks, die Archive von Passau, des tausendjährigen Bischofs von Österreich liefern wird, hiermit in Wahrheit so ziemlich eine neue Geschichte desselben, wenigstens unter den Karolingern und Babenbergern. Auch die historische Klasse der Akademie der Wissenschaften wird wieder, nach langem Schlummer, Lebenszeichen von sich geben, die für Österreich von hoher Bedeutung sind. Cotta ist hier und empfiehlt sich Ihnen hochachtungsvoll. Noch weit thätiger als er, der so

ziemlich auf seinen Lorbeeren und Geldsäcken ruht, greift Franckh in Stuttgart auf den gesammten süddeutschen Buchhandel ein. An meiner großen Geschichte studire und sammle ich emsig fort. Eine Vorarbeit davon wird eine Geschichte Münchens in zwei Bändchen sein — ein Kunstwerk von der äußersten Eleganz. Beineben finden Sie sehr viele historische Artikel von mir in Cottas Journalen, dem Auslande, dem Inlande und jetzt auch in der Aurora die geschichtlichen Fresken aus den Begebnissen Wittelsbachs, von Cornelius Schule, in den Arkaden am Hofgarten, lebensgroß ausgedrückt und beim letzten Oktoberfest eröffnet, zu welchem eine Menge Fremde hier zusammenströmten, insonderheit auch aus Böhmen und aus Tirol. Nie habe ich mein altes Lieblingsthema von der vorzugsweisen Verherrlichung nationaler Gegenstände durch die Kunst eine solche Wirkung aufs Volk machen sehen. Die Bogengänge werden den ganzen Tag vom Volke nicht leer und die gemeinen Leute besehen diese Bilder gewöhnlich mit dem Hut in der Hand wie in der Kirche. Aus Italien ist dem König wieder ein ganzer Schatz von Kunstwerken nachgeströmt, besonders alte Florentiner: kurz, Sie werden selbst einsehen, daß es gar nicht anders möglich ist, als daß Sie künftigen Sommer nach München kommen. Im Mai sehe ich Sie wohl in Wien mit so vielen unvergeßlichen Freunden, unter denen Salm und Mednyansky obenan stehen. Sahen Sie Eberts Bretislav und Jutta? Der Verfasser war diesen Sommer in München, ein trefflicher Liederdichter, aber unerfreulicher Wiedererwecker der alten Ritterstücke im Drama.[4] Den Grafen Sternberg sah ich hier gleichfalls mit vieler Freude.[5] . .

49.

Hannover, am 31. Oktober 1831.

. . Künftigen Sonntag sind bereits 30 Jahre verflossen, als wir den „Mann von Wort" bei Ihnen gaben und Ihrer hochgesinnten Frau Mutter immer mehr verdüsterndes Antlitz

dadurch erhellten. Wo sind die Kempelens, Haschka, Heinrich und Matthäus Collin, Vierthaler?? [1]) Hammer hält noch fest und der edle Rothkirch und der leichtsinnige Schmierer Mailath. Wenigstens lese ich noch immer eifrig die Wiener Zeitung wegen der Fremden, vorzüglich aber wegen der Gestorbenen. Die historische Literatur leidet immer mehr an der Rückenmarks-Austrocknung und die Lichnowskysche Falschmünzerei führt nicht weit. [2]) Mein armer Kurz schreibt mir aus St. Florian, er werde bald nicht mehr lesen und schreiben und auch nicht mehr gehen können. Sie können sich denken, wie wehe mir dieses that, der ich, Gott sei Dank! in Gesundheit, Kraft und Beweglichkeit noch gar keinen Unterschied gegen die Dreißigerjahre fühle?? Meine historischen Taschenbücher dauern immer noch fort und liefern gewiß noch manches gediegene Material für die mittelalterliche Vorwelt und für die nächste Vergangenheit. Auch will ich doch noch als Gegenstück zu Raumers Hohenstaufen mein Österreich unter den Babenbergern in vier Theilen vollenden, wovon das Archiv 1826—1828 schon so viele urkundliche Proben gab. Von meiner älteren Tochter Fanny Kreß, österreichischen Gesandtin im nahen Hamburg, habe ich unausgesetzt so günstige Kunde, daß mir oft, wie beim Ringe des Polykrates, unheimlich, demüthig und supplikantisch zu Muthe wird — die jüngere, Therese, hat einen vielseitig gebildeten Mann, den Schwestersohn von Kreß, Baron Friedrich von Buirette-Oelefeld, Landesgerichts-Assessor in Nürnberg. Ich selbst bin seit 15. Mai 1837 wieder vermählt an Maria Freiin von Speck-Sternburg, die ich seit August 1830 kenne, wo sie aus der Erziehung in London und Paris, wo mein Schwiegervater früher Kommandithäuser hatte, nach München kam. Der Vater war seit 1819 mein und der Familie Salm genauer Freund und ist sehr bekannt durch seine schöne Kunst- und Gemäldegalerie in Lütschena, wie als Agronom und Schafzüchter, weshalb ihn 1825 Kaiser Alexander nach Südrußland, 1828 König Ludwig nach Bayern berief. Weiteren irdischen Ehren und

Würden entsagte ich längst und wünsche nur, daß meine dermalige Zufriedenheit fortwähre. Jedes erfreuliche Lebenszeichen von Ihnen sendet jede Buchhandlung unter Couvert: An die Hofbuchhandlung Gebrüder Hahn in Hannover...

50.

München, am 30. Mai 1835.

Einer der reichsten, der gebildetsten und gewiß in Kurzem einflußreichsten Männer Bayerns unternimmt die Reise nach Wien und Pest, der Kammerherr Friedrich Freiherr von Zurhein, Referent im Ministerium des Innern, auch als Schriftsteller ausgezeichnet im Gebiete der Rechtsgelehrsamkeit, der Geschichte und der Dichtkunst. In dem schönen Österreich, in dem unermeßlichen Ungarn sind (neben den Reizen der Natur und neben den öffentlichen Zuständen) die ausgezeichneten Männer das Interessanteste für ihn und die durch Geist und Gemüth hervorragenden Damen, zumal Zurhein von seiner Gemahlin und Schwägerin, zwei trefflichen Frauen, begleitet ist. Zurheins hohe Bildung und seine ungemeine Biederkeit sprechen laut genug für ihn. In meinem ganzen Leben war ich nie ruhiger, nie gemüthlicher als auf dem Gesandtschaftsposten in Hannover, der durch die tägliche Verbindung mit England, durch Schiffahrt, Welthandel, Zoll- und Handelsverhältnisse sehr bedeutend. — Der dreijährige konstitutionelle Katzenjammer in Bayern (1829—1832) war unausstehlich. Das schöne, lebensvolle Österreich wird in den nächsten fünfundzwanzig Jahren große Resultate ins Leben rufen...

51.

Hannover, am 28. Oktober 1836.

... Gerade vor ein paar Stunden erhielt ich den I. Band Ihrer sämmtlichen Werke, die zerstreuten Blätter aus Ihrem Schreibtisch. Sorgsam habe ich das Bild heraus-

gelöst, um es in meinem Arbeitszimmer aufzuhängen neben Heinrich Collin, Hammer, Zedlitz, Auersperg, Pyrker, Karl Harrach 2c. 2c. . . .[1]) Ich bin nun schon im fünften Jahr in einer angenehmen, unabhängigen Existenz am königl. großbritannisch-hannoverschen Hofe, nahe bei Göttingen und bei vielen interessanten Mittelpunkten der Kunst, des Alterthumes, der Wissenschaft. Hannover ist nur ein weniges größer als Württemberg oder Sachsen, aber wie ganz anders bedeutend durch die beständige Verbindung mit England, mit den Hansestädten, durch die Mündungen der Ems, der Elbe, der Weser, durch die herrliche Nordseeküste von Holland bis Hamburg. Ich studire noch fleißiger als jemals, wenn auch wenig von mir erscheint, außer den beinahe dreißig Jahre fortwährenden historischen Taschenbüchern. Graf und Gräfin Salm und mein alter, seit dem Preßburger Frieden getreuer Gönner, Fürst Johann Liechtenstein, folgten sich ins Grab vom 1. bis zum 24. April.[2]) Es wäre mir rein unmöglich, Ihnen den Eindruck zu beschreiben, der in meinem Innersten noch davon nachdröhnt. . . Mit Freude sehe ich unsere alten Genossen in St. Florian noch leben, mit großer Freude sah ich zwei Namen vereinigt, die mir immer theuer waren: Hammer-Purgstall.[3]) Der österreichische Historiograph vom Feldwebel abwärts, der anmuthvolle und kurzweilige Ridler ist zu den Unsterblichen versammelt und seine berühmte Abhandlung ein bloßes Bruchstück geblieben, ob die Pferde in Österreich unter Leopold dem Schönen insgesammt nur drei Füße hatten? oder der vierte nur zufällig auf dem Siegel abgebrochen sei? Ebenso mußte Leibnitz sterben vor der Vollendung seines grandiosen Tagewerkes zur Vereinigung aller christlicher Konfessionen, und welche große Namen sind noch übrig wie Kaltenbäck, Veith und Tschischka, vor denen Johannes Müller, Spittler oder Schlözer verschwinden, oder Mailath, der in seiner Geschichte Wiens sein höchst originelles Quellenstudium noch weit gründlicher beurkundete als in seinem betrügerischen Bankerott.[4]) Wer jemals Land und

Volk Österreich kennen gelernt hat, kann sich vor unauslöschlicher Liebe zu demselben ebensowenig retten, als vor dem Hasse gegen diejenigen, die ihn ausgetrieben. . .

52.

Bremen, am 10. Oktober 1840.

. . Sahen Sie denn meine letzten historischen Taschenbücher, die immer viel Österreichisches liefern? Jenes auf 1841 gibt das Ebenbild Mednyanczkys, jenes auf 1840 des guten Grafen Hugo Salm. Den letzten Juni, Juli und August war ich auf Urlaub in Bayern, bei den wirklich erstaunenswerthen Kunstschöpfungen Münchens — im Hochgebirge zu Kreuth und Tegernsee, wo ich meine Schwestern aus dem nahen Innsbruck sah — in dem durch alle Reize der Natur, durch alle großen Erinnerungen germanischer Vorwelt verherrlichten Hohenschwangau, beim Kronprinzen Maximilian von Bayern, der 1828—1829 mein Schüler in der Geschichte und in den schönen Wissenschaften war, darauf über Augsburg nach Nürnberg bei meiner jüngeren Tochter Therese in Ansbach, die dem dortigen Landesgerichts-Assessor Freiherrn von Buirette Öhlefeld vermählt ist. Baron Kreß ist jetzt österreichischer Minister in Hannover, also nur 10—12 Stunden von mir, bis Ende dieses Monats in Urlaub auf seinen Gütern bei Nürnberg. . . Rothkirch ist also abermals von Wien weg? Ein ausgezeichnetes Talent und ein durchaus vortrefflicher Charakter. Es ist eine seltsame, fast schauerliche Empfindung, nach und nach alle alten Gefährten und Freunde ins Schattenreich verschwinden und sich mehr und mehr ganz allein zu sehen. Um so inniger drängt man sich an die wenigen, die uns aus alter Zeit her theuer und durch eine lange Reihe verhängnißvoller Jahre treu geblieben und bewährt erfunden sind. . . Sie kennen doch den Nachlaß Johannes Müllers, herausgegeben durch den Schaffhauser Bibliothekar Maurer-Constant, und darunter die herrlichen Briefe von Gentz aus den Jahren 1804—1805?

53.

Bremen, am 30. Oktober 1841.

Am 21. September 1801 kam ich aus meiner Vaterstadt Innsbruck in das herrliche Wien. Am 28. September wurde ich durch Haschka bei Ihnen eingeführt. Vierzig Jahre sind darüber verflossen, hochverehrte gnädige Frau und unvergeßliche Freundin! In dankgerührter, liebevoller Erinnerung lebt in mir Ihre theure Güte und Nachsicht, Ihre edle, herzliebe Frau Tochter, die hochgesinnte Mutter, der verewigte Gemahl, die unzähligen schönen Stunden in Ihrem Hause mit beiden Collins, Haschka, Vierthaler, Schlegel, Richter, Toni Kempelen, wovon Rothkirch, Türkheim, Hammer allein noch übrig sind, für welche ich fast täglich die innigsten Segenswünsche thue . . Meine nun auch 40jährigen historischen Taschenbücher sehen Sie wohl immer mit meinen herzlichen Erinnerungen an Salm, an Mednyanczky und andere Freunde? Höchst bedeutsam dürften für jeden Österreicher sein: „Lebensbilder aus dem Befreiungskriege. (I.) Ernst Friedrich Herbert, Graf von Münster, hannoverisch-großbritannischer Staats- und Kabinetsminister." Die Aktenstücke dieses Buches sind noch weit wichtiger als der Text. Mein Leben verfließt angenehm und ruhig, meist in den Angelegenheiten des für Deutschland unendlich segensreichen, großen Zoll- und Handelsvereins, wofür natürlich die Börsen von Hamburg, Bremen und Lübeck ganz andere Beobachtungspunkte sind als etwa die Antichambren von Dresden, Hannover oder Stuttgart . .

„Österreich unter den Babenbergern" denke ich doch noch zu vollenden, aber nicht in der Abdeckerweise des Fürsten Lichnowsky, der keinen Tell, keinen Winkelried und keinen Schweppermann leiden will und mit einer affektirten, ungeheuren Gelehrsamkeits-Garderobe dennoch (wie ich ihm beschämend nachgewiesen) durchgängig Falschmünzerei getrieben hat . .[1]) Mit dem hoffnungsreichen

Kronprinzen von Bayern, 1828/29, meinem Schüler in der Geschichte, brachte ich Ende August eine unvergeßliche Zeit in Hamburg zu. In München wurde Hammer in die Akademie bei der Geburts- und Namensfeier des Königs mit großer Achtung aufgenommen. In Regensburg traf ich voriges Jahr den Kustos Bergmann[2]), der mir viel von St. Florian und den alten Freunden erzählte, so auch Graf Moritz Dietrichstein in München bei seiner Tochter, der Fürstin Ötting-Wallerstein.

Anmerkungen.

Hormayrs Briefe an Karoline Pichler sind nach den Originalen abgedruckt worden mit Ausnahme der Stellen, die sich auf intime Familienverhältnisse oder auf nebensächliche Angelegenheiten beziehen; auch die gewöhnlichen Höflichkeitsbezeugungen am Schlusse der Briefe und die Titulatur wurden weggelassen. Orthographie und Interpunktion sind mit geringen Ausnahmen wiedergegeben.

Die Bemühungen, Pichlers Briefe an Hormayr aufzufinden, sind bisher fruchtlos geblieben. Im allgemeinen wird man Hormayrs Briefe als einen willkommenen Beitrag zur Zeitgeschichte entgegennehmen können, zumal sie an vielen Stellen das politische wie das literarische Leben im ersten Drittel des XIX. Jahrhunderts beleuchten.

Die Originale der in den folgenden Anmerkungen sowie in der Einleitung benützten Briefe Hormayrs an Varnhagen, deren Veröffentlichung ich vorbereite, befinden sich im Besitze der königlichen Bibliothek in Berlin.

* * *

1.

[1]) Johannes von Müller, geb. Schaffhausen 3. Jänner 1752, gest. 29. Mai 1809, der bedeutendste Historiker seiner Zeit, stand von 1792 bis 1804 in österreichischen Diensten; zuerst in der Staatskanzlei, dann als Kustos der Hofbibliothek. — Seine Selbstbiographie erschien 1806 in Berlin; er übersandte sie am 2. April d. J. an Hormayr. Vergl. Müllers sämtl. Werke, Bd. 39, S. 178, und Hormayrs Archiv 1816, S. 473.

[2]) Geschichte der gefürsteten Grafschaft Tyrol, 1805, Cotta, Tübingen.

[3]) § 8 des Preßburger Friedens verpflichtete Österreich, das Innviertel und Tirol mit Vorarlberg an Bayern abzutreten. — Über Hormayrs Teilnahme an den Friedensverhandlungen vgl. dessen Geschichte Tirols, S. 82.

[4]) Johannes Müllers Briefe an Hormayr, abgedruckt im Archive 1816, Nr. 114 und 115.

2.

[1]) Die Posaune des heiligen Krieges aus dem Munde Mohammeds, Sohn Abdallahs des Propheten. Mit einer Vorrede herausgegeben von Joh. Müller. Leipzig 1806. Man hielt damals allgemein Müller für den Verfasser dieses Werkes.

Josef Freiherr Hammer-Purgstall, der berühmte Orientalist, geb. Grätz 9. Juni 1774, gest. Wien 23. November 1856.

3.

[1]) Dr. Wilhelm Nord von April 1805 bis Oktober 1811 Direktor des allgemeinen Krankenhauses.

[2]) Hormayr vermählte sich am 15. August 1803 mit Therese Anderler von Hohenwald. Die Ehe, der zwei Kinder entstammten: Fanni, geb. 9. März 1807, und Therese, geb. 20. Jänner 1811, war keine glückliche.

[3]) Frau von Staël kam in Begleitung A. W. v. Schlegels im Herbste 1807 nach Wien; sie stieg im „Schwan" ab und nahm dann Wohnung in der Plankengasse im Hause der Frau von Eichelburg, wo sie häufig Abendunterhaltungen gab. Man sah bei ihr den Fürsten Schwarzenberg, die Grafen Chotek, Rottenhan und Fürstenberg, den französischen Botschafter Andreossi. Ein fleißiger Besucher ihres Hauses war Graf Moriz O'Donell, dem sie auch viel diktierte. Am 22. Mai 1808 verließ Staël Wien. — Frau von Nuns, eine geistreiche Frau aus Bremen, die in Wien dem Zirkel der Pichler angehörte, hatte die Bekanntschaft ihrer Freundin Pichler mit der Staël vermittelt. Über Karoline Pichlers Verkehr mit der Staël vgl. Pichlers Denkwürdigkeiten a. m. Leben, Wien, 1844, II, 113 ff.

[4]) Joh. Wilhelm Lombard, geb. Berlin 1. April 1767, gest. Nizza 28. April 1812, geh. Kabinetsrat in Berlin, trat für die Neutralität Preußens ein und wurde deshalb von Stein heftig angegriffen. Nach der Schlacht von Jena in Verhaft gebracht, wurde er später zum Sekretär der Akademie ernannt. Vgl. Hüffer: Die Kabinettsregierung in Preußen und Joh. Wilhelm Lombard. — Karl Friedrich Graf Beyme, geb. Königsberg 10. Juli 1765, gest. Steglitz 8. Dezember 1838, preuß. Minister.

4.

[1]) Historisch-statistisches Archiv für Süddeutschland: 2 Bde. Frankfurt und Leipzig 1807—1808.

[2]) Aus Rabeners Satire „Eine Todtenliste von Nikolaus Klima".

6.

[1]) Siehe Anmerkung 1—3 zu dem Briefe Nr. 7.

7.

[1]) Der Aufsatz „Historischer Frauenspiegel" von Karoline Pichler erschien im Archive 1810, Nr. 76—78, als Fortsetzung von Bredows „Historischer Frauenspiegel". (Archiv 1810, Nr. 174 und 175.)

[2]) Vom Grafen F. d. H. von Soden, erschienen München 1784.

[3]) Vergl. hierzu den nächsten Brief. — Die hier von Hormayr gegebenen Anregungen wurden, ausgenommen die auf den Grafen Gleichen bezügliche, von der Pichler befolgt. Vgl. die betreffenden Stellen: Inez de Castro (S. 336), Agnes Bernauer (S. 335), Philippine Welser (S. 335), Johanna d'Arc und Agnes Sorel (S. 332), wo dem Rate Hormayrs getreu auch Shakespeare und Voltaire berührt wurden; endlich ist der Hinweis auf jene Frauen, die ihre Männer und deren Völker zum Christentume bekehrten, teilweise wörtlich in diesen Aufsatz übergegangen.

[4]) Pichlers Legende „Cremsmünster" erschien zuerst am 4. Jänner 1810 in der Wiener Zeitschrift „Der Sammler" Nr. 2; im Juli d. J. im Archive Nr. 79, 80.

8.

[1]) Gottfried Gabriel Bredow, Geschichtschreiber, geb. Berlin 14. Dezember 1773, gest. Breslau 5. September 1814.

[2]) Gemeint ist das epische Gedicht des französischen Dichters Jean Chapelain (geb. Paris 1595, gest. daselbst 24. Februar 1674): La pucelle d'Orleans (1656).

[3]) „Alter und neuer Sinn" in Cottas Taschenbuch für Damen, 1811, S. 48, von Hormayr zensuriert. — Franz Sartori, geb. Unzmarkt 7. März 1782, gestorben 31. März 1832, fruchtbarer Schriftsteller, der es mit dem literarischen Eigentum nicht immer genau nahm; er war Beamter und später Direktor des k. k. Bücher- und Revisionsamtes. Eine biographische Skizze enthält Hormayrs Archiv, VI, S. 427.

10.

[1]) Lorenz Haschka, geb. Wien 1. September 1749, gest. daselbst 3. August 1827, Dichter, verkehrte bereits im Hause Greiner, war der Lehrer Karoline Pichlers und ihr freundschaftlich bis zu seinem Tode ergeben.

[2]) Vermutlich der später als Diplomat im Orient wirkende Bartholomäus Graf Stürmer, geb. Konstantinopel 26. Dezember 1787, gestorben Wien 14. Juli 1863.

[3]) Wilhelm von Humboldt wurde am 14. Juni 1810 an Stelle des Grafen von Finckenstein mit Rang und Titel eines Staatsministers zum Gesandten am Wiener Hofe ernannt; am 3. November überreichte er dem Kaiser sein Beglaubigungsschreiben. (Allg. Zeitung 14. November 1810.) — Die Elegie „Rom" erschien 1806 in Berlin. Karoline Pichler

lernte W. v. Humboldt und dessen Gattin im Sommer 1811 bei Friedrich Schlegel kennen, wurde aber von ihnen ignoriert. Erst zur Zeit des Wiener Kongresses gestalteten sich ihre Beziehungen freundlicher. Frau von Humboldt wurde damals von Hofrat Buel im Hause der Pichler eingeführt, gleichzeitig mit Schillers Schwägerin, Frau von Wolzogen. Die Trauer der drei Frauen um Theodor Körner brachte sie einander näher. Denkwürdigkeiten, II, 199, III, 31.

[4]) Johann Ridler, geb. Leitmeritz 12. April 1772, gest. Wien 23. Jänner 1834, Historiker, später Direktor der Universitätsbibliothek, war damals Regierungsrat bei der Studien-Hofkommission.

11.

[1]) Die Grafen von Hohenberg. 2 Bde., Leipzig, erschienen 1811. Vgl. sämtl. Werke. Wien 1828—1845. — 60 Bde. Band 6 u. 7. — Bd. 6, S. 48, ein Lied, beginnend: „O schönes Licht der Sonne", 8 sechszeilige Strophen: Bd. 7, S. 254, ein Lied mit 12 fünfzeiligen Strophen, beginnend: „Was weinst du, Pilger dieser Erde."

12.

[1]) Karl August Böttiger, geb. Reichenbach 8. Juni 1760, gest. Dresden 17. Oktober 1835, vielseitiger Schriftsteller, hielt sich 1811 in Wien auf. Seine Korrespondenz mit Hormayr und anderen Österreichern ist in der kgl. Bibliothek zu Dresden aufbewahrt.

13.

[1]) Siehe Hormayrs Taschenbuch für die vaterländische Geschichte, 3. Jahrgang, S. 1—9. Über Pichlers Aufenthalt in Gaming im Sommer 1812 vgl. Denkwürdigkeiten, II, 213 u. 214.

14.

[1]) Die Briefe von Nr. 14 bis 38 wurden während der Internierung Hormayrs in Brünn geschrieben.

[2]) Moritz Graf Dietrichstein, Erzieher des Herzogs von Reichstadt, von 1821—1826 Hoftheater-Direktor, Freund und Gönner des Dichters Heinrich von Collin. — Der standhafte Kardinal war Franz von Dietrichstein, geb. Madrid 22. August 1570, gest. Brünn 19. September 1636. Österr. Plutarch, 3 Bdchn., S. 57—75.

[3]) Österreich und Deutschland. Gotha in der Beckerschen Buchhandlung. 1814.

[4]) Josef von Hudelist, seit 1803 Hofrat in der Staatskanzlei, einer der Vertrautesten Metternichs, der ihn in den Staatsrat berief. Hudelist war ein heftiger Gegner Hormayrs, der sich an ihm durch eine scharfe, äußerst leidenschaftliche Kritik in den „Lebensbildern aus den Befreiungskriegen" rächte.

[5]) Rudolf Zacharias Becker, geb. Erfurt 9. April 1752, gestorben 28. März 1822, Volksschriftsteller und Buchhändler (Archiv für Geschichte des deutschen Buchhandels, VII, 208, VIII, 235, 326), wurde 1811 von den Franzosen verhaftet und bis April 1813 in Gewahrsam gehalten. Vgl. Beckers Leiden und Freuden in 17 monatlicher französischer Gefangenschaft. Gotha 1814.

[6]) Anspielung auf Metternich.

[7]) Schauspiel in zwei Akten von Karoline Pichler, ein Gelegenheitsstück zur Feier der Rückkehr des Kaisers, zum erstenmal aufgeführt im Burgtheater am 15. Juni 1814. Theater-Zeitung 1814, Nr. 81; Denkwürdigkeiten, III, 37 ff.

[8]) Kantate von Karoline Pichler, Musik von Spohr. „Minerva", Taschenbuch für das Jahr 1815, S. 367 ff. — Ferdinand II., König von Ungarn und Böhmen. Schauspiel in fünf Aufzügen.

15.

[1]) Johann Ladislaus Pyrker, der Dichter der „Tunisias" und des „Rudolf von Habsburg", geb. 2. November 1772, gest. 2. Dezember 1847, war vom 8. Juli 1812 bis 14. August 1818 Abt des Stiftes Lilienfeld.

[2]) Auch an Varnhagen schrieb Hormayr am 2. August 1833: „Egmont halte ihm allzuviele Bilder des eigenen Lebens vor und der Schluß der Szene mit seinem Sekretär sowie der darauffolgende Abschied von Oranien widerstrahlen viel seines eigenen Denkens und Thuns." Vgl. auch Brief Nr. 21.

[3]) Anton Leopold Roschmann Ritter von Hörburg, geb. Innsbruck 26. Dezember 1777, gest. Wien 11. Mai 1830, der Verräter des „Alpenbundes", leitete 1813 die Tiroler Landesverteidigung und übernahm das Land von der bayrischen Regierung.

[4]) Hans Christoph Freiherr von Gagern, geb. 25. Jänner 1766, gest. 22. Oktober 1852, Schriftsteller und Staatsmann, begab sich, als er infolge des Napoleonischen Dekretes, daß kein auf dem linken Rheinufer Geborener in einem nicht zu Frankreich gehörenden Staate ein öffentliches Amt verwalten dürfe, den nassauischen Dienst verlassen mußte, nach Österreich, wo er 1810—1813 in Wien lebte und mit Erzherzog Johann und Hormayr in Verbindung trat. Nach Hormayrs Verhaftung, als Teilnehmer am „Alpenbund", aus Österreich ausgewiesen, erschien er 1814 wieder, und zwar als Gesandter des Königs der Niederlande beim Wiener Kongreß. Seine politische Tätigkeit hat er selbst geschildert in „Mein Antheil an der Politik" (6 Bde.), Stuttgart und Leipzig 1822—1845.

[5]) Katharina Paulowna, die Schwester des Zaren Alexander I., von 1804—1812 mit dem Prinzen Georg von Oldenburg vermählt,

kam am 27. August 1814 nach Wien; sie heiratete 1816 den Kronprinzen von Württemberg.

[6]) Adam Müller, Publizist, geb. 30. Juni 1779, gest. Wien 17. Jänner 1829, kam 1805 nach Wien, wo er Katholik wurde; er trat 1813 in den österr. Staatsdienst, wurde Landeskommissär in Tirol, war von 1815—1827 Generalkonsul in Sachsen und wurde in diesem Jahre als Hofrat in die geheime Haus-, Hof- und Staatskanzlei berufen. Seine zahlreichen Schriften verzeichnet Wurzbach XIX, 324 ff. M. war auch Mitarbeiter verschiedener Wiener Zeitschriften („Beobachter", „Wiener Konversationsblatt", „Konkordia", „Hormayrs Archiv" 2c. 2c.). Hormayr schrieb über ihn an Tieck (21. Februar 1828): „Es ist nichts hübscher, als die Frau seines Gastfreundes zu entführen, zu heiraten, dabei hyperkatholisch zu sein und Bonald über die Unauflösbarkeit der katholischen Ehen im Geiste des Trienter Conciliums zu übersetzen."

[7]) Der tatenlustige Admiral der englischen Flotte, William Sidney Smitt, geb. Westminster 21. Juni 1764, gest. Paris 26. Mai 1840.

[8]) Hierfür hatte Hormayr über zwanzig Jahre (1806—1828) rastlos zahlreiche Materialien gesammelt und viele von Ranke, Raumer, Böhmer 2c. gewürdigte Bruchstücke bekannt gemacht.

[9]) William Robertson, geb. 19. September 1721, gest. 11. Juni 1793. Königl. Historiograph Schottlands. 1759 erschien: History of Scotland during the reigns of Queen Mary and King James VI.

16.

[1]) Geschichte der neuesten Zeit als Fortsetzung der Millotschen Universalhistorie, 3 Bde. Wien bei Härter 1817—1818.

[2]) Thaddäus Graf Trautmannsdorf, geb. Gratz 28. Mai 1761, gest. Wien 20. Jänner 1819, wurde am 26. November 1811 zum Fürst-Erzbischof von Olmütz erwählt. Seine josefinische Gesinnung äußert sich in dem Werke: De tolerantia ecclesiastica et civili (Ticini 1783). Wurzbach 47, S. 84.

[3]) Heinrich von Hohenstaufen, Trauerspiel in fünf Aufzügen, im Burgtheater zum erstenmal am 27. Oktober 1813 aufgeführt als Benefizvorstellung für die in der Schlacht bei Leipzig Verwundeten. Denkwürdigkeiten, III, S. 2—5.

17.

[1]) Heinrich Luden, geb. Loxstadt 10. April 1780, gest. Jena 23. Mai 1847, Geschichtschreiber, Herausgeber der „Nemesis", Zeitschrift für Politik und Geschichte.

[2]) Freiherr von Strampfer war geheimer Rat des Hauses Öttingen-Spielberg, nach dessen Mediatisierung er nach Österreich kam und Gutsbesitzer in Inzersdorf wurde.

[3]) Franz Graf Szechenyi, der Gründer des ungarischen Nationalmuseums. (Vgl. Hormayrs biographische Skizze im Taschenbuche 1822, S. 429—452.) Die Stelle bezieht sich auf die Intervention bei Kaiser Franz wegen Hormayrs Rückkehr nach Wien.

[4]) Karl Ruß, geb. Wien 11. August 1779, gest. daselbst 19. September 1843, Kammermaler des Erzherzogs Johann. Eine ausführliche Biographie, worin auch der großmütigen Unterstützung dieses Künstlers durch den Erzherzog gedacht ist, hat Hormayr in seinem Taschenbuche (34. Jahrgang, S. 82—110) veröffentlicht.

18.

[1]) Leonhard Graf von Rothkirch, geb. Pahrendorf 6. November 1773, gest. Wien 10. Juni 1843, Feldmarschall-Leutnant, militärischer Schriftsteller und Dichter. Hormayrs Archiv veröffentlichte 1817 Szenen aus Rothkirchs Trauerspiel „Johanna Gray"; er zählte zu den verläßlichsten Freunden der Pichler, die jedoch in ihren Denkwürdigkeiten bemerkt, daß das Verhältnis nach Rothkirchs Erhebung in den Grafenstand ein anderes geworden sei. (III, S. 177.) — Das Sonett „Deutsche Sprache" ist in der 1848 bei Gerold erschienenen Sammlung von Rothkirchs Gedichten enthalten. (S. 89.)

Frau von Matt geb. Humelauer vgl. Denkwürdigkeiten, II, S. 228.

[2]) Hugo Franz Altgraf zu Salm-Reifferscheid, geb. Wien 1. April 1776, gest. daselbst 27. März 1836, Freund der Kunst und Wissenschaft, begründete 1815 mit Josef Grafen Auersperg das Franzens-Museum in Brünn. Zu seinen intimen Freunden zählte auch Hormayr, der bereits 1816 in seinem Archive (VII, Nr. 83, 84, 85) Salms Biographie veröffentlichte.

Franz Josef Graf Zierotin, geb. 6. April 1772, gest. 30. Mai 1845, hervorragender Humanist und Landwirt, war seit 1804 mit Ernestine Freiin Skrbenský vermählt.

Über die Entstehung des historischen Schauspiels Ferdinand II. — Denkwürdigkeiten, III, S. 42.

[3]) So nennt Hormayr auch an anderen Orten Roschmann.

[4]) Aus Schillers „Braut von Messina", IV. Aufzug, 9. Auftritt. Die Stelle ist hier verändert zitiert. Die nachfolgende Stelle bezieht sich auf Hormayrs unglückliche erste Ehe, worüber auch das Tagebuch des Erzherzogs Johann eine Bemerkung enthält.

[5]) Das Taschenbuch „Minerva", Leipzig bei Gerhard Fleischer. — Das „Rütli", gezeichnet von Ramberg, gestochen von Veith.

W. G. Beckers „Taschenbuch zum geselligen Vergnügen", herausgegeben von Friedrich Kind, 25. Jahrgang, 1815. Leipzig bei J. F. Gleditsch.

Frauentaschenbuch für das Jahr 1815 von de la Motte Fouqué. Nürnberg, Joh. L. Schrag.

Urania, Taschenbuch für Damen auf das Jahr 1815. Leipzig und Altenburg, Brockhaus.

Aglaja. Ein Taschenbuch, herausgegeben von Josef Sonnleithner. Wien, Wallishausser. Enthält drei Kupferstiche von John nach Correggio, van Dyk und Simon Cantarini.

Selam. Ein Almanach für Freunde des Mannigfaltigen, herausgegeben von J. F. Castelli. Wien, Anton Strauß.

19.

[1]) Das Stück kam im Burgtheater nicht zur Aufführung. Es zeigte sich, bemerkt die Pichler in den „Denkwürdigkeiten" (III, S. 59), „daß Rücksichten für ein leicht zu reizendes und zu schonendes Nationalgefühl die Aufführung auf diesem Theater nicht recht zulässig machten". Verändert kam dieses Schauspiel später im Theater a. d. Wien unter dem Titel: „Christian von Dänemark" zur Darstellung. Über die Aufführung des Stückes in Graz unter dem Titel: „Wankelmuth und Vertrauen", siehe Brief 28. Juli 1816.

[2]) In den „Lebensbildern aus den Befreiungskriegen" (I, S. 458) schreibt Hormayr über die Wiener Theaterzensur:

„Otto von Wittelsbach", „Hamlet", „Macbeth", „Richard II." und „Richard III.", „König Johann" und „Heinrich VI." durften nicht erscheinen, damit die menschlichen Gewohnheitsthiere sich nicht auch etwa in der Zerstreuung an Absetzung und Ermordung von Kaisern und Königen gewöhnten; „König Lear", damit man nicht glaube, die Fürsten verlören im Unglück den Kopf, „Maria Stuart" war eine Anspielung auf Maria Antoinette, „Egmont", „Fiesco", „Tell", „Wallenstein" provocirten Revolutions- und militärische Meuterei, der „Kaufmann von Venedig" aber einen Hepp-Hepp-Tumult. Bei der ohnehin gesunkenen Achtung vor der Aristokratie des Adels und der Beamten wurden die landesüblichen Minister, Präsidenten und Hofräthe in Vicedome, Oberpräsidenten in Kammerräthe umgewandelt, da seit dem Ertränken der Agnes Bernauerin an den Vicedomen ohnehin kein gutes Haar war. Die Schurkencharaktere durften sich nur mehr als einschließlich in den Freiherrnstand erheben. Ein Graf und vollends ein Polizeidirektor blieben immer, vom Mutterleibe aus, wahre Grandisons." Vgl. Brief Nr. 22.

[3]) Geschichte Friedrichs II. Züllichau, Freistadt 1792.

[4]) 1817 legte Hormayr den ersten Band der Geschichte der neueren Zeit vor als Fortsetzung der Universalgeschichte des Abtes Millot, der sie zum Unterrichte bourbonischer Prinzen geschrieben hatte und die Christiani im Sinne des politischen Protestantismus fortsetzte; er widmete ihn

dem Fürsten Metternich. Graf Sedlnitzky schrieb dem Verfasser am 20. Juli 1817: „Es ist nicht zu verkennen, daß Euer Hochwohlgeboren eine schwierige Aufgabe zu lösen hatten. Die Geschichte unserer Tage in einem Zeitpunkte darzustellen, wo der größte Theil der handelnden Personen noch am Leben ist, setzt immer große Gewandtheit und Einsicht voraus, die Euer Hochwohlgeboren in Ihren früheren Schriften so ruhmvoll bewährt haben. . ." Im März 1818 erschien der zweite Band, 1819 der dritte Band. Metternich hätte diesen gern ungedruckt gesehen, scheute aber das Aufsehen und Hormayr entschloß sich, alle beanständeten Stellen zu streichen.

20.

[1]) Karoline von Greiner starb am 15. Jänner 1815 im Alter von 75 Jahren. — Sophie Mertens, eine Jugendfreundin der Pichler, vermählte sich 1796 mit dem Grafen Ignaz Karl Chorinsky, der ebenfalls im Hause der Pichler verkehrte und zu den Freunden ihres Gemahls zählte. Im Jahre 1816 wurde der Graf zum Präsidenten der allgemeinen Hofkammer ernannt. Während seiner Amtsführung bewährte sich Chorinsky als ein äußerst wohlwollender Gönner Franz Grillparzers. Gräfin Chorinsky starb im November 1836.

[2]) Karoline Pichler verblieb in ihrem Hause in der Alsergasse.

[3]) „Zur Geburtstagsfeier Sr. Majestät des Kaisers und Königs am 12. Februar 1815. Brünn, gedruckt mit Gastl'schen Schriften."

[4]) Philipp Ritter von Stahl, Vizepräsident des Landesgubernium in Brünn.

21.

[1]) Vgl. über Hormayrs Großvater und die hiergenannten Mitglieder der gelehrten Sozietät degli Agiati die biographische Skizze im Taschenbuche für vaterländische Geschichte 1822, S. 417—428. — Josef Freiherr von Sperges, geb. Innsbruck 31. Jänner 1725, gest. Wien 26. Oktober 1791, Geschichtsforscher, Hofrat im auswärtigen Amte, einer der tätigsten Förderer der Akademie der bildenden Künste in Wien.

[2]) Rudolf Heinrich Bosse, geb. Braunschweig 23. April 1778, gest. daselbst 20. Mai 1855, Staatsmann und Schriftsteller, war 1808 Johannes von Müllers Privatsekretär.

[3]) Josef Dobrowsky, geb. Gyermet 17. August 1753, gest. Brünn 6. Jänner 1829, Sprach- und Geschichtsforscher, unternahm 1792 eine Reise nach Schweden zum Zwecke der Nachforschung böhmischer Dokumente, die während des 30 jährigen Krieges weggeschleppt wurden.

[4]) Franz X. Richter, geb. Hotzenplotz 18. August 1783, gest. Wien 24. Mai 1856, von 1808 bis zum Herbste 1815 Professor am Gymnasium zu Brünn, später Bibliothekar in Olmütz, war einer der eifrigsten Mitarbeiter an Hormayrs Archiv, dessen Jahrgang 1815

(Nr. 146—149) den Aufsatz: „Das Geschlecht der Moymarn und das slavische Christenthum" enthält.

[5]) Max Fischer, geb. Wien 10. August 1782, gest. 26. Dezember 1851, Geschichtsforscher, Chorherr des Stiftes Klosterneuburg.

[6]) „Der Krieg der Tiroler Landleute im Jahre 1809." Berlin 1814. — J. S. Bartholdy, geb. Berlin 1779, gest. 1825, war 1809 in der österreichischen Armee, dann Legationsrat.

[7]) Wiener Allg. Literaturzeitung 1814, Nr. 97. Das Werk wird als „das unstreitig beste erklärt, was über den Krieg in Tirol 1809 bisher erschienen ist".

22.

[1]) Hormayr hatte eine Sammlung von Zensurentscheidungen angelegt, die 1826 bereits 378 Nummern umfaßte. „Es ist eines der geringsten specimina" — schrieb er am 26. August 1826 an den Historiker Leonard Knoll — „daß Volk ein so durch und durch anathemisirter Ausdruck ist, daß auch in meinem streng wissenschaftlichen Archiv Land Volk überall gestrichen und durch Land-Leute ersetzt wurde — statt Gott Himmel und ein andermal wieder statt Himmel Gott; statt schöne Mädchen äußerst sinnreich Bauernmädchen." Regierungsrath Hägelin corrigirte als Censor immer: ein schlauer Luchs anstatt schlauer Fuchs und in Theaterstücken statt: „sie fällt in Ohnmacht", „ihr wird nicht gut".

[2]) Weitere Quellen führt Hormayr auf einem besonderen Blatte an: Lambacher, Österr. Interregnum. Calles, Annales Austriae. Österreich, Geschichte von Schrötter und Rauch. Hanthaler, Facti campililienses. Im T. I. ist die merkwürdige Chronik ihres Kaplans, des Dominikaners Pernold. Gebhardi: Genealogie der erblichen Reichsstände (III. T., S. 191—194), merkwürdig, zumal die Noten.

„Der Florianer Chorherr Kurz — heißt es auf diesem Zettel — wird unseren verehrten Freundinnen recht freudig ein Verzeichniß der Urkunden Margarethens zusammentragen aus: Hergott, Duellius, Lambacher, Petz, Ludewig, damit soviel möglich kein Factum fehle.

In Petz' scriptor. ist Ottokar Hornecks Reimchronik und die des Thomas Ebendorfer von Haselbach bemerkenswerth. Zur Zeit- und Sittengeschichte auch in Rauch scriptores rerum austriacarum. Enenkel und das Chronicon rhytmicum.

Über die schöne Kuenringerinn, Ottokars Geliebte, über ihre Kinder und deren Legitimirung, die Quellen ziemlich vollständig im obenangeführten Werke Gebhardis (T. III, S. 76—84).

Über Ottokar und die Babenberger, der Plutarch 1, 5., 19., 20. Bändchen, Taschenbücher von 1812 und 1813. In Ottokars Charakterschilderung sind vergessen einige merkwürdige Züge, als:

„Der Bau so vieler Städte und Festen (Marcheck, wo er über Béla und dann über ihn Rudolf gesiegt, Hradisch, Zittau, Budweis, Eger — in Preußen, Braunsberg und Königsberg), das Emporheben des dritten Standes, die Anordnung eines allgemeinen Grundbuches und Urbars, Steuer-Regulirung (erster Schritt zur Gleichheit der Abgaben), gleiches Maß und Gewicht, Polizeisatzungen, Wolfsgruben, Wolfsjagden. — Er speiste stets auf Gold, hatte die erste Hof-, Tafel- und Kirchenmusik, förderte den Bergbau durch Mechaniker und Knappen aus den fernsten Ländern. Die Nächte vor den großen Hauptfesten der Kirche brachte er meist in gesperrten Gotteshäusern, einsam auf- und abgehend, zu oder gar nach Büßerweise auf das Pflaster hingestreckt."

[3]) Der Erzbischof von Wien, Sigismund Anton Graf Hohenwart (geb. 2. Mai 1730, gest. 30. Juni 1820), ehemals Religionslehrer des Kaisers Franz, verwendete sich auf das eifrigste für Hormayr. Schon im März schrieb er diesem, der Kaiser lasse ihm bedeuten, bis zur Abreise des russischen Kaisers und des Königs von Preußen in Geduld zu stehen. Es dauerte jedoch noch länger als ein Jahr, bis Hormayrs Bitte, nach Wien zurückkehren zu dürfen, erfüllt wurde.

23.

[1]) Ferdinand II. erschien 1816 im Druck. Vgl. auch Bd. 28 der zweiten Gesamtausgabe.

[2]) Franz Freiherr von Koller, Feldmarschall-Leutnant, geb Münchengrätz 27. November 1767, gest. Neapel 22. August 1826, wurde 1813 dem Feldmarschall Fürsten Schwarzenberg als erster Generaladjutant zugeteilt; 1814 wurde er beauftragt, Napoleon nach Elba zu begleiten. Näheres in Biographie des hommes vivants, Paris 1817, tome III.

24.

[1]) Archiv 1815, Nr. 126—130.

[2]) Andreas Merian von Falkach, 1802—1805 österreichischer Legationssekretär in Regensburg, 1806—1808 Geschäftsträger im fränkischen Kreise und in Karlsruhe, 1809 Legationsrat im Armenministerium, 1810—1813 Geschäftsträger in Dresden, 1813 russischer Staatsrat, gest. zu Paris 1828. Vgl. Müllers sämtliche Werke, Bd. 28, S. 306, und Archiv 1816, S. 476. Merian war Hormayrs Freund und einige Zeit hindurch dessen Hausgenosse. — „Dieser Mann" — schreibt Pichler in ihren Denkwürdigkeiten (II, 99) — „war ganz classische Literatur, scharfsinnig, gelehrt, wahrhaft freundschaftlich, aber auch höchst eigen, ja bis zum Paradoxen seltsam in seinen Ansichten." Ein lebhafter Briefwechsel vermittelte die freundschaftlichen Beziehungen nach dessen Abgang von Wien. Durch Merian erfuhr Karoline Pichler Körners Tod zuerst in Wien.

[3]) Das Werk führt den Titel: „Biographische Züge aus dem Leben deutscher Männer." I. Freiherr von Hormayr von Hortenburg. (Leipzig 1815.)

[4]) Das Gedicht: „Kaiser Maximilians Zweikampf 1495" erschien im Archive 1816, Nr. 3 u. 4.

[5]) Eine Änderung des Titels dürfte nicht bewilligt worden sein, da dieser nach 1816 wie in den früheren Jahrgängen lautet: „Archiv für Geographie, Historie, Staats- und Kriegskunst."

[6]) Bartholomäus Kopitar, Slavist, geb. Repnje 23. August 1780, gest. Wien 11. August 1844. Vgl. Jahrbuch der Grillp.-Gesellsch., II, 167. Über Dobrowsky siehe Archiv 1822, S. 103; 1824, S. 534; 1827, S. 704; 1828, S. 356; 1829, S. 97.

[7]) „Beiträge zur Lösung der Preisfrage des durchlauchtigsten Erzherzogs Johann über Inneröfterreichs Geographie und Geschichte im Mittelalter." Siehe Archiv 1812, S. 173; 1815, S. 583; 1817, S. 169; 1818, S. 565, 586; 1819, S. 56—110. An der Lösung beteiligten sich nebst Hormayr, Franz Richter, der Benediktiner Friedrich Blumberger und der Historiker Franz Kurz. Vorzüglich wegen dieser urkundlichen Arbeiten wurde Hormayr von den Ständen Steiermarks als Herr und Landmann im Herzogtum aufgenommen, wo seine Familie schon früher im Marburger Kreise begütert war.

[8]) Deutsche Gedichte von Fraimund Raimar. Archiv 1815, Nr. 92.

[9]) Archiv 1815, Nr. 92, 93 Andreas Hofers Geburt u. Tod.

[10]) Anekdoten aus dem merkwürdigen Leben unseres großen Feldmarschalls Lacy. Archiv 1815, Nr. 109—112, 118, 119.

[11]) Archiv 1815, Nr. 104 ff.

[12]) Franz Kurz, geb. Käfermarkt 2. Juli 1771, gest. 12. April 1843, Chorherr des Stiftes St. Florian, Geschichtschreiber. Vgl. dessen ausführliche Biographie von Hormayr im Taschenbuche für die vaterländische Geschichte. 24. Jahrg. 1845, S. 9—81.

[13]) Hormayr wandte sich damals auch an den Grafen Stadion um Fürsprache; er wolle — so schrieb er ihm am 12. August 1815 — von jedwedem politischen Conflicte fern, einer blos wissenschaftlichen Thätigkeit leben. Erzherzog Rainer sei dafür; durch die Entfernung von den Quellen werde sein historisches Talent ertödtet. Auch Staatsrat Stift setzte sich für Hormayr ein, der die Stelle aber nicht erhielt, sondern Adam von Bartsch, geb. Wien 17. August 1757, gest. Hietzing 21. August 1821, der berühmte Kupferstecher.

[14]) Friedrich Karl Freiherr von Tettenborn, geb. Tettenborn 19. Februar 1778, gest. Wien 9. Dezember 1845, diente bis 1812 in der österreichischen Armee, worauf er seine Entlassung nahm, um in den russischen Kriegsdienst zu treten, den er 1818 verließ. Von 1819—1845

war er in Wien als Gesandter Badens. Vgl. Archiv 1817, Nr. 23—26, 35—38, 47, 48, 53, 54, Wurzbach 44, S. 39—48. Am 20. Dezember 1845, wenige Tage nach Tettenborns Tode schrieb Hormayr an Varnhagen: „An ihm hangen gar viele merkwürdige Erinnerungen! Wie lebhaft erinnere ich mich seiner vom Rückzuge des Erzherzogs Ferdinand aus Ulm, von der Wagramer Schlacht, als Führer der Avantgarde Klenaus, als Bote der Geburt des Königs von Rom, seines Übergangs aus Österreich nach Rußland. Er war ein rechter Condottiere, aber viel leichtblütiger und gutherziger als die Gambacorta, Gattamelata, Sforza, eine wahre Bravourarie über das Thema vom: Leben und Lebenlassen! Freilich das liebe Geld (O Gentz! Gentz!) und die Weiber! — Das waren wunde und faule Flecken . ."

26.

[1]) Karl Vacano, Pädagog, Herausgeber vieler Jugendschriften.

[2]) Vgl. Anmerkung 13 zu Brief Nr. 24.

[3]) Den Historiker Fr. Kurz lernte die Pichler bereits 1806 im Stifte Florian kennen. Sie bemerkt in ihren Denkwürdigkeiten, II, S. 87 ff., daß es ihr oft bedünkte, als befände sie sich nicht in einem Kloster, sondern in einer Akademie, in der mehrere Gelehrte oder sonst gebildete Männer sich in ihren Bestrebungen zu höheren literarischen Zwecken vereinigt hätten. Sie erzählt von den geistreichen Unterhaltungen mit Franz Kurz und seinen etwas nüchternen Ansichten über Mittelalter und Poesie. Über Pichlers Besuch im Herbste 1815: Denkwürdigkeiten, III, S. 90.

[4]) Archiv 1815, Nr. 118, 119.

[5]) Beamter im Haus-, Hof- und Staatsarchiv.

27.

[1]) Nanette Porta, gest. 1811, zählte, wie ihre Schwester Baronin Richler, zu den Freundinnen der Pichler, die sie als „ein ausgezeichnetes Mädchen, voll Geist und Lebhaftigkeit" schildert. Denkwürdigkeiten, II, S. 196.

[2]) Burigny, Histoire générale de Sicile. — Giannone, Dell istoria civile del regno di Napoli. — Hausleutners Übersetzung von Chiroldi Cod. diplom. di Sicilia sotto il governo degli Arabi, — dann in Muratori scriptor. rér. italic. — Guilelmi Appuli, Poema historicum de rebus Normannorum in Sicila T. V. 245, dann des Benediktiners und selbst Normannen Ganfredi Molaterrae, Historia sicula a prima Normannorum adventu in Apuliam usque 1099, dem Jahre der Eroberung Jerusalems.

[3]) Johann von Ferreras, Allgemeine Historie von Spanien mit den Zusätzen der französischen Übersetzung .... Mit Vorrede Sigmund Jakob Baumgartners. Halle 1754—1772.

4) 12. Teil, erschienen 1774.

5) Erzherzog Karl vermählte sich am 17. September 1815 mit der Prinzessin Henriette von Nassau-Weilburg, Erzherzog Johann am 30. August 1815 mit Hermine, Tochter des Herzogs Viktor Karl Friedrich von Anhalt-Bernburg-Schaumburg.

28.

1) Archiv 1816, Nr. 3 und 4. Ganz im Gegensatze zu den Ausbrüchen gegen die Zensur, die das Schauspiel zur Aufführung nicht zuließ, bemerkt hier Hormayr: „Es lassen sich sehr leicht die Möglichkeiten denken, aus denen der Patriot und jeder Freund des Edlen und Schönen, eben weil er so fortgerissen ist von dem mannigfaltigen Zauber dieses dramatischen Kunstwerkes, gleichwohl seine Aufführung nicht sehr wünschen kann." Vgl. hierzu den Anfang des Briefes Nr. 29.

2) Gemeint ist Roschmann.

3) Über die Ambraser-Sammlung vgl. Archiv 1821, S. 356, 1825 S. 506, 1831 S. 840.

4) Alois Primisser, geb. Innsbruck 4. März 1796, gest. Wien 25. Juli 1827, unter dessen Leitung die Aufstellung der Ambraser-Sammlung im unteren Belvedere erfolgte.

5) Vgl. den Aufsatz „Philippine Welser" im Archive 1828, S. 451.

6) Archiv 1815, Nr. 143. Hormayr spielt hier auf die Ähnlichkeit seines Schicksals an.

29.

1) Alois Weissenbach, Arzt und Schriftsteller, geb. Telfs 1. März 1766, gest. Salzburg 26. Oktober 1821, Mitarbeiter an Hormayrs Archiv und vieler anderer Journale und Taschenbücher. 1816 erschien bei Wallishausser: „Meine Reise zum Kongreß, Wahrheit und Dichtung."

2) Graf Josef Auersperg, Appellationspräsident und Oberstlandkämmerer in Mähren, Direktor und Kanzler der mährisch-schlesischen Gesellschaft zur Beförderung des Ackerbaues, der Natur- und Landeskunde, Mitbegründer des mährisch-schlesischen Landesmuseums.

30.

1) Hesperus. Ein Nationalblatt für gebildete Leser, 1816, Nr. 9. „An Hormayr" (Druckfehler: „Hormyr"), gedichtet im Sommer 1809; wieder abgedruckt in Hormayrs Taschenbuch, 1845, S. 137.

31.

1) „Österreich unter den Königen Ottokar und Albrecht I." 2 Teile. Linz 1816. Haslinger.

²) Pantheon denkwürdiger Wunderthaten, volksthümlicher Heroen und furchtbarer Empörer des österreichischen Reiches. 3 Bde. in 9 Heften. Prag und Wien 1816.

³) Josef Benigni von Mildenberg, 1782—1849, Beamter des Hofkriegsrates und Geschichtschreiber, Mitarbeiter der österr. Annalen, der Wiener Literatur Zeitung und des Hormayrschen Archivs. — Johann Genersich (1761—1823), pädagogischer Schriftsteller und Geschichtschreiber, Verfasser der „Geschichte der österr. Monarchie", 8 Bde., Wien 1815—1817. — Sartori, vgl. Anmerkung 3 zu Nr. 8.

⁴) Archiv 1816, Nr. 40 und 41, „Grundsteine eines mährisch-schlesischen Landesmuseums".

32.

¹) Hormayrs Bestreben zielte dahin, beim Appellationsgerichte in Brünn verwendet zu werden, wo als Präsident Graf Auersperg fungierte; mit Rücksicht auf seine bisherigen Verhältnisse in Brünn hielt man es aber nicht für angemessen, ihm dort eine Stelle zu verleihen. Es scheint ihm schon damals vertraulich mitgeteilt worden zu sein, daß er nach Wien berufen werde.

33.

¹) Archiv 1816, Nr. 35 und 36: „Fug und Wahrheit in der morgenländischen Literatur, nebst einigen wenigen Proben von der freien Gelehrsamkeit des Herrn von Diez zu Berlin in Sprachen und Wissenschaften."

²) Roschmann verließ Innsbruck am 9. Mai 1815, nachdem Graf Bissingen als Statthalter die Landesgeschäfte übernommen hatte. — Am 13. Oktober traf Kaiser Franz in Bregenz ein, nach Innsbruck kam er am 20. Oktober. — Roschmann war in Ungnade gefallen. 1816 schrieb Erzherzog Johann an Hormayr: „Roschmann unter die Todten! Kein Wort über ihn gegen wen immer —" Krones: Tirol 1812—1816, S. 250.

34.

¹) Hormayr wurde im August 1816 zum österreichischen Historiographen ernannt mit einem jährlichen Gehalte von 4000 Gulden.

²) Das Gedicht „Friedrich der Schöne auf der Trausnitz 1325" ist ohne Angabe des Autors im Archive 1816, Nr. 67 und 68, abgedruckt.

³) Das in keiner Hinsicht bemerkenswerte Gedicht verlohnt den Abdruck nicht. Der erste Teil: „Unter ein Gemälde Egmonts letzter Schlummer vorstellend," ein dreistrophiges Gedicht, ist im Archive 1816, Nr. 48 und 49, abgedruckt.

⁴) Wilhelm Hebenstreit, geb. Eisleben 24. Mai 1774, gest. Gmunden 17. April 1854, von 1816—1818 Redakteur der Wiener Zeitschrift für Kunst und Literatur, Verfasser eines ästhetischen Wörterbuches, Grill

parzers und Schreyvogels Gegner, soll einige Zeit hindurch im Dienste der geheimen Polizei gestanden sein.

35.

¹) Außer diesem Artikel ist noch zu bemerken: Niklas Salm: Taschenbuch 1820 S. XXXVI, XLVIII; 1823 S. 52, 103, 124; 1842 S. 335; 1840 S. 531, ferner Archiv 1815 S. 527. — Wilhelm von Rogendorf: Taschenbuch 1820 S. XLIII; 1823 S. 529.

36.

¹) Vgl. Nr. 40, Anmerkung 3.

²) Nr. 85 vom 20. Juli 1816. Moreau gab den Ferdinand.

37.

¹) Rudolf von Habsburg. Ein Heldengedicht in 12 Gesängen. Wien 1824. Neue, vollendete Ausgabe, Wien 1827. Vgl. Archiv 1823, S. 785; 1824, S. 697; 1825, S. 755.

²) Chrysostomus Hanthaler, geb. Morenbach 14. Jänner 1690, gest. Lilienfeld 2. September 1754, Cistercienser, berühmter Geschichtsforscher. Sein Nachlaß ist beschrieben in Hormayrs Archiv: 1816, S. 653, 647; 1818, S. 253; 1819, S. 537.

³) Matthäus v. Collin, Dichter und Kritiker, geb. Wien 3. März 1777, gest. 23. November 1824, seit 1815 Erzieher des Herzogs von Reichsstadt. — Ludwig Freiherr von Türkheim, geb. Wien 1777, gest. daselbst 14. April 1844, Sanitätsreferent der Hofkanzlei, Leibarzt des Erzherzogs Franz Karl.

38.

¹) Friedrich Christoph Förster (1791—1868), Geschichtschreiber und Dichter, Kampfgenosse Theodor Körners im Lützowschen Freikorps.

39.

¹) Therese Huber, vgl. Jahrb. der Grillparzer-Ges. 3. Bd., S. 268 ff.

²) Zensor in der Staatskanzlei.

40.

¹) Jahrbücher der Literatur, VII, 1—24. Die „Jahrbücher", deren erster Redakteur Matth. v. Collin war, wurden 1818 von Metternich begründet.

²) Nr. 12 u. 13 Kunstblatt. Beilage zum Morgenblatt Nr. 162 u. 163: „Österreichische Poësie des Kustoden der großen Gemäldegalerie am Belvedere zu Wien, Karl Ruß."

³) „Die Freunde", von Karoline Pichler. I. „Salm". Nach einem Gemälde des Herrn Ruß, Kustos der k. k. Bildergalerie. II. „Rogendorf". Taschenbuch 1820, S. XXXVII ff.

[4]) „Der Ostermontag zu Seefeld. Eine wahre Geschichte." Taschenbuch für die vaterländische Geschichte, 1820, S. 180 ff.

41.

[1]) Joh. Georg Traßler, Buchhändler in Brünn, ein rühriger und literarisch gebildeter Verleger. Die Herausgabe der „Phöbe" wurde zunächst aus politischen Rücksichten bewilligt, um die Behauptungen einer gewissen Klasse von Menschen in Deutschland, denen die neuen Preßverfügungen nicht behagen wollten, durch das Erscheinen neuer literarischer Journale in Österreich „praktisch zu widerlegen".

[2]) Dieser Band enthält 14 Aufsätze.

42

[1]) Rubriken in Hormayrs Taschenbuch für die vaterländische Geschichte.

43.

[1]) Das „Taschenbuch für die vaterländische Geschichte", das von 1811—1814 bei Doll erschien, setzte nun Hormayr in Verbindung mit Baron Mednyanczky fort. Die ersten Jahrgänge erschienen bei Härter, die folgenden bis 1829 bei Ludwig in Wien, die übrigen Jahrgänge (bis 1848) bei Reimers in Leipzig und Berlin. „Es hat und behält in Österreich, Ungarn und Böhmen seine zwiefachen Cantharidenkräfte und der Censurdruck verschafft ihm nur ein desto gewisseres Publicum." (Hormayr an Varnhagen, 31. Oktober 1832.)

[2]) Taschenbuch 1821, S. 155—171.

[3]) Franz Graf Teleky von Szék (20. April 1790 bis 8. März 1853), Dichter und Schriftsteller, Mitarbeiter an Hormayrs Archiv und an dessen Taschenbuch, worin er 1821 (S. 360—409) unter dem Titel „Graf Niklas Zrinyi, der Dichter" Bruchstücke aus der Zrinyiade veröffentlichte, von Nikolaus Zrinyi (gest. 1664), einem Urenkel des Helden.

Alois Freiherr Mednyanczky von Medgyes, Hormayrs Freund und Mitherausgeber des Taschenbuches von 1820—1829; er beteiligte sich auch als Mitarbeiter am Archive.

[4]) Die aragonische Königin Johanna. Von J. F. Castelli (in drei Gesängen). Taschenbuch 1821, S. 437—457.

[5]) Hormayrs sämtliche Werke: Stuttgart und Tübingen, J. G. Cotta 1810—1812 (3 Bde.).

44.

[1]) Denkwürdigkeiten aus dem Leben des Feldmarschalls Fürsten Karl von Schwarzenberg. Wien 1822. — Prokesch war von 1818 bis zum Tode des Fürsten dessen Adjutant.

[2]) In Dresden sprach der junge Graf Hugo Salm bei Tieck vor, dem er durch Hormayr empfohlen war. „Wärmere Verehrer, als diesen

jungen Mann" — schrieb Hormayr an Tieck am 15. August 1822 — hatten Sie wohl nie in dem großen Kreise derer, die in Ihnen mit Recht einen der größten Dichter aller Zeiten und aller Nationen bewundern und lieben." (Holtei: Briefe an Ludwig Tieck, 1864, II, 2.)

45.

[1]) Wien, seine Geschicke und Denkwürdigkeiten 1823—1825. Über dieses Werk schrieb Hormayr an Varnhagen 12. Juni 1830: „Ein unglückseliger Stern hat über demselben gewaltet. Der Verleger Franz Härter hat sich erschossen, seine Erben haben das schöne, von Wiens besten Künstlern mit Liebe ausgestattete Kupferwerk versteigert und einem elenden Winkelbuchhändler übergeben, der, um schnell zu gewinnen, unzählige Abdrücke bis zum Ruin der Platten machen ließ . . ."

[2]) Heinrich Anschütz, geb 8. Februar 1785, gest. 29. Dezember 1865, betrat als Gast die Wiener Hofbühne zum erstenmal am 3. Juni 1820. „Ich verdanke — bemerkt Anschütz in den „Erinnerungen" — dem Urtheilsspruche Tiecks über meine schauspielerische Befähigung unendlich viel. Er erhöhte mein Selbstvertrauen und trug vielleicht das Meiste bei, daß mein Name allgemein bekannt wurde." — Tieck, der sich in Wien bereits 1808 aufhielt, traf damals mit Hormayr bei Heinrich Collin zusammen; auch verkehrte er im Hause der Pichler, die durch ihn mit Clemens Brentano und später mit Carl Maria von Weber bekannt wurde. Über Tiecks Wiener Aufenthalt im Jahre 1825 vgl. Jahrbuch der Grillparzer-Gesellschaft, V, S. 152.

[3]) Zu den „Schweden in Prag" hatte die Pichler in Wien und in Prag viele Vorstudien gemacht. Eine französische Übersetzung von dem Grafen de la Grange, Sekretär der französischen Botschaft in Wien, erschien 1827 in Paris.

[4]) Marie Gräfin Zay von Csömör, geb. Tóth-Prona 1779, gest. Ödenburg 1842. Dichterin, Freundin der Karoline Pichler, Therese Artner und Marianne Neumann; auch Grillparzer verkehrte mit ihr. Vgl. Pichlers Werke, 60. Bdchen., S. 38 ff., und Denkwürdigkeiten, III, 17; Wurzbach, 59. Theil, S. 227.

[5]) Therese von Artner, geb. Schintau 19. April 1772, gest. Agram 25. November 1830, Dichterin (Theone), eine Freundin der Gräfin Zay, von der sie sich 1825 trennte, um nach Agram zu ihrer jüngsten Schwester Minna Romano zu ziehen. Vgl. Denkwürdigkeiten, III, 19, IV, 107.

46.

[1]) Von Iffland. Vgl. Denkwürdigkeiten, II, S. 97 ff. Pichlers Gatte spielte den Archivar, sie dessen Gattin, Heinrich Collin den Oheim, Hormayr den Hofrat Wallner, Frau von Kempelen, eine interessante und schöne Frau, die Julie. Collin improvisierte damals einen Glückwunsch

für die drei Karolinen: Großmutter, Mutter und Tochter. Vgl. Taschenbuch 1845, S. 127.

²) Karl Friedrich Glave-Kolbiesky, geb. 1750, gest. 1831. Hormayr nennt ihn einen kecken Abenteurer, „der von der zweiten Theilung Polens bis zur Vermählung Marie Louisens einen nicht minder einflußreichere und fast unglaubliche Rolle gespielt hat, als in anderen Kreisen und Beziehungen der ihm geistesverwandte Casanova". Vgl. Lebensbilder, IV, S. 385 ff., und „Anemonen", II, S. 84 ff.

47.

¹) Archiv 1811, Nr. 143: Dürrenstein, Richard Löwenherz' Gefängniß. (Aus dem 2. Jahrgang des Taschenbuches.) Ferner Archiv 1825, S. 167, 352, 519: „Richard Löwenherz' Gefangenschaft in Österreich."

²) Archiv 1825, Nr. 18. Brief Dobrowskys an Hormayr über einen aufgefundenen Kodex, worin sich eine Geschichte des dritten Kreuzzuges befindet, von einem österreichischen Kleriker, namens Ansbert, der den Zug mitgemacht hatte. Mitteilungen daraus im Archive 1825, Nr. 31, 49, 80. Dobrowsky gab die Chronik 1827 heraus. Vgl. Archiv 1827, S. 511.

³) Bezieht sich auf Walter Scotts „Richard Löwenherz in Palästina" als zweiter Teil der „Erzählungen von den Kreuzfahrern".

48.

¹) Tirol unter Friedrich von Österreich. Von Clemens Wenzel Grafen und Herrn zu Brandis. Wien 1821. Im Taschenbuche 1846, S. 120—132, Gedicht von Hannusch: „Der Friedel mit der leeren Tasche von Tyrol"; 1847, S. 207—267: „Der Herzog mit der leeren Tasche und mit dem goldenen Dach, Friedrich von Tyrol."

²) Hormayr an Varnhagen 20. September 1830: „Das Vertrauen des Königs berief mich dazu, Sr. k. Hoheit das verflossene Jahr hindurch aus der Universal- und bayrischen Geschichte, dann auch aus einigen Zweigen der schönen Wissenschaften Unterricht zu ertheilen; Stunden, welche mir die ungemeine Liebenswürdigkeit des Prinzen unvergeßlich gemacht haben. Euer Hochwohlgeboren haben keine Vorstellung von meiner Freude, als endlich, nach so manchen listigen Versuchen aus Osten, Berlin, der Kern der wissenschaftlichen wie politischen und militärischen Entwicklung des Kronprinzen bestimmt wurde."

³) Über König Ludwigs Gedichte vgl. Grillparzers sämtliche Werke, 5. Ausgabe, XVIII, 99.

⁴) „Bretislav und Jutta." Dramatisches Gedicht. 1829 in Prag und in Wien (3. Oktober) aufgeführt. Im Buchhandel erschien dieses Gedicht erst 1835.

[5]) Kaspar Graf Sternberg, geb. Prag 6. Jänner 1761, gest. Brzezina 20. Dezember 1838, Naturforscher, stand mit Goethe im lebhaften Briefwechsel (1820—1832). Vgl. Briefwechsel zwischen J. W. v. Goethe und Kaspar Graf Sternberg (1820—1832), herausgegeben von August Sauer, Prag 1902.

49.

[1]) Mitglieder des Pichler-Kreises, von welchen in den Denkwürdigkeiten wiederholt gesprochen wird. — Wolfgang Ritter von Kempelen, geb. 1734, gest. 1804, der Erfinder der Schachmaschine. — Franz Raphael Vierthaler, geb. 1758, gest. 1827, hervorragender Pädagoge, Schriftsteller, von 1807 bis zu seinem Tode Direktor des Waisenhauses in Wien.

[2]) Eduard Fürst von Lichnowsky, geb. 16. September 1789, gest. 1. Jänner 1848, Geschichtschreiber, Verfasser der Geschichte des Hauses Habsburg. „Man fütterte die Leute — schreibt Hormayr an Varnhagen am 12. April 1844 — seit 300 Jahren mit den nämlichen Ammenmärchen, aus denen Dogmen werden, die höchstens einem Lichnowsky zu modifiziren erlaubt ist, weil er seinen Zweifel mit einer Menge anderer Übertreibungen hierarchischer, absolutistischer und aristokratischer Gattung zu compensiren versteht."

51.

[1]) Karl Graf Harrach, geb. Wien 11. Mai 1761, gestorben daselbst 19. Oktober 1829, Arzt, Freund Hammers, verkehrte bereits im Greinerschen Hause.

[2]) Johann Fürst Liechtenstein, geb. Wien 26. Juni 1760, gest. 20. April 1836, Feldmarschall; schloß am 26. Dezember 1805 mit Talleyrand den Preßburger Frieden. Seine Biographie in Hormayrs Taschenbuch 1822, S. 77.

[3]) Mit Allerhöchster Entschließung vom 19. November 1835 wurde Hammer und seinem jeweiligen Rechtsnachfolger im Besitze der Herrschaft Hainfeld Namen und Wappen der Familie Purgstall verliehen und mit Allerhöchster Entschließung vom 8. März 1836 die Annahme von Namen und Wappen auf die ganze eheliche Deszendenz ausgedehnt.

[4]) Johann Kaltenbäck, geb. Hofkirchen 11. Jänner 1804, gest. Wien 22. Juni 1861, Geschichtsforscher und Mitarbeiter an Hormayrs Archiv, dessen Redaktion er 1834 übernahm und von 1835—1837 unter dem Titel: „Österreichische Zeitschrift für Geschichts- und Staatskunde" herausgab. — Franz Tschischka, geb. Wien 18. November 1786, gest. daselbst 15. November 1855, Geschichtschreiber und Verfasser einer Geschichte Wiens, Herausgeber der österreichischen Volkslieder und Volksmärchen, Mitarbeiter an Hormayrs Archiv. — Johann Emanuel Veith, geb. Kuttenplan 10. Juli 1787, gest. Wien 6. November 1876, der berühmte Homilet, Wurzbach, 50, S. 81—95. — Johann Graf

Mailath, geb. Pest 5. Oktober 1786, gest. 3. Juni 1855, Geschichtschreiber, Mitarbeiter von Hormayrs Archiv. M. war der literarische Konfident des Grafen Sedlnitzky.

52.

[1]) An Varnhagen von Ense 8. April 1846: „Österreich unter den Babenbergern“ (zirka von den sächsischen Kaisern bis ans Ende der Staufen und des großen Zwischenreiches) und „Max I., Karl V., ihre Helden und ihre Zeit“, wozu ich 1806—1827 Unschätzbares gesammelt, verwehten die Orkane meines Lebens und mein Scheiden aus Österreich.

[2]) Josef Bergmann, Kustos im Münz- und Antikenkabinett, Geschichtsforscher und Philolog, besonders verdient um die Geschichte Tirols, war auch Mitarbeiter an Hormayrs Archiv.

Kleine Mitteilungen.

I.

Das Kreuz im Kolosseum.

Trotz der mannigfaltigen Besprechungen von Grillparzers „Ruinen des Campo Vaccino“ schien mir ein Punkt noch immer unerklärt. Es ist bei der Gesinnung der Fürstenhäuser in Österreich und Bayern leicht verständlich, daß die Tendenz des Gedichtes ihnen so anstößig war, wie etwa die von Schillers „Göttern Griechenlands“ dem Grafen Stolberg. Aber wie kam man dazu, eine persönliche Beleidigung des Papstes darin zu finden? Und doch war dies offenbar der Fall. Nicht nur redet man noch später von dieser „Geschichte mit dem Papste“ (vergl. z. B. Sauers Einl. zur Grillparzer-Ausgabe I, 23), sondern auch des Kaisers Empfindlichkeit darüber, daß ein Dichter, der „die Reise nach Rom in seinem Gefolge gemacht“, durch diese Produktion „schiefe Bildung des Verstandes“, ja „verdorbenes Gemüt“ gezeigt habe (vergl. z. B. Sauer, Grillp.-Jahrb. 7, 31, 131), wird erst so verständlich. Franz hatte mutatis mutandis dieselbe Empfindung, die Napoleon III. hegen mußte, als Floquet auf seinen Gast Alexander von Rußland mit dem Ruf zutrat: „Vive la Pologne, monsieur!“ Das Gastrecht schien ihm mißbraucht.

Sauer selbst, dem wir (a. a. O. S. 30 ff.) den gründlichsten und lehrreichsten Kommentar zu den „Ruinen“ verdanken, wundert sich, daß das „zufällige Kreuzeszeichen“ (S. 111) zum tertium comparationis gemacht sei. Und doch berichtet er selbst (S. 128), daß „die Zeit der Herstellung mit Pius VII. begann“. Der Papst also, der 1819 regierte,

konnte persönlich als Verursacher des neuen Zustandes gelten. Und ich stoße nun zufällig auf eine Stelle im Briefwechsel Dorothea Schlegels (2, 437), wonach er sich im Vatikan selbst wegen der baulichen Sicherstellung des Kolosseums feiern ließ. Philipp Veit entwarf einen Karton: „Die Religion, eine Figur in siegprangender Hoheit, vor der ein Pilger kniet, nimmt wieder Besitz von der ihr geweihten Stätte." (Werners Gespräch zwischen einem deutschen Pilger und der heiligen Cäcilie [Sauer a. a. O., S. 102] hat trotz der Beziehungen des Dichters zu den Nazarenern mit diesem Karton wohl nichts zu schaffen.)

Pius VII. nahm also für sich persönlich den Ruhm in Anspruch, das Kreuz auf den Ruinen wieder aufgerichtet zu haben, und Grillparzers Gedicht klang den damit vertrauten Fürstlichkeiten und Beamten wie eine ebenso persönliche Herausforderung des Papstes.

Berlin, 1. November 1902.

Richard M. Meyer.

II.

Grillparzer in Schweden.

Gustaf Collijn, Franz Grillparzer. Hans lif och verk. Stockholm, Lindströms Förlagsexpedition. 287 S. — 4 K.

Keines großen deutschen Dichters Ruhm ist so langsam, aber auch so stetig gestiegen, wie der Grillparzers. Über Heinrich v. Kleist konnte man anläßlich des „Prinzen von Homburg" vor kurzem noch in Wien Worte hören, die einem Genie und einem Charakter dieses Ranges gegenüber unmöglich sein sollten; Friedrich Hebbels dichterisches Ansehen ist mit so krampfhaftem Übereifer verfochten worden, daß eine Gegenbewegung nicht ausbleiben wird. Aber wie jene Gewalten, die der Dichter der „Libussa" anbetete, so breitet sich langsam, sicher, mächtig sein Ruhm und die Macht seiner Werke aus.

Dafür zeugen die sich häufenden Ausgaben, die zunehmenden Aufführungen, die um dieses Jahrbuch versammelte Literatur, dafür die Werke, die ihn dem Auslande bekannt machen. Necker hat uns — in doppelter Weise — mit einer trefflichen französischen Grillparzer-Biographie bekannt gemacht: jetzt kann ich von einer solchen in schwedischer Sprache Nachricht geben.

Ein warmer Verehrer Grillparzers will unter seinen Landsleuten für ihn werben. Sein Hauptaugenmerk ist auf das Theater gerichtet: er will die schwedische Bühne für den Dichter erobern, der sie zwar wiederholt schon betrat, aber ohne sie zu behaupten; interessante Proben von früheren Rezensionen seiner Stücke werden (S. 66, 129) mitgeteilt. Vor allem geht C. deshalb auf die Dramen ein. Zwar werden die wichtigen Reflexionen und Aphorismen (S. 275 ff.) selbständig besprochen, aber von den Erzählungen wird nur der „Arme Spielmann" (S. 266) gewürdigt, von der Lyrik geben zahlreiche Übersetzungsproben ein Bild, ohne daß der Verfasser über sie ein zusammenfassendes Urteil fällte.

Schon die oft umfänglichen Übersetzungen aus Dramen und Gedichten — nur für die „Ahnfrau" ist eine ältere Wiedergabe benützt — sind ein sprechendes Zeugnis für den liebevollen Eifer und das Verständnis des Autors. Soweit wir es beurteilen können, scheinen sie uns wohl gelungen; auch daß einmal ein besonders wichtiges Gedicht — die „Jugenderinnerungen im Grünen" (S. 164) — in Prosa wiedergegeben wird, scheint uns wohlgetan. Am wenigsten befriedigt uns der biographische Teil, der zwar hin und wieder (S. 13 u. ö.) recht hübsch Beziehungen zwischen Leben und Dichtung aufdeckt, die eigentlichen Probleme der Psychologie Grillparzers aber kaum berührt und das Auffälligste, das Verhältnis zu Kathi Fröhlich (S. 151 ff.), eigentlich nur als Rätsel stehen läßt.

Dagegen ist aus den Analysen der Dramen manches auch für den deutschen Leser zu lernen. Sie sind klar und

gut, im Anfange nur etwas zu ausführlich; wie sich denn hierin eine entschiedene Schwäche des Buches zeigt, daß die breite Ausführung der ersten Kapitel gegen Schluß immer mehr einer gewissen Hast Platz macht. So werden denn nicht nur „Sappho" (S. 59 ff.), sondern auch „Spartakus" (S. 26) und sogar „Wer ist schuldig" (S. 21) und „Blanka von Castilien" (S. 16 ff.) mit einer Ausführlichkeit behandelt, die man dem „Bruderzwist" (S. 255), der „Jüdin" (S. 261) und vor allem der „Libussa" (S. 258) eher wünschen möchte. In den letzten Abschnitten begegnen wir denn auch am häufigsten befremdenden Aussprüchen, wie (S. 258) dem Vergleiche Rudolfs mit Libussa; freilich möchten wir auch über Phaon (S. 64) anders urteilen als C., und beim „Goldenen Vließ" scheint uns Jason über Medea zu sehr vernachlässigt. — Hübsche und belehrende Parallelen fehlen nicht, besonders aus nordischen Dichtungen: „Sappho" und Rubeks „Wenn wir Toten erwachen" (S. 59), „Peer Gynt" und „Traum ein Leben" (S. 230). Auch wird zur „Ahnfrau" (S. 91 ff.) die Schicksalstragödie eingehend verglichen, Grillparzers Verhältnis zur französischen Tragödie (S. 241) besprochen und etwa (S. 160) einmal der „Cyrano" nett herangezogen.

Aus der Hauptabsicht des Verfassers folgt, daß er überall vorzugsweise die Technik untersucht (S. 121, 236 u. ö.). Die pädagogischen und ästhetischen Anschauungen des Dichters werden im Eingange summarisch dargestellt, ihre Bedeutung aber etwa für den „Treuen Diener" nicht genügend gewürdigt. Diese Einseitigkeit dient ja aber der Sache, und Grillparzer auf der fremden Bühne heimisch zu machen, ist sicher der beste Dienst, den ein Ausländer ihm erweisen kann. Dazu scheint uns das hübsch ausgestattete, mit Abbildungen des Wiener Grillparzer-Denkmals und zwei Porträts geschmückte Buch sehr wohl geeignet. Die Wiedergabe der deutschen Namen und Dichtungsproben ist sehr sorgfältig (nur S. 277 fiel mir der Druckfehler „den" für „denn" auf). Von tatsächlichen Irrtümern bemerkte ich nur zwei Monarchen-

verwechslungen: Pius IX. (S. 74) statt Pius VIII. und Franz Josef (S. 132) statt Kaiser Franz. Sie werden das Verständnis des Dichters nicht hindern, das den schwedischen Lesern diese klare, sachliche Darstellung mit ihren vortrefflichen Analysen öffnen wird!

Berlin, 28. Oktober 1902.

Richard M. Meyer.

Bericht

über die

zwölfte Jahresversammlung der Grillparzer-Gesellschaft.

Sonntag den 27. Oktober 1901 um 11 Uhr fand im Magistratssitzungssaale des neuen Rathauses die in gewohnter Weise vorher angekündigte zwölfte ordentliche Jahresversammlung statt.

Obmann Markgraf Pallavicini eröffnete die Versammlung. Er gedachte zunächst der schmerzlichen Verluste, welche die Gesellschaft im letzten Jahre erlitten. Er würdigte die große Bedeutung unseres Ehrenmitgliedes Adolf Pichler für unser Schrifttum, gedachte seiner kriegerischen Wirksamkeit als Schützenhauptmann der Studenten, mit denen er 1848 unter der schwarz-rot-goldenen Fahne österreichisches Gebiet verteidigte, der vielen wertvollen Dichtwerke, die er geschaffen, und des Anteils, den sich die Grillparzer-Gesellschaft an der Ausbreitung seines Ruhmes erworben. In Sektionschef Dr. Erich Wolf beklagt die Gesellschaft ein langjähriges, eifriges Ausschußmitglied, der Staat einen verdienstvollen, pflichttreuen Beamten. Als Stifter war Oswald Ottendorfer, der Herausgeber der „Newyorker Staatszeitung", ein bildungsfreundlicher Österreicher, unserer Gesellschaft bald nach ihrer Gründung beigetreten. Mitglied seit dem ersten Jahre war auch Graf Emerich Stadion, der sich vielfach als Dichter versuchte. Die Versammlung erhob sich zum Zeichen der Trauer von den Sitzen. Der Vorsitzende gedachte sodann der 80 Jahr-Feier unseres Ehrenmitgliedes Hieronymus Lorm, seit Pichlers Tode der Senior der heimischen Dichterschar, mit ehrenden Worten und teilte mit, daß der Vorstand dem Jubilar seine Glückwünsche ausgesprochen.

Zur Verlesung des Rechenschaftsberichtes erhielt hierauf der Schriftführer, Privatdozent Dr. Emil Reich, das Wort:

Geehrte Versammlung!

Auf den Tag genau ein Jahr nach unserer letzten Jahresversammlung findet uns derselbe Zweck wieder an derselben Stätte vereint, und wir dürfen es gleich aussprechen, auch die Wirksamkeit unserer Gesellschaft ist dieselbe geblieben, wie der Bericht über die wesentlichsten Vorkommnisse in diesem zwölften Jahre unseres Bestandes zeigen wird.

Es war für uns eine selbstverständliche Pflicht, den 70. Geburtstag unseres Ehrenmitgliedes, Marie v. Ebner-Eschenbach, in besonders feierlicher, ihrer Bedeutung angemessener Weise zu begehen, sobald der Herbst unsere Mitglieder wieder vollzählig versammelt hatte. Waren schon in früheren Jahren Werke dieser edlen Dichterin öfters in unserem Kreise vorgelesen worden, so ließen wir diesmal am 30. Oktober sowohl über sie als auch sie selbst sprechen; Professor August Sauer würdigte zuerst in eingehender Festrede die Entwicklung und Bedeutung der Jubilarin, dann las die Hofschauspielerin Frau Hedwig Römpler-Bleibtreu zwei charakteristische Novellen, wobei die Tragik des „Vorzugsschülers“ und der Humor der „Komtesse Muschi“ gleich eindringlich zur Geltung kamen. Leider mußte den zweiten Vortragsabend am 20. November die Totenklage um ein anderes Ehrenmitglied unserer Gesellschaft, den 81 jährigen Adolf Pichler, einleiten. Die Dichterin Marie Eugenie delle Grazie sprach sein Abschiedslied, ehe sie mit starker Kraft einen Gesang ihres bedeutsamen Epos „Robespierre“ rezitierte. Auch der dritte Abend, der 11. Dezember, ließ eine heimische Schriftstellerin zum Worte kommen, Fräulein Emil Marriot las mit sicherer Technik einige ernste und heitere Novellen. Der 15. Januar brachte, als Gedenkrede zum Geburtstage unseres Schutzpatrones, Professor Alfred Przibrams auf gründlichen Studien aufgebauten Vortrag über „Grillparzers Habsburgerdramen“. Der 12. Februar löste eine alte, unverjährte Schuld ein, Hofschauspieler Josef Lewinsky ließ einen zu Unrecht Halbvergessenen in voller Frische vor uns zum Leben erwachen, indem er zahlreiche formschöne Gedichte und ein tiefsinniges, humorvolles Märchen von Moritz Hartmann zu sieggewohntem und sieggekröntem Vortrage brachte. Den Abschluß bildete am 16. April ein dem Andenken Adolf Pichlers gewidmeter Abend; wie vor Jahren „Fra Serafico“ durch Meister Lewinsky wurde diesmal die poetische Erzählung „Der Hexenmeister“ und die Novelle „Das Kind des Zöllners“ durch Hofschauspieler Georg Reimers

mit oft erprobter Kunst plastisch wiedergegeben. Um diese Trauerfeier noch in jener Saison zu ermöglichen, mußten Tag und Thema des letzten Abends abgeändert werden, sonst gelang es, wenn auch nicht ohne Schwierigkeiten, die Voraussagungen des Programmes getreulich zu erfüllen. Die Vorträge fanden wie seit 1893 im Festsaale des Ingenieur- und Architektenvereines statt, den wir uns auch für das nächste Jahr (obschon bei etwas erhöhten Kosten) sicherten. Der rege Beifall, der an jedem Abende sich erneuerte, läßt vermuten, daß unsere Mitglieder befriedigt waren.

Unser elftes Jahrbuch kann erst in einigen Wochen in Ihre Hände gelangen. Mag man diese Verspätung alljährlich beklagen, so müssen wir ebenso alljährlich betonen, daß wir in unserem bewährten Redakteur eine kaum zu ersetzende Kraft besitzen und daher immer noch lieber den Zeitpunkt des Erscheinens hinausgerückt, als seine Mithilfe uns entzogen sehen. Wir können diesmal nur ungefähr angeben, was dieser Band enthalten wird. Aus dem Nachlasse Theobald v. Rizys sollen wir neues über Grillparzer und Schreyvogel hören, wie „Grillparzer über Frankreich" dachte, wird uns ein Franzose, Professor August Ehrhard, erzählen, über Grillparzers „Ahnfrau" schreibt Professor Josef Kohm, den Nekrolog für Adolf Pichler verfaßt Max Morold, den Festaufsatz zum Hieronymus Lorm Jubiläum Bernhard Münz, über Nestroy schreibt Hans Sittenberger, über Amalie Haizinger Frau Helene Bettelheim-Gabillon. Nebst dem Rizy-Nachlaß bringt Karl Glossy noch einen Aufsatz über Anastasius Grün, neue Beiträge zur Biographie Franz Schuberts und sonstige Miszellen. So wird unser neuestes Jahrbuch den Ruf, den seine zehn Vorgänger sich erworben, bewahren und schon heute kann Karl Glossy unserer Dankbarkeit gewiß sein. Wir bleiben bei den Vorträgen wie bei dem Jahrbuche dem Prinzipe treu, das ganze 19. Jahrhundert als unser Arbeitsgebiet aufzufassen, wollen es aber gern auch auf reife Leistungen der deutsch österreichischen Poeten des 20. Jahrhunderts ausdehnen.

Die Mitgliederzahl stieg im Jahre 1900 von 728 bis auf 778, davon 665 in Wien, 113 außerhalb Wiens. Sie hat sich 1901 nicht auf derselben Höhe behauptet, denn eine Zunahme in Wien dürfen wir nicht zulassen, sollen unsere Vorträge tunlichst allen Mitgliedern zugänglich bleiben; in der Provinz wäre eine Steigerung hingegen sehr willkommen. Wir wiederholen unseren alten Wunsch, daß neben jenen 56 Mittelschulen, die bereits in unserer Mitgliederliste erscheinen, auch

viele andere noch einsehen möchten, welch ein empfehlenswerter Lehrbehelf unser Jahrbuch für den Unterricht in der heimischen Literatur wäre. Die Einnahmen überstiegen die Ausgaben, da wir sparsam weiterwirtschafteten, erheblich. Unser Vereinsvermögen beträgt rund 11.800 Kronen.

Auf dieses finanziell so günstige Ergebnis gestützt, ersuchen wir Sie um die Ermächtigung, eine entsprechend große Anzahl von Vereinsbüchereien und Volksbibliotheken neuerdings mit Grillparzers Werken beteilen zu dürfen, wie wir dies bisher schon in 100 Fällen taten. Wir halten diesen Zweig unserer Tätigkeit für einen besonders ersprießlichen und erachten es als die beste Ehrung des Dichters, möglichst weiten Volkskreisen die Gelegenheit zu bieten, mit seinen Schöpfungen auf das innigste vertraut zu werden. Wir begrüßen es daher mit großer Freude, daß schon ein Jahr vor Ablauf des Verlagsprivilegiums von der bisherigen Inhaberin dieses Rechtes so billige und sorgsame Ausgaben der Dramen (in 6 Bänden) wie der ausgewählten Werke (in 8 Bänden) veranstaltet wurden. Wir bedauern, unser Lob auf die Sammlung von Grillparzers dramatischen Meisterwerken nicht ausdehnen zu können, da dort ein Meisterwerk Grillparzers „Das goldene Vließ“ sinnwidrig gekürzt erscheint. Diese (doch für das Volk bestimmte) Ausgabe bringt nämlich bloß den Schluß der Trilogie „Medea“, der ohne die vorhergehenden Teile kaum verständlich genug ist. Allein dieser Mißgriff kann unsere Genugtuung darüber nicht trüben, daß nun endlich eine Ausgabe, wie jene in 8 Bänden, vorhanden ist, die alle Dramen, beide Novellen, die besten Gedichte und eine Auswahl der Prosaschriften bietet und durch ihren Preis (4 Mark) wahrhaft geeignet ist, jedem den Besitz Grillparzers zu ermöglichen. So sehr wir jede Zeile von der Hand unseres Dichters schätzen, so klar sind wir uns auch über die Wahrheit des Spruches, man dürfe einem Dichter zur Reise in die Unsterblichkeit nicht allzuviel Gepäck mitgeben. Konnten wir schon bisher Jahr um Jahr die wachsende Verbreitung des Ruhmes Grillparzers feststellen, so dürfen wir heute der Überzeugung Ausdruck geben, mit solchen billigen Volksausgaben beginne erst die wahre Unsterblichkeit und volle Wirksamkeit Grillparzers. Wir, die engere Grillparzer-Gemeinde, wollen wie bisher eifrig und freudig mitbeitragen zur rechten Schätzung und genauen Kenntnis Franz Grillparzers.

Hierauf erstattete der Schriftführer auf Grund der von dem erkrankten Schatzmeister, Dr. Eduard Weissel, zusammen-

gestellten Ziffern den Kassenbericht. Die von den Rechnungsrevisoren geprüfte und richtig befundene Bilanz per 31. Dezember 1900 lautete:

Bestand am 1. Jänner 1900.

	K	h	K	h
Spareinlagen	8435	12		
Barsaldo vom 1. Jänner 1900 . .	7546	39		
Einnahmen.				
Mitgliederbeiträge für 1899 . . .	12	—		
" " 1900 . . .	3536	56		
" " 1901 . . .	1789	34		
" " 1902 . . .	10	—		
Eintrittsgebühren	222	—		
Zinsen	458	84		
Die angeschafften Renten per K 9000, welche zum Parikurse in Rechnung gestellt sind, kosteten weniger um .	137	—		
Ausgaben.				
Jahrbuch X			3354	—
Vortragsabende			1266	—
Allgemeine Spesen			462	54
Bestand am 31. Dezember 1900.				
fl. 4500 Papierrente al pari . . . . . . K 9000 — im Depot der Anglo-österr. Bank erliegend.				
Guthaben bei der Anglo-österr. Bank . . . „ 114 30				
Guthaben bei der Postsparkasse . . . . „ 3041 42				
Bar . . . . „ 4898 99			17064	71
	22147	25	22147	25

Die in das Jahr 1900 gehörigen Einnahmen würden 5957 K betragen, die Ausgaben (falls das 11. Jahrbuch ebensoviel koste als das 10.) 5082·50 K, so daß sich ein sehr erheblicher Überschuß ergebe. Auf Antrag des Herrenhausmit-

gliedes Ludwig Lobmeyr wurde das Absolutorium erteilt. Jahresbeitrag und Eintrittsgebühr wurden in derselben Höhe wie bisher festgesetzt und der Ausschuß ermächtigt, wie stets, notwendige Abänderungen provisorisch selbst zu treffen.

Zu Schiedsrichtern wurden Geheimer Rat Dr. Joseph Freiherr von Bezecny, Universitätsprofessor Dr. Laurenz Müllner, Burgtheater-Direktor Dr. Paul Schlenther, Ludwig Speidel, Geheimer Rat Dr. Joseph Unger auf Antrag des Grafen Karl Lanckoronski wiedergewählt, ebenso zu Rechnungs-Revisoren Hofrat Hermann Hallwich und Ludwig Lobmeyr. Hierauf schloß der Obmann, den Erschienenen dankend, die Sitzung.

Bericht

über die

dreizehnte Jahresversammlung der Grillparzer-Gesellschaft.

Nachdem die Einladung in den Zeitungen am 9. Oktober ergangen war, außerdem alle Mitglieder (zugleich mit dem Kassenbericht, dem Mitgliederverzeichnis und der Kandidatenliste) spezielle Einladungen erhalten hatten, wurde die dreizehnte Jahresversammlung Samstag den 18. Oktober 1902 um 5 Uhr wie stets im Magistratssitzungssaale des neuen Rathauses abgehalten.

Markgraf Alexander Pallavicini, als Obmann, eröffnete die Sitzung. Er gedachte der hingeschiedenen Mitglieder Konsul Joseph Bielefeld in Karlsruhe und Regierungsrat Emil Wickerhauser in Agram, die beide vom Beginn an zu unserer Gesellschaft zählten, der erstere als einer aus der treuen Schar unserer Freunde in der Hauptstadt Badens, der letztere auch zu den wenigen zählend, die das Glück gehabt, mit Grillparzer in persönlichem Verkehr zu stehen. Mit altösterreichischer Bescheidenheit hatte Wickerhauser (1891) unserem Schriftführer seine Aufzeichnungen über diese Beziehungen zu Grillparzer unter der Bedingung übergeben, daß sie erst nach seinem Tode gedruckt werden dürften. Die Versammlung ehrte das Andenken der Verstorbenen durch Erheben von den Sitzen.

Hierauf erstattete der Schriftführer, Privatdozent Dr. Emil Reich, folgenden Rechenschaftsbericht:

Geehrte Versammlung!

Als im Oktober 1889 die Anregung zur Gründung einer Grillparzer-Gesellschaft gegeben wurde, begegnete dieser Gedanke vielfach Zweifeln und Bedenken. Unbeirrt wurde er aber binnen drei Monaten in die Tat umgesetzt. Die seither verflossenen Jahre haben die zähe Lebensfähigkeit unserer Vereinigung bewiesen,

ihren Bestand ideell und materiell vollauf begründet und gerechtfertigt. Ein Jahr mehr schließt sich dem Kreis als neuer Ring an und zeigt, welch ein stattlicher Baum das bescheidene Stämmchen seither wurde. Dies mag der gewohnte kurze Überblick unserer Vorträge, unseres Jahrbuches und unserer ins Weite hinauswirkenden Popularisierungsbestrebungen beweisen.

Einem französischen Gelehrten, der sich durch eine (seither auch ins Deutsche übertragene) Biographie Grillparzers rühmlich hervorgetan, dem Universitätsprofessor August Ehrhard aus Clermont-Ferrand, bot unser erster Vortragsabend Gelegenheit, seine vollendete Beherrschung der deutschen Sprache darzutun; er behandelte am 29. Oktober 1901 das Thema: „Grillparzer über Frankreich" und das elfte Jahrbruch brachte seine anregenden Ausführungen im Druck. Am 19. November las Schriftsteller Philipp Langmann seine Novelle „Die schöne Bronwa" und Szenen aus seinem damals noch ungedruckten Drama „Die Herzmarke". Am Todestage Ludwig Anzengrubers, am 10. Dezember, trug Oberregisseur Ludwig Martinelli eine Auswahl seiner Erzählungen mit packender Wirkung vor. Am 14. Januar 1902 sprach Burgtheater-Direktor Dr. Paul Schlenther beziehungsvoll über „Grillparzer und Bauernfeld", die Hundertjahrfeier des Lustspieldichters und der Geburtstag des Tragikers wurden so zu gleicher Zeit begangen. Als Nachklang zu Hieronymus Lorms 80. Geburtstag rezitierte Hofschauspieler Joseph Lewinsky am 11. Februar mehrere seiner schwermütigen Poesien und tilgte am selben Abend eine andere Ehrenschuld durch den gleich meisterhaften Vortrag einer Reihe von Gedichten Stephan Milows. Die seither im Kalender des Deutschen Schulvereines für 1903 veröffentlichte Novelle „Verena" eines Mitarbeiters unseres Jahrbuches, Eugen Probst, las am 11. März die Hofschauspielerin Frau Hedwig Römpler-Bleibtreu mit feiner Stimmungsmalerei und ließ einige humorvolle Gedichte des Grafen Albrecht Wickenburg mit bestem Gelingen folgen. Alle Vorträge fanden an gewohnter Stätte den dankbaren Beifall unserer Mitglieder; das Vortragsprogramm konnte ohne Störung eingehalten werden, obzwar dies nie leicht fällt.

Ebenso gewohnt ist es schon und wir haben uns mit dieser Eigentümlichkeit längst abgefunden, daß unser Jahrbuch pro 1901 erst im Spätherbst 1902 erscheinen kann. Wir hegen die zuversichtliche Erwartung, daß auch diesmal der wertvolle und abwechslungsreiche Inhalt für das späte Erscheinen entschädigen wird. Eine Übersicht der im Druck befindlichen Auf-

sätze wird diese Überzeugung wohl auch bei unseren Mitgliedern bekräftigen. Ein Gedicht an Lenau von Hermann Hango eröffnet den Band. Baron Alfred Berger bespricht „Grillparzers Ansichten über Lenau", gleichfalls an das Lenau-Jubiläum knüpft der Lenau-Biograph Eduard Castle mit einem Aufsatz „Der Amerikamüde" (über Lenau und Kürnberger) an. Über Eduard von Bauernfeld handelt Egon von Komorzynski, über Johann Nepomuk Vogl schreibt Eugen Probst, über Ludwig Halirsch berichtet Rudolf Holzer. Der Dramaturg der Karlsruher Hofbühne Eugen Kilian, unser eifriger Vertreter in der badischen Landeshauptstadt, nimmt Raimunds „Gefesselte Phantasie" zum Gegenstand. Karl Glossy veröffentlicht eine Biographie des um die schöne Literatur in Österreich verdienten Freiherrn von Hormayr und reiht daran dessen Briefe an Karoline Pichler. „Feuchtersleben und Betty Paoli" betrifft Franz Ilwofs Beitrag. Hans Sittenberger schreibt über „Franz Stelzhamer", Ella Hruschka über „Ferdinand von Saar", unser Ehrenmitglied, den seine Freunde eben auf Anregung der Vorstände der Grillparzer-Gesellschaft und der Schiller-Stiftung beim Eintritt in sein 70. Lebensjahr festlich begrüßten. Uns steht Saar insbesondere auch als Rezitator seiner eigenen Dichtungen nahe und als solchen sollen wir ihn nächster Tage neuerdings mit Freude in unserer Mitte sehen. Auf Grillparzer beziehen sich zwei wertvolle Mitteilungen von Richard M. Meyer in Berlin. Die Redaktion des Jahrbuches liegt wie bisher in den bewährten Händen Karl Glossys, dem wir schon für so viele schöne Spenden dankbar verpflichtet sind.

In der Zusammensetzung unseres Ausschusses ergab sich nur eine Änderung durch die Cooptation der Schriftstellerin Gräfin Christiane Thun-Salm, die unserem Rufe gern folgte. Unsere Mitgliederzahl erreichte im Jahre 1901 die Ziffer 701, davon 595 in Wien, 106 außerhalb Wiens. In Wien wurde die Überfüllung des Vortragssaales dadurch weniger fühlbar, daß wir kein Gewicht auf Werbung neuer Mitglieder legten. Hingegen beklagen wir es sehr, daß unser Jahrbuch nicht stärkere Werbekraft bei den vielen Millionen Deutschen außerhalb Wiens erzielt, obschon es dies sicherlich verdient. Wir beschäftigen uns mit neuen Plänen zur Steigerung der Mitgliederzahl in der Provinz wie im Deutschen Reiche und bitten unsere altbewährten Freunde und Anhänger schon jetzt um ihre Mitarbeit. Im übrigen ist auch die finanzielle Lage der Gesellschaft eine sehr günstige, da trotz vermehrter Auslagen auch heuer ein

Überschuß erzielt wurde und unser Vereinsvermögen 12.000 K übersteigt, ein Umstand von so seltener Erfreulichkeit, daß er bereits die Aufmerksamkeit der Finanzbehörde erregte. Das Gebühren-Äquivalent ist die gebührende Anerkennung unserer Sparsamkeit.

Da wir aber die Mittel nicht ansammeln, bloß um sie zu besitzen, sondern um sie zu gebrauchen, haben wir am 21. Januar 1902 zur Erinnerung an Grillparzers vor dreißig Jahren erfolgten Tod 80 Vereinen in Wien und in der Provinz die neue achtbändige Ausgabe seiner Werke gespendet, so daß im ganzen schon 180 Büchereien von uns mit Grillparzers Werken ausgestattet wurden. So für die Volkstümlichkeit Grillparzers zu sorgen, halten wir für eine unserer schönsten Aufgaben und scheuen dabei vor größeren Auslagen nicht zurück. Wir pflegen daher auch den Zusammenhang mit den Volksbildungsbestrebungen, sorgen dafür, daß die Volksbildungsvereine Vorträge über Grillparzer veranstalten und haben uns zusammen mit 15 literarischen Vereinigungen der „Deutschen Dichter-Gedächtnis-Stiftung" angeschlossen. Deren erster Vorsitzender ist der General-Sekretär der Schillerstiftung in Weimar, der Schriftsteller Dr. Hans Hoffmann, zweiter Vorsitzender wurde unser Schriftführer; der geschäftsführende Ausschuß hat seinen Sitz in Hamburg. Herausgabe von wertvollen Dichtungen in billigsten Ausgaben bei guter Ausstattung ist das Ziel. Von demselben Bestreben, die Volkstümlichkeit Grillparzers zu vertiefen, den Unbemittelten und den Wenigbemittelten den Genuß seiner Werke zu ermöglichen, ist unsere jüngste Aktion getragen. In der Ausschußsitzung vom 7. Oktober beantragte Dr. Karl Graf Lanckoronski, an die General-Intendanz der Hoftheater mit der Bitte heranzutreten, es mögen alljährlich im Monat Januar, in den Grillparzers Geburtstag wie sein Sterbetag fallen, an den sechs Sonn- und Feiertagen Mittagsvorstellungen derselben Art wie 1891 zur Säkularfeier Grillparzers im Burgtheater abgehalten werden. Damals hatten gleichfalls auf unsere Anregung Aufführungen stattgefunden, aus denen sich dann die Sonntags-Nachmittags-Vorstellungen entwickelten. Hierbei wurden die Plätze meist an Korporationen abgegeben, die Garantien gegen jeden Mißbrauch boten; die Preise waren folgende: alle Parkettsitze 3 K, Parterre 2 K, III. Galerie 60 h, IV. Galerie 40 h, alle Stehplätze 20 h, trotzdem reichten sie zur Deckung der Kosten hin. Unser Ausschuß nahm den Antrag Lanckoronski einmütig an und am 9. Oktober ging die vom

Obmann und vom Antragsteller unterzeichnete Eingabe an die General-Intendanz ab. Wir hoffen, dort dasselbe wohlwollende Entgegenkommen wie vor 12 Jahren zu finden und sind gewiß, daß unsere Mitglieder diesen Schritt billigen.

Im letzten Bericht konnten wir mit Befriedigung die neuen billigen Grillparzer-Ausgaben des Verlages Cotta erwähnen. In diesem Herbst erfolgten ebenso billige Einzelausgaben der Dramen Grillparzers durch Cotta und in zehn Wochen bereits endet das Privilegium dieser großen Firma, so daß nun eine Fülle billigster Grillparzer-Bände und Bändchen bei verschiedenen Unternehmungen herauskommen. Diesen Zeitpunkt erwarteten wir seit Jahren mit Spannung. Es schien uns die Hauptaufgabe unserer Gesellschaft in der gefährlich langen Zwischenzeit die Überzeugung wachzuhalten, daß Grillparzer nicht bloß der größte Dichter Österreichs, sondern nach Goethe und Schiller als dritter zu nennen sei. Diese Gesinnung durchdringt immer weitere Kreise, Grillparzer wird in Berlin fast mehr schon als in Wien gespielt*), eben veröffentlicht ein schwedischer Gelehrter Gustaf Collijn ein Buch über ihn, auf seine ersten Jugendversuche greift man zurück, das Schillertheater in Kiel brachte „Blanka von Kastilien" und „Wer ist schuldig?" Grillparzer wird jetzt in alle Häuser und in alle Herzen dringen. Damit wäre unsere Aufgabe gelöst und wir könnten uns zurückziehen, ein Wunsch, der nach bald dreizehn Jahren der Vorstandstätigkeit manchen von uns beschleicht. Allein wir haben neben Grillparzer auch noch für das ganze Schrifttum Deutschösterreichs seit hundert Jahren zu wirken. Wir wollen treue Hüter Grillparzers und seiner Dichtergenossen bleiben und darum halten wir es für eine ernste Pflicht, uns nochmals zur Verfügung zu stellen, wenn unsere Dienste gewünscht werden.

Da der Schatzmeister Dr. Eduard Weissel zwar anwesend, aber durch Heiserkeit verhindert war, selbst zu sprechen, verlas der Schriftführer die von den Rechnungsrevisoren geprüfte und richtig befundene Bilanz per 31. Dezember 1901:

*) Im Oktober 1902 wurde Grillparzer in vier Berliner Theatern 23 mal gespielt, während in Wien bloß das Burgtheater zwei Grillparzer-Abende brachte, die Privattheater Grillparzer in diesem Monat vollständig unbeachtet ließen.

			K	h	K	h
Bestand am 1. Jänner 1901.						
fl. 4500 Papierrente al pari . . .			9000			
Barsaldo vom 1. Jänner 1901 . .			8064	71		
Einnahmen.						
Mitgliederbeiträge für 1900 . . .			6	—		
„ „ 1901 . . .			3030	78		
„ „ 1902 . . .			1458	—		
Eintrittsgebühren			51	—		
Zinsen vom Kontokorrente der Anglo-Bank . . K	9	49				
Zinsen vom Kontokorrente der Postsparkasse . . „	69	72				
Koupons-Eingänge . . „	378	—	457	21		
Ausgaben.						
Jahrbuch XI					3256	35
Vortragsabende					1230	—
Gebühren-Äquivalent					32	07
Allgemeine Spesen					659	46
Bestand am 31. Dezember 1901.						
fl. 4500 Papierrente al pari . . . . . K	9000	—				
im Depot der Anglo-österr. Bank erliegend.						
Guthaben bei der Anglo-österr. Bank . . . „	501	60				
Guthaben bei der Postsparkasse . . . . „	2998	98				
Bar . . . . „	4389	24			16889	82
			22067	70	22067	70

Die in das Jahr 1901 gehörenden Einnahmen würden 5328·50 K betragen, die Ausgaben (falls sie für das 12. Jahrbuch dieselben seien wie für das 11.) 5178 K, so daß wie immer ein Überschuß zu verzeichnen sei. Für den Herbst 1902 sei die Eintrittsgebühr sistiert worden, aber nur für solche, die noch für das letzte Vierteljahr beitreten. Für 1903 wird wie

bisher der Jahresbeitrag außerhalb Wien mit 6 K, für Wien mit 7 K (nebst einer Eintrittsgebühr von 3 K nur für Wien) festgestellt.

Auf Antrag des Hofrates Hallwich wird das Absolutorium erteilt und konform den als Vollmachten eingelangten 82 Stimmzetteln auch von den Anwesenden der bisherige Vorstand für drei Jahre einstimmig in folgender Zusammenstellung wiedergewählt:

Als Obmann: Alexander Markgraf Pallavicini, k. u. k. Geheimer Rat, k. u. k. Kämmerer; als Obmann-Stellvertreter: Dr. Wilhelm Ritter von Hartel, k. k. Unterrichtsminister, k. u. k. Geheimer Rat, Vizepräsident der Akademie der Wissenschaften, Herrenhausmitglied, Albrecht Graf Wickenburg, k. u. k. Kämmerer, Schriftsteller; als Ausschuß-Mitglieder: Dr. Alfred Freiherr von Berger, Professor, Direktor des Deutschen Schauspielhauses (Hamburg), Dr. Heinrich Bulthaupt, Professor, Stadtbibliothekar (Bremen), Dr. Karl Glossy, Regierungsrat, Direktor der Stadtbibliothek, Dr. Karl Graf Lanckoronski, k. u. k. Geheimer Rat, korr. Mitglied der Akademie der Wissenschaften, k. u. k. Kämmerer, Herrenhausmitglied, Joseph Lewinsky, k. u. k. Hofschauspieler und Regisseur, Dr. J. Minor, k. k. o. ö. Universitätsprofessor, Adam Müller-Guttenbrunn, Direktor des Kaiser-Jubiläums-Stadttheaters, Dr. Emil Reich (Schriftführer), Universitätsdozent, Dr. August Sauer, k. k. o. ö. Universitätsprofessor (Prag), Dr. Erich Schmidt, o. ö. Universitätsprofessor (Berlin), Hofrat Dr. Anton E. Schönbach, k. k. o. ö. Universitätsprofessor (Graz), Dr. Karl von Thaler, Schriftsteller, Christiane Gräfin Thun-Salm, Sternkreuz- und Palastdame, Schriftstellerin, Dr. Johannes Volkelt, o. ö. Universitätsprofessor (Leipzig), Dr. Edmund Weissel (Kassier), Hof- und Gerichtsadvokat, Dr. Adolf Wilbrandt, Schriftsteller (Rostock), J. von Winternitz, Regierungsrat.

Markgraf Pallavicini drückte den Dank der Wiedergewählten aus und versprach, daß sie sich wie bisher bestreben wollen, für die Ziele der Gesellschaft zu wirken.

In das Schiedsgericht wurden neuerdings Geheimer Rat Dr. Joseph Freiherr von Bezecny, Universitätsprofessor Dr. Laurenz Müllner, Burgtheaterdirektor Dr. Paul Schlenther, Ludwig Speidel, Geheimer Rat Dr. Joseph Unger berufen, zu Rechnungs-Revisoren Hofrat Hermann Hallwich und Herrenhausmitglied Ludwig Lobmeyr sowie als Ersatzmann

Sektionschef Dr. Georg v. Thaa. Da nach gestellter Anfrage niemand das Wort verlangte, wiederholte der Obmann den Dank für die Beteiligung und schloß die Versammlung.



Auf das an die General-Intendanz gerichtete Gesuch lief am 4. November folgender Bescheid ein:

„In Beantwortung der geschätzten Zuschrift vom 7. Oktober glaubt die k. u. k. General-Intendanz der k. k. Hoftheater dem verehrlichen Vorstande der Grillparzer-Gesellschaft in Wien zunächst die Versicherung geben zu sollen, daß sie den edlen Absichten der Grillparzer-Gesellschaft die wärmste Anerkennung zolle und deren Verwirklichung in jeder Beziehung nur begrüßen könnte. Nichtsdestoweniger sieht sich bei den gegebenen Verhältnissen die General-Intendanz der k. k. Hoftheater zu ihrem aufrichtigen Bedauern außerstande, auf die ausgesprochenen Wünsche einzugehen und den gegebenen Anregungen Folge zu geben. Denn alle jene Gründe betriebstechnischer Natur sowie jene schwerwiegenden Rücksichten auf das Repertoire, welche zur Aufhebung der Sonntag-Nachmittags-Vorstellungen geführt haben, sprechen naturgemäß auch gegen die Realisierung des von der Grillparzer-Gesellschaft geplanten Projektes und berauben die General-Intendanz der k. k. Hoftheater zu ihrem lebhaft gefühlten Bedauern der Möglichkeit, dem Wunsche der verehrten Körperschaft entsprechen zu können.“

Jahrbuch der Grillparzer-Gesellschaft.

Redigiert von

Karl Glossy.

Erster Jahrgang 1890.

Inhalt: Bericht über die Gründung der Grillparzer-Gesellschaft. — Aus dem Grillparzer-Archiv: Briefe von und an Grillparzer (an Eltern und Geschwister, Familie Sonnleithner, Jugendfreunde. Hofmeisterjahre. Aus dem Verkehr mit Frauen. Schwestern Fröhlich. Literatur und Theater. Vormärzliches, Ehrung). Anmerkungen. — Briefe an Grillparzer aus dem Nachlasse von Josef Weilen
Gr.-8. XXXIX und 416 Seiten.

Zweiter Jahrgang 1891.

Inhalt: Grillparzers Beamtenlaufbahn. Einleitung. I. Aktenstücke. II. Berichte des Archivdirektors Grillparzer. III. Tagebuchblätter. Anmerkungen. — Briefe von Grillparzer. — Jahresbericht der Grillparzer-Gesellschaft.
Gr.-8. XXXII und 339 Seiten.

Dritter Jahrgang 1892.

Inhalt: August Sauer: „Ein treuer Diener seines Herrn." — Jakob Minor: Grillparzer als Lustspieldichter und ‚Weh' dem, der lügt". — Moritz Necker: Ernst Freiherr von Feuchtersleben, der Freund Grillparzers. — Aus dem Grillparzer-Archiv: Tagebuchblätter. — Briefe von Karoline Pichler an Therese Huber. — Eugen Kilian: Miszelle zum 2. Teil der Vließ-Trilogie. — Hermann Hango: Prolog zur Ahnfrau-Feier. — Berichtigungen und Nachträge. — Jahresbericht der Grillparzer-Gesellschaft. — Mitglieder-Verzeichnis. Gr.-8. 398 Seiten.

Vierter Jahrgang 1893.

Inhalt: Johannes Volkelt: Grillparzer als Dichter des Zwiespaltes zwischen Gemüt und Leben. — Hieronymus Lorm: Grillparzers „Der arme Spielmann". — August Sauer: Briefe von Katharina Fröhlich an ihre Schwestern. — Richard Batka: Grillparzer und der Kampf gegen die deutsche Oper in Wien. — Karl Glossy: Briefe von Ferdinand Raimund an Toni Wagner. — Moritz Necker: Franz Nissel. — Franz Ilwof: Ein Brief Grillparzers an Karl Gottfried Ritter von Leitner. — Ludwig August Frankl: Franz Grillparzer an Anastasius Grün. — Robert Zimmermann: Aus Gesprächen mit Grillparzer. — Ludw. Aug. Frankl: Prolog. — Jahresbericht der Grillparzer-Gesellschaft. Gr.-8. 366 Seiten.

Fünfter Jahrgang 1894.

Inhalt: Karl Glossy: Aus Bauernfelds Tagebüchern I. 1819—1848. — August Sauer: Grillparzer und Katharina Fröhlich. — Rudolf v. Bayer: Hamerling als Gymnasiallehrer. — Briefe von Grillparzer, herausgegeben von Anton Schlossar und Wilhelm Schäfer. — Fritz Lemmermeyer: Aus dem Tagebuche der Freiin v. Knorr. — Jahresbericht der Grillparzer-Gesellschaft.
Gr.-8. XVIII und 316 Seiten.

Sechster Jahrgang 1895.

Inhalt: Anton Schlossar: Anastasius Grün (Graf Anton Auersperg) und Karl Gottfried Ritter v. Leitner. — Karl Glossy: Aus Bauernfelds Tagebüchern II. 1849—1879. — J. Holland: Briefe von Moritz von Schwind an Bauernfeld. — Jahresbericht der Grillparzer-Gesellschaft. G.-8. 320 Seiten.

Siebenter Jahrgang 1896.

Inhalt: August Sauer: Proben eines Kommentars zu Grillparzers Gedichten. — Eugen Probst: J. B. von Alxinger. — Anton Schlossar: Zwei Briefe von Zedlitz an Josef von Hammer-Purgstall. — Karl Glossy: Zur Geschichte der Wiener Theaterzensur. I. — Jahresbericht der Grillparzer-Gesellschaft.
Gr.-8. 318 Seiten.

Gesellschafts-Buchdruckerei Brüder Hollinek, Wien, III., Erdbergstraße 3.



